GS. 7986

Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

Stadtbibliothek
Augsburg

Beschreibung der Antillen Insuln.

Historische Beschreibung Der Antillen Inseln in America gelegen

In sich begreiffend deroselben Gelegenheit / darinnen befindlichen natürlichen Sachen / sampt deren Einwohner Sitten und Gebräuchen mit 45. Kupfferstücken gezieret.

von

dem Herrn de Rochefort,

zum zweyten mahl in Französischer Sprach an den Tag gegeben /

nunmehr aber

in die Teutsche übersetzet.

Franckfurt /

In Verlegung Wilhelm Serlins / Buchdruckers und Buchhandlers, 1668.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

Zuschrifft
Dem Edlen Herrn
Herrn
JOHANN du FAY,
dem Jüngern/meinem sonders geehrten Herrn/und wohlgeneigten Gönner und Patronen.

Es hat der allweise Schöpffer dieses gantzen Weltgebäus nicht allein seine unaußsprechliche Allmacht an dem wunderschönen Himmels- und Erden-Gebäu mercklich zuerkennen gegeben / sondern zugleich auch seine unergründliche Weiß-

heit in der ordentlichen Außtheilung seiner milden Gnaden Gaben sattsam sehen und spüren lassen/ indeme er einem Land nicht alles miteinander gegeben/ sondern dieses mit fruchtbarem Kornbau/ jenes mit herrlichem Weinwachs/ ein anders mit trächtiger Vieh-Zucht/ und wieder ein anders mit Mettall-reichen Fund und Ertzgruben/oder Gesund- und Heylbronnen gesegnet/ damit also eines deß andern Hülffe vonnöthen/ und der Mensch davon seine Nahrung haben möchte. Gleich wie nun wir Europæische Einwohner dem Aller-

Allerhöchsten nicht genugsam dancken können / daß er dieses Theil deß Erdbodens mit allem deme / was zu Auffenthalt dieses Lebens nothwendig / so überflüß- und reichlich begabet / daß wir billich mit dem Königlichen Propheten David rühmen / daß seine Fußstapffen von Fett trieffen. Also hat er auch denen übrigen Theilen deß Erdreichs / nehmlich Asiæ, Africæ, und dem neuerfundenen Americæ, einem jeden was besonders mitgetheilet / wovon in den Geschicht- und Reiß-Büchern außführlicher bericht zu findẽ.

Unter andern Americanischen fruchtbaren Insulen aber sind die so genandte Antillen nicht die geringsten / von deren situ, Eygenschafft / natürlichen sachen / wie auch Sitten und Gebräuchen der Einwohner / der gelehrte Franzoß / Monsr. de Rochefort, ein besonderes Buch geschrieben / welches ich wegen seiner rarität / und darinnen begriffenen anmuthigen Sachen / dem Teutschen Leser zu liebe / durch einen der Französischen Sprach wohlkündigen Mann in unsere hochteutsche Zunge übersetzen / und in den offentlichen

chen Truck kommen lassen wollen.

Daß aber E. Edel selbiges zu dediciren und zu überreichen ich mich erkühnet / ist dieses unter andern dringenden Ursachen nicht die geringste gewesen / daß wie dessen geliebter nunmehr in Gott ruhender E. Herr Vatter Seel. Jacob du Fay, wegen seines schönen / kostbaren / mit allerhand Blumenwerck / Bäumen / außländischen seltzamen Gewächsen / und andern raritäten wol versehen und gezierten Gartens sich weit und breit berühmt gemacht / daß auch die jetzt regie-

rende Kays. Maj. unser aller-
gnädigster Herr / bey dem in
Anno 1657. allhier gehalte-
nen Wahltag denselben mit de-
ro höchstgeehrten Gegenwart
geehret / ihre Lust und Ergetz-
lichkeit darinnen gesuchet / und
zu vielen mahlen Taffel darin-
nen gehalten / unter andern a-
ber den gantz raren / und wohl
nirgends befindlichen Hasel-
nuß-Baum (welcher von dem
Stamm an / biß zu Anfang
der Aeste 36. Werckschuh hoch
ist / und ferners seine Höhe von
den Aesten biß an den Gipffel
auff 51. also sich in allem in die
87. Werckschuh hoch erstre-
cket /

cket/dessen Dicke aber auf vier Manns-Dicke sich belauffet) sehr hoch æstimirt, und für eine sondere rarität gehaltẽ. Also auch E. Edel in Ehrengedachten seines Herrn Vattern Fußstapffen/ tritt/ und sich keine Mühe noch Kosten dauren lässet/ denselben in noch mehrers Auffnehmen zu bringen/ und mit weitern kostbaren auß frembden Landen her geholten raritäten außzieren.

Gelebe diesem nach der zuversichtlichen Hoffuung / es werde E. Edel sich diese meine wohlgemeynte Zuschrifft zu beliebigem Gefallen gereichen/

und mich zu seiner fernern Gunstgewogenheit bestens befohlen seyn lassen / der ich bin / und unaußgesetzt zuverbleiben gedencke.

Franckfurt den
16. Julij.
1668.

E. Edel.

Als meines sonders geehrten und wohlgeneigten Gönners dienstverpflichter

Wilhelm Serlin /
Buchdrucker und Buchhandler.

Vorrede.

Wir haben das Unglück in den Beschreibungen von den weitentlegenen Ländern/daß dieselbe zum öfftern von partheyischen Leuthen geschrieben werden/die auß sonderlichen Ursachen die Warheit verstellen/und uns die Sachen in einer andern Gestalt/ und unter einer andern Farbe zeigen/ als sie in der Wahrheit sind. Zuweilen treffen wir auch solche Scribenten an/ welche auß Kaltsinnigkeit uns eines Dings bereden/ und einen sonderbahren Lusten daran haben/wann sie unserer Leichtglaubigkeit mißbrauchen. Alle beyde befleissigen sich der Lügen / und dencken daß sie solches ungestrafft thun können/weil sie/nach dem Sprichwort/ von weitem herkommen. Ja wir müssen auch zuweilen dieser Arth Sachen von der Hand einfältiger

und unverständiger Leuthe auffneh-
men / die nicht so viel Witz und Ge-
schicklichkeit haben / daß sie uns eines
Dinges eigendlich versicherten ; und
in deren Schrifften man weder Ge-
wißheit noch Grund findet / dieweil
sie bey etlichen Sachen das Weisse
vor das Schwartze genommen / und
dieselbe entweder nit wohl gefasset / o-
der nit recht behalten haben / und da-
her uns die auffrichtige Wahrheit
nicht erzehlen: ob wohlen ihre Mei-
nung nicht ist uns zu betriegen. Her-
gegen aber ist es ein grosser Vortheil /
wann dergleichen Wercke von sol-
chen Leuthen geschrieben werden / an
denen sich alle diese drey Stücke bey-
sammen befinden / nehmlich / daß sie
unpartheyisch seyen / nicht mit der
Warheit spielen / uñ ein Gedächtnuß
und Verstand haben ihre Berichte
recht vorzustellen.

Die jenige / welche die Mühe neh-
men

men werden ihre Augen zuwerffen auff die Historische Beschreibung/ die wir ihnen in diesem Buch vorlegen/ haben die beide erste von den angedeuteten Stücken zu hoffen / das ist mit einem Wort/ Auffrichtigkeit: dann dieses ist ein Lob / welches ein jeder sich selbsten wohl geben kan/ wann ihn nur sein eigen Gewissen nicht eines andern überzeuget. Was aber das dritte Stück belanget / können wir uns desselben ohne billigen Verweiß nicht rühmen.

Solten wir uns wohl einbilden dürffen / daß der Titul **Historische Beschreibung natürlicher Sachen/ wie auch Sitten und Gebräuche u. s. f.** den wir vornen an dieses Werck setzen / nicht zu hoch noch ruhmrähtig denen vorkommen werde/ die denselbigen würdigen gegen das Werck selbsten zu hal-

halten. Auff das wenigste haben wir unsbemühet die Grösse deß Gebäues nach dem prächtigen Eingang zu gestalten. Nicht daß wir uns hie rühmen solten / als hetten wir in diesem Buch alles verfasset / was von den Antillen könte geschrieben werden. Man würde noch materi gnug finden / die Beschreibung natürlicher Sachen / ja auch der Sitten und Gebräuche umb ein gutes zuvermehren: deme sey aber wie ihm wolle / so bedüncket uns doch / daß wir etlicher massen ein Genügen gethan dem / was der Leser auß dem Titul dieses Buchs zu hoffen hat; und wann ein jeder Orth der newen Welt auch also eigendlich von den Historien Schreibern were erörtert worden / würden die Alten besser davon unterrichtet seyn / als bißher geschehen.

Wir haben an etlichen Orthen solche Sachen berühren müssen / die allbereit von berühmten Scribenten beschrie-

schrieben / und auch sehr vielen bekandt sind; nicht deß Vorhabens das Buch dardurch zuvergrössern / oder uns über diese vornehme Bücher-Schreiber zuerheben: sondern weil unsere History ohne dieselbe unvollkommen gewesen were. Gleich wie eine allgemeine Land-Karte eines Lands mangelhafft seyn würde / wann der Verfertiger derselben einen vornehmen Orth außgelassen hette / unter dem Schein / daß man solchen bey andern Land-Beschreibern in absonderlichen Karten auffgezeichnet finde. Nichts destoweniger haben wir uns in diesen Materien der Kürtze / so viel uns möglich gewesen / beflissen; wie auß der Beschreibung der Gewächse Cocos, Ananas, und unterschiedlicher anderer Sachen zu sehen.

Wir haben auch nach dem Exempel anderer Historien-Schreiber / und auff Einrathen und Begehren etli-

cher unserer guten Freunde/ in diesem Werck unterschiedliche Vergleichungen und Gegensätze / die wir von andern Ländern und andern Völckern entlehnet / mit eingemischet. Wo jemand davor halten solte/daß dieses seye die History zertrennen/das Papier erfüllen / und sich zu lang ohne Noth auffhalten; so leben wir doch der Hoffnung / es werden andere seyn denen diese kleine Außzierung nicht mißfalle. Und wañ sie dieselbe nicht betrachten wollen als züge die eigendlich zu dem Gemäld gehören/so können sie doch solche mit einigem Lusten ansehen/ als Umfassungē von Vögel/ Frůcht- und Blumenwercken/ welche zur Zierath deß Wercks selbsten hinzu gesetzet sind.

Damit wir dem Leser nicht verdrießlich fallen mit allzulangen Reden/ haben wir unsere Historische Beschreibung in so viel Capitel und Absätze eingetheilet/ als wir annehm-

lich und thunlich zu seyn erachtet. An etlichen Orthen aber hat uns die Folge und Verbindung der Materi die Freyheit nicht zugelassen/ etwas einzuhalten und die Erzehlung zuverkürtzen / wie wir gern gewolt hetten; wird uns also verhoffentlich dieser Zwang vor eine genugsame Entschuldigung dienen.

Die Rede ist ein Bildnuß der Gedancken: das Gemäld aber stellet die Sache selbst vor Augen. Haben uns derowegen an den schlechten Worten in dieser Historischen Beschreibung nicht genügen lassen; sondern unterschiedliche Kupffer hinzugesetzet/ nach dem es hat seyn können / damit wir dem Verstand / durch einen klaren und augenscheinlichen Beweiß/ die Gestalt der Sachen desto besser einbilden mögten. Und haben uns davon nicht abhalten lassen/ daß etliche vornehme Scribenten einen Theil dieser Sachen allbereit abgebildet;

weil wir durch dieses Mittel die Materi verståndlicher machen / und dem Leser zugleich einen Lusten erwecken / indem wir unsere Historische Beschreibung dergestalt zieren und außbessern. Solte es aber die Hand deß Kupfferstechers nit in allen getroffen habē / wird man solches dahin schreibē můssen / daß er das Hauptwerck nicht vor Augen gehabt / sondern nothwendig mit dem Abriß davon er den Seinigen genommen / fehlen můssen.

Belangend die Fehler / die von uns selbsten mögten herkommen seyn / wollen wir uns nicht schåmen dieselbe zu bekennen / und begehren sie gar nicht zuvertheidigen / wann man uns derselben ůberzeugen wird / wohl wissend daß es umb die Gedåchtnuß und Urtheil aller Menschen in dieser Welt ein schwaches Ding seye. Nur allein bitten wir die jenige so dieselbe mercken werden / daß sie auch auf sich

selbsten deuten wollen / jenen bekandtē Spruch: Homo sum, humani à me nihil alienum puto, das ist / sie wollen sich erinnern / daß sie es auch leichtlich übersehen / und irren köñen / gleich wie alle andere Menschen. Mögen uns derowegen / an statt daß sie uns hart bezüchtigen wolten / das jenige / was sie in unserer Histori=schen Beschreibung nicht billigen werden / mit Gelindigkeit und Glimpff vorhalten. Und wollen wir uns alsdenn deßwegen gar nicht be=klagen / sondern ihnen schuldigen Danck sagen; ja das gemeine Beste wird dadurch Nutzen haben / wann dieses Buch noch einmahl solte an Tag kommen.

Wir ziehen auch mit Ruhm aller=hand vornehme und verständige Leuthe an / welche in denen Wohn=stätten die unterschiedliche Europæi-sche Völcker in den Antillen auff=gerichtet / sich auffhalten. Und haben

solches vor dienlich zu seyn erachtet / damit wir die Erzehlungen durch dieses Mittel bekräfftigten / und denselben einē grössern Glantz und Glaubwürdigkeit zuwegen brächten. Insonderheit haben wir diese berühmte und unverwerffliche Zeugen deßwegen dargestellet / auff daß wir die jenige von dem Irrthumb befreyeten / welche so übel von diesen Inseln berichtet / daß sie sich einbilden / als dieneten meistentheils derselben nur den verdorbenen und keinnützen Leuthen zur Auffenthalt; da doch das Gegentheil klärlich genug erwiesen / nehmlich / daß sie von vielen vornehmen Leuthen bewohnet werden / welche daselbsten bürgerlich und Gottsfürchtig leben.

(o)

Historische Beschreibung Der Antillen Insulen in America gelegen/ deroselben natürlichen Sachen/ wie auch Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Das erste Buch.

In sich begreiffend die Beschreibung Natürlicher Sachen

Das I. Capitel.

Von Gelegenheit der Antillen-Inseln insgemein: Von Beschaffenheit der Lufft; von Eygenschafft deß Landes; und der Völcker so dasselbe bewohnen.

ZWischen dem festen Lande Americæ so gegen Mittag liegt / und dem gegen Auffgang gelegenen Theil der Insel S. Johann mit dem Beynahmen Porto Rico,

befinden sich viel Jnseln / in gestalt eines Bogens / und solcher Ordnung / daß sie einen krummen strich durch das grosse Meer machen.

Sie werden gemeiniglich genennet / die Jnseln Antillas in America. Würde man um dieses nahmens Ursach fragen / so ist glaublich / daß sie also genennet worden / weil sie die grösten Jnseln / welche man die Amerikanischē Jnseln zu nennen pflegt / von vornen her gleichsam umschräncken. Und so man diesen Nahmen wolte herziehen von dem Frantzösischen wort Ile, welches eine Jnsel heisset / und dem Griechischen vorwörtlein ἀντὶ, welches gegen über bedeutet / müste man es in Frantzösischer Sprach schreiben und eigentlich außsprechen Antiles, zu Teutsch gegen Jnseln genant. Nichts desto weniger ist es bey dem Gebrauch verblieben / daß man es mit einem zweyfachen ll Schreibet und sagt Antilles oder Antillen. Man nennet sie auch die Jnseln Caraibes oder Canibales von dem Nahmen der jenigen Völcker / die alle diese Jnseln vor diesem bewohneten. Etliche nennen sie heut zu Tag die Jnseln Cancercanæ.

Christophorus Columbus hat solche zu erst entdecket / unter der Regierung Ferdinandi Königes in Castilien und Leon / und der Königin Isabellæ, im Jahr 1492.

Es werden der Vornehmsten in allem 28. gezehlet / und sind gelegen unter der Zona torrida, wann man von dem 11. biß auf den 19. grad

Æqua-

Æquatoris gegen Norden zu zehlet. Etliche/ als Linschot in seiner Americanischen Histo- rien nehmen den Nahmen der Inseln Antillas in einer weitläufftigern Bedeutung/ und geben ihn auch den 4. grossen Inseln/ als Hispaniola oder S. Domingo Cuba, Jamaica, und Porto Rico, so wohl als den 28. übrigen.

Die Lufft aller dieser Inseln ist wohl temperirt und gesund genug/ wan man derselben gewohnet. Die Pestilentzische Kranckheit war vor diesem/ eben wie in China, und andern Morgenländischen Orten/ also auch hier unbekant. Doch sind vor etlichen Jahren der der meiste Theil dieser Inseln von bösen Fiebern angegriffen worden/ welche die Medici vor ansteckend gehalten. Diese böse Lufft wurde durch etliche Schiffe/ so von der Africanischen Seiten kamen/ hieher gebracht. Heutiges Tages aber höret man nicht mehr von dergleichen Seuchen reden.

Die Hitze ist hie nicht grösser als in Franckreich in dem Hewmonat und Augs[illegible] und erhebet sich/ durch Sorge Göttlicher vorsehung deß Morgends zwischen 8. und 9. Uhren ein sanffter wind von Auffgang/ welcher offt biß gegen Abends um 4. Uhr währet/ die Lufft kühlet/ und die Hitze desto erträglicher macht. Josephus Acosta sagt/ daß man in den grossen Americanischen Inseln diese Erfrischund nicht alß nur gegen Mittag verspüre. Es hat also der weisse Werck-Meister dieser Welt fast jedem Orth/ so unter der Zona torrida begriffen/

seine gewisse / richtige und erfrischende Winde verordnet / daß sie die Hitze der Sonnen mässigten und linderten.

In diesen Inseln ist es niemahlen Kalt: auch ist das Eyß hie unbekant / und were wohl vor ein Wunder zuhalten wann man dasselbe hie sehen solte.

An diesem allzeit grünen Orth sieht man den
Winter nimmer nicht /
Alß nur in der schneeweißen Farb die auß
den schönen Lilgen sticht.

Jedoch gibt es hier sehr kühle Nächte / daß wo man das Haupt nicht bedeckt hält / man leicht den Flüssen / Heiserkeit / unnd andern grossen und gefährlichen Schwachheiten deß Magens unterworffen ist: Und hat man gemercket / daß alle die jenige / so sich gegen dieser angenehmen kühle entblössen / wo nicht mit Magen-Schwachheiten beladen / doch zum wenigsten bleich und gelb werden / von bösen Feuchtigkeiten gleichsam auffgeblasen zu seyn scheinen / und in kurtzer Zeit ihre gesunde und lebhaffte Farbe gantz verliehren. Wiewohl etliche andere diese Beschwerlichkeiten der Speise Cassave, welche man in diesen Inseln an statt deß Brods gewöhnlich isset / zuschreiben wollen; und mag wohl seyn / daß solche einige Eigenschafft / so der Natur der Einwohner unserer Landen zu wieder ist / in sich hat. Dergleichen kühle wird auch zu Nachts in Peru und den Inseln von Maldiva verspüret. Es erzehlen auch die jenige / die nach Jerusalem

und

und andere heisse Länder gereysset/ daß je grös-
ser die Hitze deß Tages/ umb so viel kälter die
Nächte seyen. Welches daher kommet/ weil
die grosse Dünste/ sg von der Sonnen deß Ta-
ges über in die Höhe gezogen werden/ zu Nach-
te sich wiederumb zusammen ziehen/ und als
ein Thau herab fallend die Lufft gantz wun-
derbarlich erfrischen und kühlen.

Die gleiche Tages und Nacht Lange währet
in diesen Inseln fast ein halbes Jahr/ und die
übrige Zeit seind die längsten Tage von 14.
und die kürtzesten Nächte von 10. stunden.
Also hat die Göttliche Weißheit denen Orten
die den brennenden Sonnenstrahlen mehr un-
terworffen sind/ längere und feuchtere Nächte
gegeben/ damit das jenige/ was dieses so nahe
Gestirn daselbsten deß Tages über verwelcket
und außgetrucknet hat/ zu Nachte sich wieder
erhohlen und zu kräfften kommen könne.

Man kan hie nicht das Jahr in vier gleiche
und unterschiedene Theile abtheilen/ gleich wie
wir in Europa thun. Sondern die von dem
Aprill biß in den Wintermonat viele und öff-
tere Regen/ wie auch die grosse dürre welche di.
übrige Zeit herrschet/ machen den einigen Un-
terscheid/ den man unter den Zeiten vermercken
kan.

Würde man fragen/ wie man diese beyde
unterschiedene Beschaffenheiten und temperi-
rung der Lufft nennen solte; so ist zu wissen
daß sich darvon sehr wiederwerdige Meynun-
gen befinden.

Einige wollen/ daß gleich wie die Tage daselbst fast keine Stunden haben/ darinnen die Demmerung geschicht / welche das Mittel zwischen Tag und Nacht hält / also auch hie kein Frühling noch Herbst seye/ die den Sommer/ und eine Art deß Winters/ die sie daselbsten zulassen/ zusammen verbinden. Andere hergegen wollen behaupten/ daß man keine erhebliche Ursach beybringen könne/ die gültig were/ einer einigen von diesen Zeiten den Nahmen deß Winters beyzulegen : Auß Ursach/ weil die Erde daselbsten niemahlen weder mit Eyß noch Schnee/ welche deß Winters traurige Geburthen sind/bedecket ist; Sondern allezeit mit einer angenehmen Grüne bekleidet/ und fast alle Tage/ wiewohl auff unterschiedliche Maaß / mit Blumen und Früchten gekrönet. Daher sie dann schliessen/ daß der Frühling/Sommer und Herbst daselbsten das Jahr in drey unterschiedene und gleiche Theil theilen/ ob man wohl solche so leichtlich / wie an vielen andern Orthen der Welt / nicht vor einander unterscheiden könne.

Jedoch stimmet die Meynung der Völcker/ welche diese Inseln wohnhafft gemacht/ mit dieser Theilung nicht überein/ weil sie die Zeit deß Regens vor den Winter / und die Zeit der dürre/ welche schön/lieblich und heiter ist/vor den Sommer halten. Es streitet zwar Acosta in dem 2. Buch seiner Historien am 3. Capitel wider die Spanier/ die also reden/und die nasse und feuchte Monathen vor den Winter halten.

ten. Er hält davor/ daß die dürre und heitere Zeit der rechte Winter seye in dem gantzen Begriff der Zonæ torridæ, weil die Sonne alsdan am weitesten von diesen Landen entfernet ist/ und hergegen die Zeit des Regens und der Nebel/ daselbsten der Sommer genennet solle werden/ wegen der Nähe dieses Gestirns. Ob man nun wohl/ wan man eigentlich und nach der schärffe von der Sachen reden wolte/ des Acostæ meynung beyfall geben müste/ jedoch weil nicht allein die Spanier/ sondern auch andere Völcker also zu reden gewohnet sind/ wird es uns auch wohl erlaubet seyn in einer Sachen von so geringer wichtigkeit ihrer Redens Arth uns zu gebrauchen.

Sonsten mag es so off regnen in diesen Inseln seyn/ alß es immer wolle/ so versichert doch die jenige so viele Jahr daselbsten gewohnet/ daß fast kein einiger Tag vorbey gehe/ daran sich die Sonne nicht sehen lasse. Und dieses wird auch von der Insel Rodis gesagt: derowegen man solche vor alters der Sonnen zugeeignet/ darvor haltend daß die Sonne sonderliche vorsorge vor diese Insel trüge.

Es hält das Meer seinen Ab- und zufluß richtig wie an dem Frantzösischen Ufer; doch steiget es zum höchsten über 3. oder 4. Schuch nit in die Höh.

Der gröste Theil dieser Inseln/ ist mit schönen Wäldern bedecket/ welche/ weil sie allzeit grün seyn/ den Augen eine angenehme Lust erwecken/

wecken/ und denselben einen immerwehrenden Sommer vorstellen.

Die Erde ist daselbsten an vielen Orthen so schön/ so guth und geschlacht zu den Gewächsen als an einigem Orth der Welt. Ja es haben die Einwohner von allen den Inseln die sie bauen/häuffig ihre Nahrung. Darinnen dan diese Inseln dem Land Nova Francia sehr ungleich sind / allwo die arme Wilden mit so grosser Müh ihre Nahrung suchen / daß sie und ihre Kinder/ wann sie deß Morgends auß ihren Hütten gehen/mitten auff dem Felde wo sie jagen/mit lauter Stimme zu ruffen pflegen/ kommet ihr Totus, kommet ihr Castors, kommet ihr Orignacs; Also ruffen sie den Thieren/ daß sie ihrer Nothdurfftigkeit zu Hülff kommen mögen/ welche ihnen doch so offt nicht auffstossen/ alß sie es von nöthen haben.

Es sind auch diese bewohnete Inseln mit guthen süssen Wasserquellen versehen / deßgleichen mit außfliessenden Seen / Bächen Röhr- und zieh Brunnen oder Cisternen: etliche dieser Inseln haben auch schöne Flüsse / welche die Erde sehr wohl befeuchten. Es gibt auch daselbsten an vielen Orten Mineralische Wasser/ derer man sich mit grossem Nutzen zu Heylung unterschiedener Kranckheiten gebrauchet. Der Schwefel wird an vielen Orthen in den Bergen gefunden; so sind auch die gläntzende und silberne Körnlein/ welche die Bäche und Flüsse/zur Zeit wann sie sich ergiessen / unter dem Sand und Schaum deß gewässers / mit

sich führen/gewisse Kennzeichen daß der Cristal da gezeuget werde/ und daß es auch Adern der jenigen köstlichen Mettallen habe/ welche so emsig von dem meisten Theil der Menschen gesucht werden.

Die fliessende Wasser/ welchen der Nahme der Flüsse gebühret/ vertrucknen niemahls/ auch nit in der grössesten Dürre/ und sind sehr reich an Fischen/ welche mehrentheils den jenigen die man in Europa hat/ ungleich sind: doch findet man sie an dem Ufer deß Meers in solcher Menge/ daß die Einwohner fast selbsten in den Flüßen zu fischen pflegen.

Der Weinstock wächst sehr wol in diesen Inseln/ und siehet man ohne eine Art von wilden Weinstock/ welcher von sich selbstē in dē Wäldern wächst/ und schöne grosse Trauben trägt/ noch schöne zu beiden seitē mit Weinstöcken gezierete Gänge in allen bewohnten Inseln/ ja an etlichen orthen/ wie bey uns gebauete Weingärden/ welche deß Jahr zwey mahl/ zuweilen auch öffter tragen/ nach dem sie nach dem Licht und zu bequemer zeit geschnitten und gebauet werden. Die Trauben sind sehr guth aber der Wein den man herauß presset ist nich lägerhafft und hält sich nur wenig Tage; deßwegen man solchen zu machen sich nicht bemühet.

Was das Getreyd anlangt/ welches in Nova Hispania so wohl als an einigem orth der Welt hervor kommet/ wächset solches in diesen Inseln nur allein alß ein Kraut/ daß es zu nichtes als zu den Suppen unnd Brühen

dienet/auß Ursach weil daß getreyd wil uberwintert seyn/ die Erde aber in diesem Land zu fett ist/und das Kraut von aufang so fortstösset/ daß der Wurtzel hernach nicht genugsame Kräfften verbleiben/eine Halm zu bekommen und Aehren zugwinnen. Doch wann man Gersten/Rocken/und ander Getreyd/ welche einen warmen Grund haben wollen / zu seen versuchen wolte / würden solche ohnzweiffel daselbsten sehr vollkommen wachsen. Ob aber wohl alle diese Getreyd sehr wohl hie zeitigten/ wurden doch die Einwohner / die fast ohne Muh das Manioc/Patates/Mays/und andere Arth Wurtzeln und Hülsenfruchte haben/ die nöthige Arbeit nicht anwenden solche zu bauen.

Alle gewöhnliche Speisen dieser Inseln sind leicht und wohl zuverdauen. Welches GOtt also geordnet/weil das Land warm/und man daselbsten den Magen nicht / wie an kalten Orthen/uberladen darff. Dahero man dann den neu-ankommenden zu rathen pflegt / daß sie wenig und offt essen/ wo sie sich wohl befinden wollen. Es machen die Speisen auch sehr wenig Geblüth / derowegen die Barbier hier wenig zur Ader lassen.

Die Einwohner dieser Inseln betreffend; bestehen solche auß 4. unterschiedlichen Völckern: Davon die ersten / die diese Inseln ursprunglich und von undencklichen Zeiten her besitzen / sind die Caraibes oder Cannibales/ von denen wir weitläufftiger im zweyten Buch die-

dieser Historischen Beschreibung reden wollen. Die andern drey sind Frantzosen / Engel- und Holländer. Diese frembde Völcker haben sich seither dem Jahr 1625. in dieses Land gesetzet. Und haben von der Zeit an allhier so zugenommen / daß sonderlich heutigs Tags die Frantzosen und Engelländer ein grosses Volck hier machen: wie mit mehrerm in folgender Historischen Beschreibung zusehen seyn wird.

Das 2. Capitel.

Von einer jedweden Insel der Antillen insonderheit.

Damit wir eine gewisse Ordnung in der Beschreibung/welche wir von einer jedweden der Antillen besonders haben wollen / halten mögen/ wollen wir alle diese Inseln in drey Ordnungen abtheilen: Deren die erste begreiffen solle die Inseln so sich näher gegen Mittag ziehen / und dem Æquatore am nechsten sind; Die andere/dieselbige so sich mehr gegen Norden erstrecken; Und die letztere die jenigen / so gemeiniglich die Inseln unter dem Wind genennet werden / welche gegen Niedergang der Insel S. Christophori/welche die beruhmteste unter allen Antillen ist / lieget.

I.

Von der Insel Tabago oder Neu-Walcheren.

DJe erste und am nähesten gegen Mittag gelegene Insel von den Antillen / welche wir uns vorgenommen haben in dem erstẽ Buch dieser Historien zubeschreiben/ist die jenige/welche biß auff gegenwärtige Zeit in allen Landkarten unter den Namen Tabago/bekant ist / und von ohngefehr 30. Jahren her auch Neu Walcheren genennet worden. Sie lieget 11. Grad und 16. Minuten von dem Æquatore gegen Norden zu. Sie hat im Umbkreiß auffs wenigste 30. Meilen/ und erstrecket sich in der Länge auff 11. in der breite auff 4. Meilen/an den euseren Orten etwas weniger.

Diese Insel hat keine solche rauhe / stoltze und hohe Berge / ist auch nicht so sumpficht/ noch mit so unwegsamen Wäldern bedecket/ wie etliche andere von den Antillen / welche noch von den Caraibern bewohnet werden. An etlichen Orten aber ist sie mit sehr artigen Hügeln erhaben/so sich in überauß lustige Thäler niederlaßẽ/ die sich hernach in eine sehr fruchtbare Ebene außbreiten / welche mit Cedern/ Palmen/Acajous/ Akoumas / und allerhand Arthen trefflicher Bäume von unmäßiger Grösse und Höhe bekleidet sind/so uberall mit Verwunderung anzusehen / und das Ansehen haben/ als seyen sie mit fleiß gepflantzet / damit man ohne einige Hindernuß unter deroselben Aesten spatzieren / oder mit Jagen sich belustigen könne.

Was die Beschaffenheit deß Erdbodens betrifft / ist es an etlichen Orthen leicht und

san-

sandicht/ an andern gleichsam mit kleinen Kiesel-Steinen beseet/ wiederumb anderstwo scheinet es fett und schwartzlicht: die jenige/ welche diese Insel in ihrem gantzen Begriff võ der Ebene biß auff die spitze der Hügel besuchet/ sagen vor gewiß/ daß sie überall sehr guth und bequem zum bauen sey: doch sind die Bäume/ mit welchen diese Insel allezeit reichlich bekrönet/ohne widerrede ihre köstlichste zierde. Etliche derselben sind mit guthen Fruchten beladen/ welche zu Erfrischung und unterhalt deß menschlichen Lebens sehr nutzbar sind; andere dienen nicht allein zur zierde der Berge und Ergetzung des Gesichts/ sondern auch zum Zimmer- und Schreinerwerck/ zum Färben und zur Artzney: in deme die feste/ der gute Geruch/ die unterschiedene Farbe/ und die geheime Tugenden deß Holtzes der Früchten/ und Blätter solche sehr bequem zu allen diesen Gebräuchen machen: Ohne diese schöne Bäume/ welche den meisten andern benachbarten Inseln auch gemein sind/ wachsen noch viele andere in dieser Insel/ die in andern nicht zu finden/ und selbige umb so viel berühmter machen: als da sind zuforderst die jenige/ so man vor weniger Zeit daselbst gefunden/ welche Früchte tragen die den Muscatnüssen/ die auß dem Morgenländischen Indien kommen/ was die äusere Gestalt anlangt/ gantz gleich sind/ und gleichfalls bedecket sind von Macis/ das ist/ einem kleinen Blätlein oder wohlgeschmackten Häutlein/ welches ist zwischen der

Nuß und der rothen Schalen / so die gantze Frucht hält und in sich fasset. Im ubrigen aber / ist diese Arth Muscatnüsse eines schärfferen Geschmacks / als die so von Morgen kommen / und so schwachen Geruchs daß solcher leicht vergehet. Jedoch ist zu hoffen / daß wañ man wolte Müh anwenden / und die Muscat-Bäume befreyen von den uberflüssigen und gleichsam toden Aesten / die sie ersticken / und die Stralen der Sonnen völlig zu empfangen verhindern / so würden auch die Nüsse viel vollkommener werden / und annehmlichers Geschmacks / und lieblichers und daurhafftigern Geruchs seyn.

Es wachsen auch fast an allẽ Orten dieser Insel andere Bäume / welche die Einwohner nennen tausenfüsse / Käßbäume / Canel- und Copa-Bäume / welche wir hier beschreiben wollen / weil solche gantz unbekant / oder doch sehr rar und seltsam in den andern Inseln sind. Der Baum Tausendfüsse ist also genennet / weil er unterstützet ist mit fast unzehlbaren grossen Wurtzeln / welche von seinen eigenen Aesten / so bald sie nur die Erde berühren / herkommen / also daß der Stamm endlich eine unglaubliche Dicke bekomt. Seine Blätter sind etwas breiter als die Lorbeerblätter. Er träget Früchte in grösse einer Feigen / welche die Papageyen sehr zu suchen pflegen. Vor der Frucht komt ein weisse Blum hervor / unter welcher man gemeiniglich ein sonderlich gelbes Gum̃i findet / das die Tugend hat allerhand Art Zittermahlen /

len/Schwindflechten und schupffige Reudigkeiten/so man in dem Gesicht und an den Händen bekomt/zu heilen. Es pflegen auch die Bienẽ dieser Insel zum öfftern in die hole Aeste dieser Bäume ihr Wachs u. Honig zu machen.

Der Canel-Baum/welchen die Floridianer Pauance wir aber Sassafras nennen/ist einer von den schönesten und herrlichsten Bäumen/welche in der gantzen neuen Welt gesehen werden. Er wächset sehr gerad/ und wird sein Stamm biß auff 25. oder 30. Schuh hoch/ehe daß seine Aeste hervor schiessen. Seine Blätter kommen den Lorbeerblättern in der Gestalt/Farb und Geruch sehr nach. Sein Holtz ist röthlicht und gutes Geruchs/fest/eben/ und sehr dienlich zu allerhand köstlichem Schreinerwerck: aber man gebrauchet es in dieser Insel itziger Zeit zu nichts als zum Bau der Häuser. Seine Aeste sind so dicht/ daß nichts darunter wachsen kan/ohne ein kleines kurtzes Kräutlein/welches allezeit einer schönen grünen Decke gleichet/zur Erlustigung derer/welche der ergetzlichen Kühlung/so die Aeste geben/geniessen wollen/ und zugleich beydes das Gesicht und den Geruch erlaben / durch die stetswährende Grüne der Blätter/ und den süssen Geruch den sie von sich geben.

Diese Bäume tragen Körner den runden Pfefferkörnern gleich/ und ob schon solche etwas starck seyn/ so haben doch die Papageyen ihre Belustigung daran: Auff diesen Bäumen pflegen gemeldte Vögel gemeiniglich ihren

verdrießlichen Gesang zu haben / und halten sich da in aller Sicherheit auff ohne daß man ihrer gewahr werde / weil ihre Federn gleicher Farbe sind mit den Blättern dieser Bäume / auf denen sie so gerne sitzen. Die wohlgeschmackten Rinden dieser Bäume werden von den jenigen / welche mit kalten Flüssen beschweret sind / sehr gesuchet; wann sie zu einem Tranck gesotten sind werden sie sehr glücklich gebrauchet zu den Nierenwehen so von Kälte herkommen / deßgleichen zur Artzney wider das Bauch-Grimmen und kurtzen Athem / entledigen auch die Brust von dem anklebenden Schleim so sie beschweret / deßgleichen vertreiben sie die winde und verstopffungen des untern Leibes. Eben diese Rinde wann sie in der Luft gedörret wird / gibt den Speisen welche damit gewürtzet werdē einen so annehmlichē Geschmack / daß / weil solcher dem Geschmack der Zimmetrinden nah kommet / man den Bäumen so mit diesen Rinden bedecket / den Nahmen Canel oder Zimmet-Bäume gegeben hat.

Der Copal Baum / von dem wir an etlichen orthen dieser Historischen Beschreibung reden werden / ist ein Baum schön anzusehen / welcher so er an dem Stamm oder gröseften Aesten verwundet wird / einen Balsam von sehr lieblichen Geruch von sich fliessen lässet / der da in kurtzer Zeit allerhand Wunden heilet / und bringet die Geschwulste / welche sich an einem Orth deß Menschlichen Leibes gesamlet haben / zum Eyter. Die Rinde dieses Baums ist röthlicht /

und

und dem Cassienbaum gleich/ zur Zeit grosser Hitze verliehret er seine Blätter / wider die Natur aller andern Bäume die den Erdboden dieser Gegend zieren / und ihre angenehme Grüne allezeit behalten.

Der Käßbaum ist ein Baum welcher in dieser Insel eine gantz ungewöhnliche dicke bekommet/ und ist hie sehr anders gestaltet als alle andere die gleiches Nahmens sind / und sich anderst wo befinden / wie wir an seinem orth melden wollen. Mit dem schönen Schatten den er giebt/ und der wunderlichen frucht die er hervorbringt/ locket er jederman zu sich. Diese Frucht bestehet in einer dicken hültzernen Schalen/ welche eines Hüner-Eyes dick und eines halben Schuhes lang ist. Wann diese rohe umfassende Schale zeitig ist/ so öffnet die Sonne solche auff die Hälffte / und wann sie der wind herabgeschmissen/ findet man daß sie mit feinem Baumvoll oder Pflaumfedern angefüllet ist/ welches weil es überaus sanfft und dünn als eine Seide ist/ sehr dienlich seyn würde zu manchen schönen Wercken. Dieser Baum hat ohne zweiffel seinen Nahmen daher bekommen/ weil sein Holtz/ welches von aussen mit einer graulichten Rinde bedecket ist / so weich ist/ daß man es so leicht als einen Käß zerschneiden kan.

Die so aus sonderbahrem Lusten die gehägte Wälder/ welche dieses Land umgeben/ durchgangen sind/ haben daselbsten auch eine zimliche Anzahl der Bäume gefunden / die die

Frucht

Frucht Cacao tragen/ der sich die Spanier in zubereitung der Kuchen welche bey ihnē so hoch gehalten werden / gebrauchen / von deme sie den herrlichen Tranck machē/der überall unter dem Nahmen Succolat bekant ist. Sie haben auch daselbsten eine grosse Menge der Bäume gesehen/ die man Fustok nennet / dessen gelbes Holtz zum färben sehr wohl gebrauchet wird: wie auch viele andere so hoch geachtet werden/ entweder weil sie die kostbare rothe Farb / die die Indianer Roucou nennen / tragen / oder weil auß ihren Stämmen gummi und Hartze von guthem Geruch in genugsamer Menge fliessen/ von denen Man grossen Nutzen haben kan. Die Pomerantzen/ saure und süsse Citronen / Granaten und Feygenbäume / die Goyaviers/ Moruins/ Bananiers/ und Papayers/ tragen daselbsten auch so schöne und köstliche früchte/ als in einer andern Insel von den Antillen immermehr.

Alle Speisen welche den Einwohnern dieser warmen Landen zur gewöhnlichen Nahrung dienen/ wachsen in dieser Insel in ihrer vollkommenheit/ und so leichtlich/ daß man ohne sonderbare Arbeit daselbsten einsamlet Reiß/ grossen Hirsen/ Erbsen/ Bohnen / Manioc/ davon man Brod machet / welches in dem mehrern Theil Americæ im Gebrauch ist/ Melonen / und allerhand arth Suppen-Kräuter oder Gemüß/ und Wurtzeln/ welche sehr wohl nehren unnd guthes Geschmacks sind. Die Ananas und Patatas wachsen auch daselbst

mit

mit verwunderung fort/ und ist die Erde hie so trefflich daß sie derjenigen ihre Hoffnung / so die müh anwenden solche zubauen / wohl vergnüget/ und allen in ihren Schos geworffenen Saamen mit reichem und angenehmen wucher wieder erstattet.

Man findet in dieser einigen Insel allerley vierfüssige Thier/ derer Arth man nur ein oder zweyerley auff das Höchste in den andern Antillen siehet. Vor das erste wird da gemeiniglich eine Arth wilder Schweine angetroffen / welche etliche Indianer Javaris und andere Paquires nennen / unnd den unsrigen in Europa ungleich sind/ in dem sie kurtzere Ohren haben/ und ein Lufft Loch / oder wie etliche wollen/ den Nabel auff dem Rucken/ ihr gruntzen auch weit schrecklicher zu hören ist. 2. Tatous oder Armadilles. 3. Agoutis. 4. Biesam Ratten/ die man an etlichen orthen Piloris nennet. 5. Eine Arth kleiner Marter oder Wieseln/ welche die Einwohner Manicous heissen. 6. deßgleichen Füchse und wilde Katzen/ welche von unterschiedlichen Farben gesprenckelte Bälck haben. Der meiste Theil dieser Thier/ die wir an gehörigem Orth beschreiben wollen/ haben ihr Auffenthalt in den Fels-löchern / oder in den alten unnd hohlen Stämmen der Bäume/zuweilen auch in den Höhlen so sie unter die Erde graben.

Belangend die Vögel/ die die Lufft dieser Insel bewohnen/ so sind daselbst / ohne die Ringeltauben / Turteltauben/ Papageyen/

und eine Arth Amseln unnd Zimmer / welche man da hauffenweiß fliehen siehet / noch eine Arth Fasanen / welche die Einwohner Kaquereka nennen / weil sie von Morgends fruh an eine sonderlichen Gesang / welcher fast wie dieses Wort laut / deutlich und zu unterschiedenen mahlen wiederhohlen / und den ohren derer so es noch nicht gewohnet / eine desto ubel klingend- und unangenehmere Music machen / so trefflich und delicat sonsten dem Mund der Geschmack ihres Fleisches vorkommt.

Das Ufer deß Meers so diese Insel umringet / und der Flusse so die Erde benetzen / sind bedecket von weissẽ Reihern / Täuchern / Enden / und vielen andern schönen Vögeln / welche sich von den kleinen Fischen / oder anderm Ungezieffer so auff dem Wasser schwebet / nehren. Das feste Land welches nicht weit davon entfernet / ist gantz erfüllet von anderen Gattungen / welche in die andere abgelegene Inseln nicht kommen.

Etliche sind nur mit einer Farbe gezieret: andere aber prangen in ihren so schönen / und gleichsam mit lebhafften Farben gemahlten Federn / daß / man betrachte entweder die angenehme vermischung der federn / oder die wunderliche Geschicklichkeit ihre Nester zubauen / oder die unvergleichliche Hurtigkeit / wann sie mit den fittigen die Luft zertheilen / sie genugsame Ursach an die Hand geben den Schöpffer zu loben / der so viele geringe Geschöpffe so herrlich geschücket hat.

Das Meer so das Ufer dieses Landes unauffhörlich befeuchtet/ wimmelt von allerley gattungen trefflicher Fische. Die heckende Schildkroten kriechen mit hunderten bey stillem Winde und zu Nacht wann sonsten alles schweiget/ auß diesem grossen Meer/ allwo sie den Tag über mit einander gespielet/ und verbergen mit Hulffe der Nacht ihre Eyer in den weichlichen Sand/ der an den Ufer liegt. Die Carets, so mit denen köstlichen Schuppen bedecket sind/ darauß mā jtziger Zeit so manche schöne Arbeit machet/ nnd die Kunstkam̄ern mit zieret/ kommen auch häuffig herbey zu der Zeit wañ sie sich mit einander belauffen: in dem ihnen die Natur dieses eingegeben/ daß sie daselbsten bequemere örther finden/ an welchen sie die einige Hoffnung der Erhaltung ihres Geschlechts ablegen können.

Gegen Niedergang und Norden zu hat diese Insel sehr bequeme und sichere Hafen ünd Reen vor allerhand Schiffe. Aber noch mehr verwunderns werth ist der sonderliche Vortheil/ dadurch die Handlung hieher gezogen und erhalten wird/ weil nehmlich die Einwohner durch allgemähliche Erfahrung gemercket/ daß diese Insel den erschröcklichen ungestümmen Wettern/ die die Inselaner Ouragans nennen/ und anderstwo so viel verhergen/ nicht unterworffen ist. Wir wollen nicht nachgrüblen/ wie das zugehe/ daß/ da alle andere Antillen so offt dieser allgemeinen Zusammenrottung der Winde herhalten müssen/ diese allein davon

be-

befreyet sey/und in stiller Ruhe verbleibe/w[…] unterdessen die gantze Nachbarschaft in Unr[…] welche gemeiniglich bey dieser Unordnung ist/ lebet: sondern schreiben dieses sonderliche werck Gott allein zu/der deßen warhafftiger Ursacher ist / geben ihme die Ehre dieses grossen wunders/ verwundern uns uber die sonderbahre Begnadigung und sagen / das es seiner höchsten vorsichtigkeit dieser Insel zum besten also gefallen habe/ daß diese leichte und mächtige Winde/ welche die Häusser umkehren und die Felder verwüsten /auß dem Abgrund seiner unergrundlichen Schätze hervorkonmmen / unnd weil sie keine andere Macht haben / als die so ihnen von Gott gegeben/ durchstreichen sie nur die jenige örther/ dahin sie seine allerweisseste verordnung gewiesen.

Es hat auch diese Insel / gleich wie etliche andere von den Antillen / noch diesen grossen vorzug/ daß sie keine gifftige Thier ernehret. Man findet zwar zu weilen in den einöden Wäldern ungeheure Schlangen von 12. biß 15. Schuh lang. Aber sie fliehen nicht allein vor den Menschen/ massen man niemahl gehöret/daß sie ihnē einigen schaden zugefüget hetten/ wann sie von den Mohren / welche dieser neuen Welt Einwohnere leibeigene Knechte sind/ gefangen werden/ sondern sie müssen ihnen auch zur Speise dienen/und werden vor so Delicat unnd wohlgeschmack als die besten Fische gehalten. Die abgezogene Häute dieser schrecklichen Würme behalten sie/um solche

an

an die Raritåt-liebenden/ zuverhandlen so dieselbe gar hoch schåtzen / wegen der mannichfårbigen Schuppen / damit sie so wunderlich gezieret/ unnd so pråchtig in einander vermenget/ daß die schönste Teppiche ihnen nicht mögen verglichen werden.

Wir können auch unter die Gaben/welche d gütige Himmel uber diese Insel reichlich außgegossen hat/ setzē/ daß schwerlich eine in dem grossen Americanischen Meer seyn werde/welche nach ihrem Begriff zurechnen/ so viel flůsse uud Brunnen lebendiges Wassers haben/als eben diese. Die alten Einwohner haben vorzeiten derer nur 18. angemercket: aber die heutigen zehlen ihrer vielmehr/ von denen die meisten/ nach dem sie die ebene und Thåler schlangen weiß durchkrochen und benetzet / sich mit zimlicher Gewalt und Behendigkeit in das Meer stůrtzen. Etliche dieser anmuthigen Flůsse in dem sie dē gewöhnlichen Lauff halten/ und zuweilen einen Abhang oder etwas erhabenen Felsen antreffen / werffen ihr Gewåsser mit solcher Ungestůmme herunter/daß sie gahr leichtlich die Råder der zucker- oder Sågmůhlen ůmtreiben könten/wo man solche da bauen wolte.

Weiter gibt es in dieser Insel viel schöne und große Wiesen/welche mit sehr guther weide vor das Vieh versehen/uñ nach dem Regenwetter mit unzåhlig kleinen Blumen von mancherley Gestalt geschmůcket sind/welche das Gesicht wunderbarlich belustigen: doch tragen

gen die Bäume und Pflantzen dieses Landes so liebliche und wohlriechende Blumen/daß man selten dieser kleinen WisenBlumlein groß achtet/ wie wol es unlaugbar/daß die so in feldern ihre Lust suchen genugsame Anlaß auß derer anschauen bekommen würden/ihre Gedancken zuschärffen.

In dem 11. Capitel dieser Historischen Beschreibung von den Natürlichen Sachen wollen wir handlen von den Blumen so allen diesen Inseln gemein sind/ aber weil diese Insel eine Arth von Lilien hat/die anderstwo unbekand/ als wollen wir solche eigentlich und auff das beste/als es möglich/an diesem Ort beschreibẽ. Die Pflantze/ welche diese geheimnußvolle Blume trägt/ kriechet nicht auff der Erden/ da sie leicht von den Füßen der vorbey gehenden könte zertreten werden /sondern wächset auff dem Stamm oder den dickſten Aesten derer köstlichen Bäume einem mit welchem diese Insel vor andern gezieret / und weil sie einen so starcken Stützen hat / erhebet sie sich büschelweiß / wie die Meyenblumen.

Diese unvergleichliche Blume welche nit grösser als eine Narciß/ bildet so eigendlich eine mit Silber gestick'te Lilie ab/daß es scheinet/ es habe die Natur ihre Schatzkammer auffgeschloßen / die seltzamste Sachen herauß genommen umb solche Blum in dieser Insel an den Tag zubringen/ mit solcher Zierde und Schönheit/ als die allergeschicktesten Hände der Seidensticker und Goldschmiede ihr immer

mer geben können / damit sie dieselbe in dem Pracht und Glantz / durch welche sie die Crone und den Purpur deß grössesten Königs der Welt zu zieren gewürdiget worden / vor die Augen stellete.

Ob schon dieser Ort unter allen Antillen dem Æquatore am nähesten gelegen / und folgends auch der Sonnen Hitz mehr unterworffen ist / so ist doch die Lufft daselbst überauß angenehm und wohl temperirt. Es haben zwar die ersten Leute / so man diese Insel zu bauen hieher gebracht / sonderliche Ungelegenheiten außgestanden / derer traurigen Begebnuß sich die neidischen Mißgönner dieses rühmlichen Vorhabens hernacher bedienet / und sehr nachtheilig davon geredet / als wann dieses Land seine Einwohner auffgefressen hätte / und nicht würdig gewesen wäre gebauet zu werden; Aber die Kranckheiten so sie damals mit allen Inseln die man neulichen entdecket / gemein gehabt / sind heut zu Tag gantz verschwunden / und befindet man sich hie durch den Segen Gottes / bey so steter Gesundheit und Kräfften deß Leibes und Gemüths / als in einer der andern Antillen immermehr.

Es besassen dieses Land vor Zeiten gleich wie die benachbarte Oerter auch die Caraiber / welche daselbsten viele schöne und grosse Dörffer hatten: Aber es sind nun fast 100. Jahr / daß sie gezwungen wordẽ selbiges zuverlassen / und sich zurück in die Insel St. Vincentii zu begeben / umb sich in Sicherheit gegen den steti-

gen Einfällen und ungestümmen Anläuffen zu- bringen/damit sie die Aravager/ihre alte und geschworne Feinde vom festen Lande/drengetẽ.

Als diese Insel nun durch den Abzug der Caraiber also verlassen stunde/und von rechts-wegen den ersten so sie einnehmen/ zugehören würde/ hat ihre Schöne / ihre Fruchtbarkeit und sehr vortheilhafftiges Lager vor ohngefehr 30. Jahren eine Gesellschafft der Bürger auß der Statt Flißingen gereitzet/ daß sie 200. Menschen dahin gebracht/ deß Vorhabens dẽ ersten Grund einer neuen Wohn-Statt da-selbst zu legen/ welcher sie damal deu Namen Neuen Walcheren gaben / nach dem Namen der berühmtesten und Volckreichesten unter al-len Inseln die zu der Provintz Seeland gehö-ren/in welcher ihre Statt allezeit vor der vor-nembsten eine gehalten worden: Aber die an-grentzende Indianer haben sich mit den Spa-niern von der Insel der H. Dreyfaltigkeit ver-bunden/ und einmüthig unter sich beschlossen/ diese neue Gäste zu bewillkommen/ ehe sie Zeit hätten die Festung/ so sie zu baueu angefangẽ/ in gute Verwahrung zu bringen / und die ver-sprochene Hülff ankäme.

Dieses traurige Vorhaben ist diesen Barba-ren nach Wunsch gelungen: also/ daß/ nach-deme sie alle die jenige / so sich hertzhafft zur Gegenwehr gestellet/ in Stücke zerhauen / die Festung geschleiffet/ und viele gefangen ge-nommen; die so dem Tod oder der Gefängnüß glücklich entrunnen / fürchtende man möchte

mit

mit ihnen wie mit ihren Gesellen verfahren/ willens worden sich anderswohin zubegeben. Nach dieser Flucht hat diese Insel fast 20. Jahr lang keine seßhaffte Einwohner gehabt: Im Jahr 1654. aber haben sich die Herren Adrian und Cornelius Lampsin vorgenommen/ diese schöne Insel wieder von neuem mit Volck zubesetzen/ unter glücklichem Schutz der Hochmögenden Herren General-Staden der Provintzen deß Vereinigten Niederlands: Und seither 11. Jahr/ da die beyde tapffere Brüder dieses ihr grosses Vorhaben glücklich vollführet/ haben sie auff ihre Unkosten/ und in ihren eigenen Schiffen/ eine ziemliche Anzahl wackerer Leute übergebracht/ welche sich unauffhörlich bemühen diese Insel zu bauen/ und die alte verfallene Wohnstatt/ so ihre Landsleuthe vor diesem daselbst gelegt/ ruhmwürdigst wieder auffzurichten.

Herr Adrian Lampsin ist Director der Ost-Indischen Compagni bey der Kammer zu Middelburg/ und der Herr Cornelius Lamsin/ sein Bruder/ welcher mit grossem Betrauren derjenigen so ihn gekennet/ vor kurtzer Zeit verschieden/ war älterer Burgermeister und Raths-Herr der Statt Flissingen/ und beständiger Abgeordneter der Provintz Seeland/ bey der Versamlung der Hochmögenden General Staaden der Vereinigten Niederlanden.

Ohne diese grosse Aempter und hohe Würden/ in welcher gemeldter Herr bey Leb-Zeiten/

gestanden/und solche mit grossem Lob betretten/war er/was seine Person betrifft / eines unverfälschten und treuen Gemüthes/freundlich und leicht zubesprechen / sehr eifferig die Ehr und Ruhm seines Vatterlandes zuerhalten und zu vermehren/und die vereinigte Provintzen in guter Vertrauligkeit und vollkommener Freundschafft der höchsten Potentaten/ so in alter Bündnuß mit ihnen stehen/zu handhaben. Daher es auch kommen/ daß der Aller Christlichste König/so jetziger Zeit regieret/ die gute und ersprießliche Dienste dises würdigen Rathsherren / die er Sr. Majest. in vielen wichtigen Geschäfften erwiesen / erkennend / von sich selbsten bewogen / mit wissen / und auß vollkommener Macht unnd Königlicher Gewalt / ihn zum Freyherrn gemacht und erkläret/und ihn vor einen Freyherrn von Tabago gehalten/geachtet und genennet habē wollen / und daß er vor einen solchen sich in- und ausserhalb Gericht nennen und schreiben möge: Daß auch dieser Würden / Tituls und Vorzug/Er/seine Erben und Nachkommende/so wohl Mann- als Weiblichen Geschlechtes/vollkömmlich / unverhinderlich und stets geniessen möchten/ in solchen und dergleichen Rechten deß Adels/Ansehens / Vorzugs und Freyheiten/bey Kriegshandlungen und Adelichen Zusammenkünfften / und anderen / deren sich gebrauchen / geniessen und zu geniessen pflegē die andere Freyherrn in dem Königreich Franckreich. Und daß hinfüro Er und seine

Nachkommen einen gevierdten Wappen füh-
ren solten/in dessen Mitte ein kleiner Schild/
darauff viele Lielien stehen/einvisiret/und mit
einer perlenen Kronen gezieret ist / wie solches
auß beygefügtem Kupffer zuersehen.

Und ihme noch mehrere Gnad zuerweisen/
hat ihm seine Majestät das Schwerdt an die
Seiten gegürtet und zum Ritter von Acolade
gemacht/wie weitläufftiger auß den Brieffen
zu sehen / so gegeben zu St. Germain en l'Aye
im Augstmonath deß Jahrs 1662. welche mit
Königl. Hand unterschrieben/nnd dem grossen
Jnsiegel in grün Wachs gesiegelt sind / und
folgends bekräfftiget und auffgezeichnet wor-
den im Parlament zu Pariß/so nachmahl von
Sr. Majestät General-Procurator bewilliget
laut deß Außspruchs der Bekräfftigung/ gege-
ben am 25. May im Jahr 1663.

Weil diese Jnsel unter die Antillen-Jnseln
gehöret/ und in die Zahl der jenigen / so man
auch die Jnseln Caraibes nennet / und dahero
auch mit begriffen in der Bewilligung/ welche
die Ost Jndische Compagni von den Hochm.
Herren General-Staden der vereinigten Nie-
derlanden erhalten gleich anfangs als sie auff-
gerichtet worden/ haben die Herren Lamsin dē
Orth und Stattwesen so sie daselbsten ange-
fangen/ befestiget / auff Einwilligen der ver-
ordneten Directorn der respective Kammern
ermeldter Compagni/welche die Versamblung
von 19. repræsentiret: wie auß dem Extract
ihres Schlusses erscheinet / so gegebenam 5.

Tage deß Mayen im Jahr 1655. Eine von den Bedingungen dieser Bewilligung besagt außdrücklich/daß der jenige so zum Guvernör dieser neuauffwachsenden Wohnstätte würde ernennet werden/ von den Hochmögenden Herren General-Staden zu diesem Ampt solte erwehlet und bestättiget werden. Haben demnach die Herren Lamsin den Herrn Hubert võ Beveren vorgeschlagen: und als die Hochm. Herren gebührlich unterrichtet worden/ von der Tapfferkeit/ Erfahrenheit/ Treue und andern schönen Tugenden/mit welchen dieser Edelman außgezieret/und ihn zu diesen Geschäften fähig genug machen / haben sie ihn mit völligem Befehlich versehen am 2. Tag deß Herbstmonats in eben dem Jahr 1655. krafft welches er diese Verwaltung angetretten mit grossem Vergnügen aller Einwohner dieser Insel/welche sich seines hochweisen Regimẽts und aller schweren Sorgen/die er umb dieses Orts bestes und Ruhm zu suchen/und sie in der Ruhe uud Zufriedenheit deren sie geneust/zuerhalten trägt/zu rühmen grosse Ursach haben.

Man muß gestehen/ daß diese Insel wohl werth seye bewohnt zu werden: Dann über das/was wir allbereit gesagt/ von der gesundẽ Lufft so daselbst sich befindet/ von der unvergleichlichen Fruchtbarkeit seines Bodens/von der angenehmen Schönheit der Bäume so sie bekleiden/ von dem flissenden Cristall der Flüsse und Brunnen die sie benetzen/von den trefflichen Speisen so daselbst wachsen / von dem

Honig

Honig und Zucker so daselbst herab trieft/ von den kostbahren Wahren so man da einsamlet/ von der Fischerey und Jagt/ welche da gemein sind/ von der Sicherheit und Bequemligkeit der Hafen und Reen/ und allen andern Vortheilen so sie berühmt machen: So ist sie auch dem festen Lande deß Mittägigen Americæ nah gelegen/ und daher sehr bequem die Handlung mit den Frantzosen/ Engelländern und Spaniern/ welche daselbst wohnen/ zuerhalten/ wie auch mit den Aravagern/ Calibern/ Caraibern und vielen andern Indischen Völckern/ welche ihre Dörffer an dem Ufer deß grossen Flusses Orinoque und zulängst der Seiten deß Meers haben.

Zu Versicherung der Kauffmanschafft/ und damit dieser Orth in den Stand gebracht würde/ daß er sich vor den Anläuffen der Wilden/ und den Einfällen anderer Feinde nit zu fürchten hätte/ haben die Herren Lampsin daselbst 3. Festungen bauen lassen/ die jetzunder sehr wohl verwahret/ und zur gnüge mit groben Geschütz und allen andern Kriegs- und Lebens-Mitteln versehen sind/ welche die Einwohner in der Ruhe zuversichern/ die auffrürische Gemüther in der Pflicht und Schuldigkeit zuerhalten/ und den Mißgöñern deß Ruhms dieser Wohn-Stätte einen Schrecken einzujagen/ nöthig seyn. Die vornehmste dieser Festungen/ wo der Herr Guvernör seine gewöhnliche Wohnung hat/ ist bekant unter dem Namen Lampsinbergen/ zum Unterscheid der andern/ welche

gemeiniglich Beveren und Belleviste genennet werden.

Die erste ist auff einen schönen Hügel erbauet/ welcher ohngefehr 50. Schuh hoch ist/ auf dem Land Lampsin-Bage genant / allwo auch der Grund zu einer Statt geleget worden / welche den Namen der Herren dieser Insel führet/ und allbereit mit einer schönen und grossen Gasse außgezieret ist/ in welcher man eine Kirche und viele annehmliche Wohnhäuser mit Ziegeln bedecket/ stehet/ deßgleichen sehr grosse und starck gebaute Proviant-Häuser / und andere zierliche Statt- und Privat-Gebäue/ welche außwendig schön anzusehen/ und inwendig sehr bequem sind. Diese Festung ist mit vier Bollwercken umbringet/ auff derer jeglichem eine Stellung unterschiedlicher grober Stück Geschütz/ welche die Statt und das angrentzende Feld beschützend / alle Schiffe so diesen Orth zu berühren/ oder ohne erlangte Erlaubnüß Volck an Land zusetzen sich erkühnen / beschiessen können.

Diese vier Bollwerck begreiffen in ihrem Bezirck das Wacht-Hauß/ das mit allerhand guthen Waffen außgerüstete Zeug-Hauß / das Hauß deß Herrn Guvernörs/ und die Wohnplätze der Officirer und Soldaten / so daselbst in Besatzung liegen.

Die andere Festung Beveren genant / liegt auff einem Felsen/ dem man/ zu welcher Seiten man es gleich versuche / nicht beykommen kan/ über das ist sie von dem Meer und einem

Fluß

Fluß süsses Wassers benetzet/welche einen weiten und tieffen Graben in gestalt eines halben Monds umb sie machen. Dieser platz ist so vortheilhafftig gelegen/ daß nach dem Urtheil aller derer / die sich auff die Festungs-Bau-Kunst verstehen / man solchen mit geringem Unkosten in den Stand bringen kōnte / eine mächtige Armee auffzuhalten: weil sie / über das daß sie von keinem anstosenden Berg oder Höhe kan beschossen werden / auch auff einen solchen Felsen erbauet/ der wegen seiner natürlichen Härte und der umgebenden Wassern weder untergraben noch gesprenget werden kann. Hier zu kommet noch/ daß wo man in dieselbe hinein will/ man über den Fluß setzen / unnd durch einen kleinen Weg welcher in den Felsen gehauen/hinauff steigen muß/ welcher so enge ist/daß ihrer zween nebeneinander nicht gehen können/ also daß die Soldaten / so den Orth verwahren/ diesen Paß ohne grosse Müh beschützen/ und den Zugang verwehren können. Sie ist gleichfalls mit groben Geschütz versehē/welche von 15. biß 18. Pfund schiessen/ und die Ree und alle umliegende Oerther in Sicherheit halten. Hart bey diesem Platz ist ein Vorgebirg/welches eine halbe Insel macht / auff welcher man willens ist eine andere Statt/ unter dem Namen neu Flissingen zu bauen.

Die dritte Vestung / welche man Bellevisie nennet/bestehet in einer Reduyten/welche zwischen zweyen Spitzen gebauet / deren die eine Caron/die andere Sable genennet wird. Man

hat vor kurtzer Zeit diese kleine Festung gebauet/auß Ursach den Einfall der Indier in die Insel an diesem Orth dadurch zuverhindern/ Dann ob wol die Herren Lampsin begehren/ daß ihre Unterthanen in guter Vertrauligkeit mit diesen Barbaren leben/damit sie besänfftiget/und zu der Erkäntnuß Gottes gebracht würden/durch alle gelinde Wege und Christliche Liebe/so wollen sie doch nicht/ daß solche ohne begehrte und erlangte Erlaubnuß deß Hn. Guverndrs an Land setzen.

Was heutigen Stand dieses Orths betrift/ so berichten uns die letztere Zeitungen/so daher kommen/ daß schon bey 1200. Einwohner sich daselbst befinden/welche entweder mit Tabak/ oder mit Ingber/oder Baumwolle / oder Indig/ oder den köstlichen Rohren / darauß der Zucker gemacht wird / umbgehen und dieselbe pflantzen/und allbereit sechs schöne Mühlen haben/ auff welchen sie diese Zucker-Rohr zerstossen/und den Safft herauß pressen. So ist auch gewiß/daß die Schiffe / so kürtzlich von diesem Orth gekommen / zu Flissingen in der Herren Lampsin Hauß/da sie ihre Güther ablegen/eine zimliche Menge allerhand Wahrē/ welche in dieser Insel eingebracht worden/ außgeladen haben: die nach Außsage verständiger Leute/vor so trefflich und gut gehalten worden / als einige andere von dergleichen Gattung / die bißher auß America kommen sind.

Es ist wohl zu glauben / daß die Güthe und Fruchtbarkeit deß Bodens in dieser Insel zu den trefflichen Kräfften und Vollkommenheit dieser Wahren viel thut: doch muß man auch den Fleiß und Geschickligkeit der Einwohner dieses Neuen Walcheren rühmen und loben / welche / weil sie von Natur sehr arbeitsam sind / und ihrer Sachen wohl warnehmen / also auch sehr sorgfältig sind nichtes zu unterlassen / von allem den jenigen was ihrem lieben Orth zum Ruhm gedeyen / und demselben ein gutes Lob bey den Kauff-Leuthen erwecken und erhalten mag.

Was das Regiment dieser Insel belanget / so wird die Gerechtigkeit unnd Policeywesen mit aller Billigkeit / Sanfftmuth und Gelindigkeit / so man wünschen möchte / verwaltet / durch einen weisen Rath / welchem der Herr Guvernör vorsitzet. Dieser Rath bestehet auß einem Bürgermeister / 5. Schöffen und den vornehmsten Kriegs-Bedienten / welche alle Streithändel / so unter den Einwohnern entspringen / geschwind und ohne langen Auffschub nach den guten Gesetzen und alten Gewohnheiten der vereinigten Provintzen schlichten und richten.

Die Kirchen beyder Sprachen / so wol Niederländischer als Welscher / so sich GOtt daselbst gesamlet / sind mit ihren Pfarrherrn / Elter-Männern und Helffern versehen / eben wie die Kirchen der Vereinigten Niederlanden / welchen diese einverleibet sind / unter der Ver-

waltung gleicher Kirchen-Disciplin/und Auf-sicht ihrer geistlichen Versamlungen.

Letzlich das gemeine Stattwesen betreffend/ so wird kein Müssiggänger oder unnutzes Maul in dieser kleinen Republic/ so wenig als unter den Bienen/geduldet: sondern gleich wie die Faulheit/durch welche der Leib und das Gemüth verrostet/ durch ein unwiderruffliches Gebot von hier verbannet; also werden hergegen die süsse und angenehme Feld Arbeiten/ und allerley löbliche Verrichtungen/welche zu Unterhalt der Kauffmanschafft dienen/ hier auffgenommen und mit Ruhm getrieben/ so wohl als bey den geschicktesten Völckern/derer Geschichte biß auff uns kommen sind.

II.

Von der Insel. Granada.

DIese Insel/welche 12. grad und 16. minuten hoch disseits deß Æquaroris gelegen ist/ fangt eigentlich den halben Kreiß der Antillen an. Man sagt daß sie sieben Frantzösische Meilen lang/ in der Breite aber ungleich seye/sie erstrecket sich gegen Norden und Suden in Gestalt deß zunehmenden Mondes. Die Frantzosen haben sich vor ohngefehr sechs Jahren da niedergelassen. Bey ihrer Ankunfft hatten sie viel mit den Caraibern zu schaffen/ welche ihnen etliche Monath lang die ruhige Besitzung dieser Insel mit Gewalt der Waffen strit-

stritig machten. Endlichen aber hat der Herr Parquet Königlicher Guvernör auff der Insel Martinino / der auff eigene Unkosten die Bewohnung dieses Orths unterfangen/dieselbe dahin gebracht / daß sie ihm den Orth frey gelassen / in Absehen ihres eigenen Nutzens/ welcher vornemlich auff diesen grossen Vortheil gegründet/den sie auß der Nachbarschaft der Frantzosen haben würden/die ihnen in allen Nöthen mit Hülff würden beyspringen.

Die Erde daselbst ist sehr geschlacht allerhand gewöhnliche Speisen des Lands hervor zubringen/ deßgleichen Zucker-Rohr/ Jngber und trefflichen Tabeck. Die Lufft ist sehr gesund. Der Orth ist mit vielen quellen süsses Wassers / und guthen Reen vor die Schiffe versehen. Es gibt auch daselbst eine grosse Menge schöner Bäume/ derer etliche herrliche Fruchte zu essen tragen / andere aber zum bauen der Häuser sehr dienlich sind. Die Fischerey gehet auff allen Seiten wohl an/ und können die Einwohner/ so wohl was das fischen als jagen anlangt / bey drey oder vier kleine Inseln/ welche man Granadin nennet/ und gegen Nord-Ost dieses Landes liegen/ durchsuchen. Der Herr le Concte Haupt-Mann auff Martinino, ist der erste Guvernör dieser Insel gewesen / welchem der Herr von Vaumeniere im Ampt nachgefolget. Er hat unter seinem Befelch über 300. wohl versuchter Leuthe / welche meistentheils in anderen Inseln sich schon auffgehalten / und wohl auff

den Feldbau und die Waffen verstehen/ damit sie zur Zeit der Noth den Anläuffen der Wilden/ und aller deren die sie in ihrer Ruh an diesem schönen Orth zu verstören begehrn/ widerstehen/ und dieselbe abtreiben können.

Der Graff von Serillac als er zu Paris und anderstwo die Trefflichkeit dieses Orths vernommen/ hat solchen vor weniger Zeit dem Herrn Parquet abgekaufft/welches dan guthe Hoffnūg macht/ daß dieser Orth/der in so guthe Hände kommen ist/ in kurtzer Zeit zimlich volckreich/und wegen Menge der Wahren damit er andere örther versehen kann/ sehr berühmt seyn werde.

III.

Von der Insel Bekia.

DIese Insel liegt 12. grad und 25. Minuten von dem Æquatore ab. Sie hat 10. oder 12. Frantzöischer Meilen im bezirck/ und würde wohl fruchtbar genug seyn / wann sie gebauet würde. Es hat daselbst einen guthen Hafen vor die Schiffe/ darinnen sie vor den Winden versichert liegen können: weil sie aber mit süssem Wasser nicht versehen/ wird sie selten besucht/ohn allein von etlichen Caraibern der Insel S. Vincentii, welche zu weilen daselbst zu fischen pflegen/ oder ihre kleine Gärten/ die sie zur Lust hin unnd wieder haben/ bauen.

IV.

Von der Insel S. Vincentii.

DIese Insel ist unter allen denen so die Caraiber besitzen am volckreichsten. Sie liegt von dem Æquatore 16. grad hoch gegen Norden zu. Die jenige so die Insel Ferro, welche unter die Canarien Inseln gehöret/gesehen haben/sagen daß diese Insel derselben an Gestalt gleich seye. Sie ist beylaufftig 8. Frantzöischer Meilen lang und 6. breit.

Die Erde ist mit vielen hohen Bergen erhaben / zu deren Füssen es Ebene giebet / die fruchtbahr gnug seyn wurden / wo man sie bauete. Die Caraiber haben daselbsten viel schöne Dörffer/ allwo sie herrlich und in grosser Ruch leben. Und ob sie wohl allezeit den Frembden mißtrauen und ihrer Schantze wohl wahrnehmen / wann dieselbe auff ihre Ree kommen/ so schlagen sie ihnen doch nichts ab von ihrem Brod/ Cassave genannt / Wasser/ früchten unnd andern Speisen so bey ihnen Wachsen / wann solche derselben benöthiget sind : Doch daß sie einen Tausch treffen / und ihnen dagegen Messer / Heppen / Axte / oder ander Eisenwerck / welches sie gern an sich handlen/ geben.

Weil dieser Orth unter allen Antillen die die Caraiber innen haben / der näheste ist an dem festen Lande / wo die Arovager ihre unversöhnliche Todfeinde wohnen/ so pflegen sie gemei-

nig

niglich den allgemeinen Musterplatz ihres Volcks allda zuhaben / wann sie willens sind dieselbe anzugreiffen. Auß dieser Insel sind auch die stärckften Leuthe kommen / welche zu underschiedlichen mahlen in die Frantzösische und Engeländische neue angerichtete Wohnplätze eingefallen unnd dieselbe außgeplundert haben / wie wir an seinem Orth davon melden wollen.

V.

Von der Insel Barbudos.

DIese Insel ist gelegen zwischen den 13. und 14. grad auff der NordSeiten deß Æquatoris, gegen Osten der Inseln S. Luciæ und S. Vincentii. Die Engelländer welche von dem Jahr 1627. her daselbst gewohnet / halten ihren umbkreiß ohngefehr auff 25. Meilen. Sie hat mehr eine lange als breite Gestalt: In dieser Insel ist nur ein einig Bächlein / das man einen Fluß nennen könte: doch weil die Erde fast allenthalben gleich und eben ist / hat sie an vielen Orthen Fischerweyher und Behälter susses Wassers / welche den Mangel der Springröhren und Flüsse ersetzen. So hat auch der gröste Theil der Häuser Cisternen / und Ziehbrunnen / welche niemahls vertrucknen.

Als man von Anfang dieses Land bauete / hielte man nicht gahr viel von dem Grund: aber

ber die Erfahrung hat das Gegentheil erwiesen/ und ist dei[...]e so geschlacht zu dem Taback/ Ingber/ Baumwoll/ absonderlich aber zu den ZuckerRohren befunden worden/ daß sie nach der Insel S. Christophori von den Kauffleuthen am meisten besucht wird/ und die volckreichste unter allen Antillen ist. Von dem Jahr 1646. an hat man daselbst ohngefehr 20000. Einwohner gezehlet/ ohne die Leibeigene Mohren/ welcher Anzahl vor weit grösser gehalten wurde.

Es sind viel Oerther in dieser Insel die man mit gutem Fug Stätte nennen kan: weil man daselbst viele schöne/ lange und breite Gassen siehet/ welche zu beyden Seiten mit schönen Häusern gezieret/ wo die vornembste Bedientē und Einwohner dieses nahmhafften Wohnplatzes sich auffhalten: Wann man diese Insel gesampt betrachtet/ würde man sie vor eine einige grosse Statt halten/ weil die Häuser so gar weit nicht voneinander entlegen. So sind auch viele derselben auff Engelländische Manier wohl gebauet: Die Kram-Läden sind mit allerhand Wahren versehen: Es werden auch daselbst Messen und Märckte gehalten: Und ist die gantze Inse/ gleich wie die grosse Stätte/ in viele Pfarren abgetheilet/ deren jede eine schöne Kirche hat/ da die Pfarrherrn/ so daselbst in grosser Zahl sind/ den Gottesdienst verrichten.

Die vornehmbsten Einwohner dieser Insel haben sich daselbst fest gesetzet / und befinden

sich

sich so wohl / daß sie selten diesen Orth verlassen/ und sich anderwerts begeben. Darüber sich dann nicht zuverwundern/weil sie häuffig alle Erfrischungen haben/ so auß Europa mögen gebracht werden / dabeneben auch unzehlich vieler Annehmligkeiten / die diese neue Welt hervor bringt/ geniessen.

Wir haben auch Nachricht / daß die Leute daselbsten so zugenommen / daß der Orth vor die grosse Menge der Einwohner zu enge worden/und sie daher gezwungen andern Platz zu suchen/ und in dem Mittägigen festen Lande Americæ eine neue Wohnung auffgeschlagen/ welche von Tag zu Tag wächset/ mit grossem Nutzen und Erleichterung dieser Insel/davon diese neue Völcker herkommen.

Diese Insel ist uberall berühmt/ wegen der grossen Menge deß herrlichen Zuckers/ den mā nun viele Jahr her daselbst bereitet: Es ist zwar derselbe nicht so weiß/ als der so anderstwoher komt / aber doch wird er von denen so ihn läutern/ höher gehalten/weil er schön körnicht ist / weniger unreines in sich hat/ und also nach der Säuberung vielmehr übrig bleibet.

VI.

Von der Insel S. Luciæ.

DIe Frantzosen nennen diese Insel gemeiniglich Sainte Alousie, sie lieget unter dem 13. grad und 40. minuten disseits deß Æqua-

quatoris. Vor diesem wurde sie von etlich wenigen Indigern nur bewohnet/welche mit dem Fischfang/der daselbst sehr reich ist / sich belustigten: Doch sind vor kurtzer Zeit die Frantzosen von der Insel Martinino kommen/ ihnē Gesellschafft zu leisten. Es hat in dieser Insel zween uberauß hohe und gähe Berge / welche man sehr weit siehet / und sie die Pitons der Insel S. Luciæ zu nennen pflegt; unten an diesen Bergen hat es schöne und annehmliche Thäler/ welche mit grossen Bäumen bedecket und mit Wassern befeuchtet sind. Man hält davor/ daß die Lufft daselbst gesund und der Boden fruchtbar seye / wann der Ort nur etwas mehr/als er itziger Zeit ist/wird entdecket seyn.

Der Herr Rosselan hat den Frantzösischen Wohnplatz daselbst angerichtet/ unter dem Befelch deß Herrn Parquet/ der ihn vor seinen Statthalter dieses Orths erwehlet; und als er in diesem Ampt/welchem er wohl vorgestanden/ verstorben/ ist Herr Breton von Pariß an seine Stell kommen.

VII.

Von der Insel Martinino.

DIe Indier nenneten diese Insel Madanina/ aber die Spanier haben ihr den Namen geben / den sie noch jetzund hat. Sie ist 14. grad und 30. minuten hoch disseits deß Æquatoris. Es ist ein schön und grosses Land/ wel-

welches ohngefehr 16. Frantzösische Meilen lang ist/ von ungleicher Breite/ und in dem Umkreiß 45. gedachter Meilen begreifft. Heutiges Tages ist sie eine von den vornehmsten und volckreichsten Inseln der Antillen.

Die Frantzosen und Indier bewohnen diesen Orth/ und haben daselbst lange Zeit in guter Vertrauligkeit beysammen gelebet. Der Herr Barquet/ deß verstorbenen Herrn Desnambuc Enckel/ der den Anfang zu den Frantzösischen Wohnungen/ die sich in den Antillen außgebreitet/ geleget hat/ wie wir hernach berichten wollen/ ist allda Königlicher Guvernör / und hat vor etlichen Jahren die Herrschafft daselbst erlangt.

Sie ist unter den Antillen die allerzerrissenste/ das ist/ am meisten mit sehr hohen Bergen erfüllet/ und unwegsamen Felsen durchschnitten. Was von gutem Land ist/ bestehet theils auß Mornes/ welches runde erhabene Oerther sind / von den Einwohnern also genennet; Theils auß Hügeln/ so überauß schön sind/ (in der Insel Syrach werden sie Cotieres genant) und Theils auß etlichen Ebenen und Thälern/ welche sehr annehmlich sind.

Die Berge sind gantz und gar unbewohnet/ und sind der wilden Thiere/ und Schlangen/ deren es da sehr viel gibt/ ihr Auffenthalt. Diese Berge sind mit schönen Wäldern bedecket/ welche Bäume in der Dicke und Höhe die unsern weit übertreffen; und Früchte und

Beer-

Beerlein tragen/ davon die wilden Schweine und Vögel sich nehren.

Was die Mornes uud Hügel betrifft/ sind sie meistentheils bewohnet/ und haben guten Grund/ welcher doch sehr mühsam zu bauen: Dann man findet deren die so hoch und gähe sind/ daß man schwerlich ohne Gefahr daselbst arbeiten kan/ oder zum wenigsten muß man sich mit der einen Hand an einer Taback Stengel/ oder Ast eines Baums halten/ daß man mit der andern arbeiten könne.

Der Taback/ so an diesen erhabenen Orthen wächset/ ist allezeit besser/ und wird höher geachtet/ als der so in den Thälern und Gründen wächst/ welche der lieblichen Gegenwart der Sonnen so nahe nicht geniessen. Daun der Taback/ der an diesen Orthen gesamblet wird/ ist allezeit voll gelber Flecken/ als wann er verbrant wäre/ und hat keinen guten Geschmack/ läst sich auch nicht lang auffhalten. Diese verstrampffte Oerther sind auch sehr ungesund/ die so da arbeiten/ bekommen eine böse Farbe/ und die neue Ankömlinge/ so dieser Lufft nicht gewohnet/ werden daselbst viel ehe von dem Magenwehe/ welches so gemein in diesen Inseln ist/ als an andern Orthen geplaget.

Gleichwie es zweyerley unterschiedene Völcker in diesem Land hat/ also ist dasselbe auch unter eine und andere getheilet/ nemlich unter die Indier/ die dieses Lands rechte Einwohner sind/ uñ die Frantzosen/ welche im Heu Monat deß Jahrs 1635, daselbstẽ zu wohnen sich nieder-

ge-

gelassen unter kluger Anleitung deß Herrn Desnambuc/ welcher sie von der Insel S. Christophori geführet / und in ruhige Besitzung dieses Orths gesetzet/ und nachdem er sie mit allen zu ihrem Unterhalt und Versicherung gehörigen Sachen versehen/ hat er ihnen den Herrn du Pont hinterlassen/ daß er als sein Statthalter daselbst commandiren solte.

Das Theil der Insel so von den Indiern bewohnet ist/ ist all an einem Orth begriffen/ und wird ohn andern Unterscheid das Cabes-Land genennet.

Was den Orth betrifft den die Frantzosen innen haben/ welchen man das Nieder-Land nennet/ ist derselbe in fünff Theil abgetheilet/ nemlich in die Hütte deß Schiffers/ die Hütte Capot/ Carbet/ S. Peters Schantz / und den Prediger. In einem jeden Theil hat es eine Kirch/ oder zum wenigsten eine Capell / ein Wachthauß und Munsterplatz / umb welchen man viele schöne und grosse Häuser erbauet/ die Wahren so von andern Orthen hieher gebracht / und die so in der Insel gesamlet werden/ darein zuverschliessen.

Das Theil der Hütten deß Schiffers / ist von einem Hauptmann der Wilden also genennet worden/ welcher vor diesem daselbst gewohnet/ und den Namen deß Schiffers/ so ihm die Frantzosen gegeben / zu führen sich vor eine Ehre hielte. Er war deß Herrn Parquet grosser Freund/ und eben der jenige/ der ihme seiner

Leute

Leute Vorhaben / so sie gegen die Frantzosen schmiedeten / stetig hinterbrachte.

In dem Theil der Hütten Capot / hat es eine sehr schöne Savanne, (also nennet man die Wiesen und Weyden in den Inseln) welche auff einer Seiten mit dem Fluß Capot genant / auff der andern mit vielen schönen Häusern umbschlossen.

Das Theil Carbes hat diesen Namen von den Caraibern behalten / welche vor Zeiten an diesem Ort ihrer schönsten Dörffer eins hatten / und eine schöne Hütten die sie Carbet nennetē / welchen Namen sie noch jetzund allen den Orthen geben / da sie ihre Versamblungen halten. Der Herr Guvernör hat eine lange Zeit diesen lustigen Orth mit seiner Behausung gewürdiget / so von gebranten Steinen erbauet / nicht weit von der Ree / nah an dem Musterplatz / in einem schönen Thal / welches ein grosser Fluß / der von den Bergen fällt / befeuchtet. Die Indier / die dergleichen Gebäue von so fester Materi noch nicht gesehen / betrachteten es anfangs mit grosser Verwunderung / und nachdem sie versuchet / ob sie es mit den Schultern bewegen könten / musten sie gestehen / daß / wañ alle Häuser also gebauet wären / ihnen die grosse Sturmwinde Ouragan genant / nicht schaden würden.

Dieses Hauß ist mit vielen schönen Gärten umbgeben / welche mit fruchtbaren Bäumen besetzet und allerhand Raritäten deß Landes gezieret sind. Als aber der Herr Guvernör

sich

sich vor ohngefehr zwey Jahren an dem Orth da dieses Hauß gelegen / übel befande / hat er solches verlassen / und den Jesuiten / nebenst andern schönen Wohnungen die darzu gehören / nnd vielen Leibeigenen Mohren / so die Gärten bauen / verehret.

Die S. Peters Schantz ist der Orth / da jetziger Zeit der Herr Guvernör wohnet. Es hat daselbst eine sehr gute Battery von vielem groben Geschütz / so theils auß Metall / theils auß Eisen gegossen.

Diese Schantz beschiesset die gantze Ree. Ein Steinwurff von deß Herrn Guvernörs Behausung / ist das schöne Hauß der Jesuiten / an dem Ufer eines anmuthigen Flusses gelegẽ / weßwegen dann solcher der Jesuiten Fluß genennet wird. Dieses treffliche Gebäu / welches im fall der Noth vor eine Festung dienen könte / ist von gehauenen und gebranten Steinen / sehr starck / und so zierlich erbauet / daß sich die Augen kaum genug dran ersehen können. Die Eingänge sind sehr schön / und hat zuringst herumb herrliche Lust- und Baum-Gärten mit allen trefflichsten Sachen / so diese Inseln hervor bringen / angefüllet / deßgleichen vielen Pflantzen / Kräutern / Blumen und Früchten / die auß Franckreich dahin gebracht worden. Ja es hat auch daselbst einen Weingarten / welcher gute Trauben / darauß man Wein gekeltert / in grosser Menge träget.

Das Prediger Theil begreifft eine grosse E-

bene/und viele hohe Berge in sich/an welchem man schöne Häuser in grosser Anzahl gebauet siehet.

Zwischen dem Cabes-Land und dem Niederen Land ist ein enger Orth / wo man viel Bäume findet/ welcher Holtz sehr gut ist den Taback darauff zu ziehen. Man bringet daselbsten auch die Rohr her / die man umb die Hütten als Palisaden setzet/ deßgleichen Mahot / dessen Rinde zn vielen Sachen in der Haußhaltung dienlich ist.

Der gröste Theil der Häuser in dieser Insel sind von Zimmerwerck auffgerichtet / sehr bequem/und haben ein schönes Ansehen: Die vornehmste derselben sind auf die erhabene Oerther / welche die Einwohner Mornes nennen/ gebauet. Diese vortheilhafftige Gelegenheit dienet sehr zu der Gesundheit der jenigen / so daselbst wohnen/ dann die Lufft ist bey ihnen reiner und lauterer als in den Thälern. So vermehret auch diese Gelegenheit die Schönheit aller dieser Wahnungen umb ein mercklicher / indem sie dem Gesicht eine artliche perspectiv zeiget.

Die beste Ree dieser Insel ist zwischen Carbet und der Peters-Schantz. Sie ist viel besser verwahret als die andern in den benachbarten Inseln/ weil sie auff die helffte mit hohen Bergen umbgeben/ so die Schiffe daselbst vor den Winden versichert halten.

Zwischen der Schiffers-Hütten / und dem Busen/ welchen man gemeiniglich die Enge

der Saltzgruben nennet / liegt ein Felß eine halbe Meil-Wegs in das Meer hinein / der Demant genant / wegen seiner Gestalt / darauff sich die Vögel in grosser Menge auffhalten / absonderlich die Ringeltauben / so daselbst zu nisten pflegen. Es läst sich sehr übel zu diesem Felsen kommen: doch wird solcher zuweilen besucht / vornemlich zu der Zeit / wañ die junge Ringeltauben gut zu essen sind.

Es liegt auff eben der Seiten / wo der Demant-Felß stehet / ein Orth in Gestalt eines engē Weges oder Busens / wo man die Schiffe hinführet / daß sie daselbst außruhen / und gebessert werden / indem man sie auff die Seite wendet / biß man den Kegel sehen könne. Das Meer ist an diesem Orth allzeit still; doch ist keine gute Lufft da / und werden die Schiffleuth gemeinlich von Fiebern angegriffen / welche doch nicht sonderlich gefährlich sind / weil solche meistentheils bey Veränderung deß Orths die Krancken verlassen.

Ohne die Bäche / welche zur Regenzeit mit Ungestümm sich ergiessen und überlauffen / werden noch biß auff neun oder zehen sonderbare Flüsse in dieser Insel gezehlet / welche niemahls vertrocknen. Sie entspringen auß der Seiten / oder unten auß den höchsten Bergen / von dannen sie ihr Gewässer zwischen den Thälern fortwaltzen / und nachdem sie das Land benetzet / in das Meer fallen. Die Oerther so diesen Flüssen nahe gelegen / stehen offt Gefahr uñ Ungelegenheit auß / weil sie zur Zeit ihres Uber-

lauf-

lauffens die Bäume mit der Wurtzel außhebē/ die Felsen einreissen / die Felder und Gärten verwüsten/ ja zum öfftern die Häuser die auff der Ebene gebauet/ und alles was sich ihrem gewaltigen und ungestümen Lauff widersetzet/ mit sich zu grund stürtzen. Welches dann die Einwohner dieses Orths bewogen/ ihre Wohnungen auff der Höhe der kleinen Berge zu nehmen/ oder an der Seite der erhabenen Oerter/ mit welchen ihre Insel häuffig besetzet: Dann daselbsten stehen sie vor der Uberschwemmung deß Gewässers gesichert.

Das merckwürdigste an diesem Orth ist die grosse Menge der Einwohner/ so sich daselbst niedergelassen/ und das Land bauen/ und sagt man daß deren Zahl jetziger Zeit von neun biß zehen tausend Personen sich belauffe/ ohne die Indianer und Leibeigene Mohren/ welche fast in gleicher Anzahl sich befinden. Das gelinde Regiment nnd der vortheilhafftige Läger dieser Insel thut viel zum Untethalt und Zunehmung dieser grossen Menge Volcks. Dann fast alle Frantzösische uñ Holländische Schiffleute/ die in Americam fahren / richten ihren Lauff also an / daß sie diese Insel vor allen andern/ welche ihnen weiter auß dem Weg gelegen/ zu Gesicht bekommen/ und daselbst anländen mögen/ und so bald sie auff der Ree dieses Orths für Ancker liegen/ umb daselbst ihrer nöthigen Erfrischung zu pflegen/ setzen sie die bey sich habende reisende Leute an Land/ es sey dañ daß sie außdrücklich verbunden sind solche noch

weiter mitzunehmen. Es ist auch offt geschehē daß gantze Geschlechter/ so auß Franckreich gereiset/ deß Vorhabens sich in andere Inseln/ welche noch weiter als diese gelegen/ und ihr an guter gesunder Lufft und Fruchtbarkeit deß Erdbodens im geringsten nicht weichen/ zubegeben/ auff dem Meer ermüdet und verdrossen worden/ und sich daselbst niedergelassen/ damit sie nicht von neuem so vielen Gefährligkeiten/ Widerwillen und audern Ungelegenheiten/ welche diese langwierige und verdrießliche Reisen unauffhörlich begleiten/ sich unterwerffen möchten.

Unter so grosser Menge Volcks/ die diesen Ort bewohnen/ befinden sich viele vornehmes Standes und Würden/ welche nach deme sie ihre Dapfferkeit in Frantzösischen Kriegsdiensten zur gnüge sehen lassen / und zum öfftern dem Feind mit grossem Ruhm unter Augen gangen/ nunmehr ermüdet diesen angenehmen Orth zu ihrer Ruhestätt erwehlet haben. Der Herr von Gourſolas, General Lieutenant deß Herrn Gouvernörs/ hat sich daselbsten vor allen sehr berühmt gemacht; seine kluge Anordnung/ Leutseligkeit und dienstwilliges Gemüt haben ihm die Gunst aller Einwohner dieser Insel erworben/ und ein Ansehen bey allen Frembden so hier ankommen/ zuwegen bracht. Der Herr le Comte, und der Herr de l' Oubiere werden unter den vornehmbsten Bedienten sehr hoch geachtet. Der Herr du Coudré hat daselbst lange Zeit das Richter-Ampt/ in Civil

und

und criminal-Sachen / mit grossem Belieben der untergebenen / verwaltet.

Im Anfang der Beschreibung dieser Insel haben wir mit fleiß angemercket / daß die Frantzosen und Indier lange Zeit daselbst in guter Vertrauligkeit untereinander gelebet: Dann wir sehen auß den Zeitungen / die uns vor kurtzer Zeit zugeschicket worden / und den Stand dieser Insel berichten / daß die Caraiber daselbst nun bey nahe vier Jahr mit den unsrigen in offenem Kriege stehen; Auch von der Zeit an zu unterschiedenen mahlen in unsere Plätze eingefallen; und daß sie weder die hohe Berge / noch die gefährliche und gähe Abgründe / noch die grosse und abscheuliche Einödden / welche man biß daher vor eine Vormaur und unüberwindlichen Schutz / so die Länder dieser beyden Völcker voneinander scheiden / gehalten / habẽ abhalten und verhindern können / daß sie unsere Leute nicht mit Ungestümm überfallen hätten / und an etlichen Orten mit Brennen / Morden und Verwüsten biß mitten in ihre Wohnungen eingedrungen wären / ja alle Grausamkeit / die sie auß Rachgier ersinnen mögen / verübet / damit sie ihrer Unsinnigkeit ein Genügen thäten / und ihre viehische Begierden ersättigten.

Von der Ursach dieser Trennung wird unterschiedlich geredet. Etliche schreiben es dem Mißfallen zu / den die Caraiber daher geschöpffet / weil der Herr Parquet wider ihren Willen auff die Inseln Granada und S. Luciæ Volck gebracht / daß sie sich daselbst setzen solten; oder /

weil man nicht gehalten was man ihnen versprochen/ als man sich dieser Oerther bemächtiget/ nemlich daß man ihnen zur Vergeltung die beste und angenehmste Wahren geben wolte/ die sich biß auff 2000. Pfund und mehr belauffen solten. Andere sagen/ daß sie deßwegē zu den Waffen gegriffen / damit sie den Todt etlicher der ihrigen/ so auff der Insel S. Vincentii gewohnet/ rechen möchten/ von welchen sie geglaubet/ daß sie ihnen mit dem vergifftetē Brandwein/ den sie von der Insel Martinino bekommen/ seye vergeben worden.

So bald dieser Krieg angekündet gewesen/ und die Caraiber durch ihre Einfälle nach Gewonheit einen von unsern Orthen in etwas verderbet; haben alsobald die Neider unserer rühmlichen Wohnstätten und deroselben Fortgang und Befestigung / ein Geschrey außgesprengt/ daß unsere Leute diese Barbaren nimmermehr bezwingen würden/ und daß die Wilden/ so auff der Insel Dominica und S. Vincentii wohnen / alle ihre Bundsgenossen von dem festen Land dahin bewogen / daß sie gesambter Hand uns bekriegen solten; und / damit sie dieses ihr Vorhaben desto leichter in das Werck setzen / und sich desto mehr verstärcken könten/ so hätten sie selbsten mit den Arovagern ihren alten Feinden einen Frieden getroffen/ und alle diese Völcker so sehr in ihre Händel mit eingemenget/ daß sie entschlossen wären mit der gantzen Macht auff uns loßzugehen / und mit der Menge uns zu überfallen.

Man

Man weiß zwar nicht eigendlich / ob diese allgemeine Verbündnüß / mit deren uns gedräuet wird / im Werck gewesen seye; doch ist gewiß / daß keine grosse und sonderliche Macht in das Feld gerucket / und daß den Caraibern von der Insel Martinino / nach dem sie ihre erste Einfälle auff unsere Länder mit einigem Vortheil gethan / hernach ihre Anschläg so übel geglücket / und sie so offt von den unsrigen / mit Verlust ihrer vornembsten Häupter / verfolget und zurück getrieben worden / daß sie ohngefehr vor zweyen Jahren gezwungen ihre Gärten und Dörffer verlassen müssen / und sich in die dunckele Wälder / und auff die Berge und Felsen / so kaum erstiegen werden mögen / begeben haben.

Also daß die jenige / denen die Stärcke / Erfahrenheit und gute Anstalten der Frantzosen / so diese Insel bewohnen / bekant sind / vor gewiß glauben / daß wo diese Barbaren sich nochmahlen untersiehen auß ihren Hölen hervor zu gehen / umb mit den Waffen ihr Heyl zu versuchen / und sich der grossen Bestürtzung / darinnen sie leben / zuentledigen / so werden sie auß Noth gezwungen werden / entweder diese Insel gantz und gar zu verlässen / oder alle Bedingungen / unter welchen sie den Frieden suchen möchten / einzugehen / und den alten Bund / den sie liederlicherweiß gebrochen / von neuem wieder zu bestättigen.

Seither diese Historische Beschreibung zum erstenmal in den Truck kommen / haben wir

völligen Nachricht den heutigen Stand dieser blühenden WohnStätte betreffend erlanget/ deßgleichen wie selbige den Krieg mit den Caraibern glücklich fortgeführet: Weil wir uns aber schon allbereit zu lang in Beschreibung dieser Insel auffgehalten/ und diese Sach eigendlich in dem andern Theil dieses Buchs/ so von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner dieser Inseln handelt/ gehörig ist/ wollē wir solche mit allen ihren Umbständen dahin versparet haben/ und in dem 20. Capitel deß 2. Theils von den Kriegen der Caraiber außführlicher reden.

Das 3. Capitel.

Von den Antillen-Inseln die sich gegen Norden erstrecken.

Weil aber die Inseln/ so wir in diesem Capitel beschreiben werden/ weiter als die vorigen gegen Norden gelegen/ als geniessen sie auch einer temperirten und etwas gelindern Lufft. Sie werden auch öffter besuchet als die Inseln Tabago/ Granada/ und S. Luciæ; weil die Schiffe/ so auff der Insel Martinino außgeruhet/ und nach der Insel S. Christophori ablauffen/ dieselbigen eine nach der andern besuchen können/ und doch auß ihrem Weg zu weichen nicht nöthig haben.

I.

Von der Insel Dominica.

DIese Insel liegt 15. grad und 30. minuten von dem Æquatore. Man hält davor daß sie in der Länge ohngefehr 13. Frantzöische Meilen/ und in der grösten Breite etwas weniger begreiffe. Sie hat in ihrer Mitten viele hohe Berge/ welche einen Abgrund/ zu dem man nicht gelangen kan/ umschliessen/ in diesem Abgrund siehet man von der Höhe herab sonderliche Felsen/ deßgleichen unzehlig viel Gewürme von schröcklicher Grösse und Länge.

Die Caraiber, welche diese Insel in grosser Menge bewohnen/ haben den jenigen so zu ihnen kommen sind gahr viel zuerzehlen gewust von einer grossen und ungeheuren Schlangen/ die sich in diesem Abgrund auffgehalten. Sie sagten/ daß sie auff ihrem Haupt einen glänzendẽ Stein als einen Carfunckel von unschätzbahren werth trüge; daß sie diese ihre reiche Zierde gemeinlich mit einer kleinen zitternden Haut/ gleich den Augenliedern so die Augen bedecken/ verberge: wan sie aber zur Träncke gehe/ oder mitten in diesem Abgrund spielte/ so entblöste sie solche/ und als dann bekämen die Felsen und alles was daher umb wäre einen wunderbahren Glantz von dem Feuer/ das auß dieser köstlichen Krohnen hervor leuchte.

Der Cacique dieser Insel wurde vor diesem unter den andern dieser Völcker am meisten ge-

ehret. Man ihre gantze Macht / wider die Arovager ihre Feinde von dem festen Landt / zu Feld zuge / führete dieser den Vortrab / und war mit etlichen sonderbahren Merckzeichen / die er an seinem Leib hatte bezeichnet. Und noch heut zu Tag / wirder unter die Zahl der Fürsten dieser Barbarē gerechnet / welche selbstē ihn so hoch verehren / dz sie ihn oft auf ihren Schultern in einem Sessel tragen / wann er nehmlich ihre Gastereyen und andere offentliche versamlungen mit seiner Gegenwart würdiget.

Wann die Frantzöische Schiffe bey dieser Insel vorbey gehen / siehet man also bald viele Cauots, in deren jeglichem 3. oder 4. Indier auffs Höchste sind / welche herbey kommen / und die Hauptleuthe der Schiffe bitten / in den guthen Reeden die sie ihnen weysen ihre Ancker auszuwerffen: oder bieten ihnen auffs wenigste von den Früchten ihres Landes an / die sie mit bringen / und wann sie etliche von den Hauptleuthen und andern Bedienten verehret / suchen sie die übrige gegen etliche Sachen / die ihnen gefallen / zuverthauschen.

Die jenige / denen diese schöne Insel sonderlich bekand / versichern uns daß sie unter allen Antillen eine von den besten / und am würdigsten ist / daß sie gebauet werde / wegen der herzlichen Thäler und grossen Ebenen / so unten an den annuthigen Bergen liegen / welche sie gleichsam mit einer prächtigen Krohne ziehren; Weil auch dieser Orth mehr als einiger

ande-

anderer mit vielen starcken Quellen erfrischet ist/ die überauß bequeme Bäche und Flüsse daselbst machen. Man hält davor/ daß etliche vornehme Leuthe versuchen wollen/ die Caraiber ehestes dahin zubewegen / daß sie andere/ ihnen in ihrer süssen und stillen Ruh/ deren sie daselbst geniessen/ Gesellschafft zuleisten / annehmen möchten.

II.

Von der Insel Marigalante.

Man setzet diese Insel gemeinlich 15. grad und 40. Minuten hoch. Das Land ist ziemlich eben und mit Wäldern erfüllet/ welches ein Anzeig ist daß es nicht unfruchtbahr seyn wurde/ wo man es bauete. Sie ist allezeit von den Indiern besuchet worden / so wohl wegen deß Fischfangs/ als Bauung der kleinen Gärtlein/ so sie daselbst haben.

Die letzte Zeitungen/ so wir auß den Antillen bekommen/ bringen mit/ daß der Herr D' Houel, Gouvernör auff Gardeloupe / diese Insel erst neulich mit Volck besetzet / und daselbst eine Schantz bauen lassen/ etliche Indier abzuhalten/ die sich diesem seinem Vorhaben widersetzen wolten/ und 20. Mann/ so er vorauß dahin geschicket / das Land allgemach zu erkundigen/ getödtet hatten / daß er auch dieses Zufalls wegen ohngefehr 300. dahin abgeordnet/ die sich bey Nacht in ein grosses Schiff das auf der Ree gelegen/ begeben / biß so lang

die Schantze genug befestiget worden. Die Caraiber von der Insel Dominica / umb die Freundschafft mit den Einwohnern in Gardeloupe / als ihren nähesten Nachbaren / zuerhalten / sagen daß sie unschuldig an diesem Todschlag seyen / und haben sie deßwegen bey dem Herrn d' Houel entschuldiget / vorgebend daß solches von ihren Völckern / die auff den andern Inseln wohnen / geschehen.

III.

Von den Inseln / die Heiligen genandt / und der Vögel Insel.

ZWischen der Insel Dominica und Gardeloupe / sind drey oder vier kleine Inseln sehr nah aneinander gelegen / welche man insgemein die Heiligen nennet. Sie sind in gleicher Höhe mit der Insel Marigalante / gegen Niedergang gelegen / und biß daher wüst und unbewohnet.

Die Vögel-Insel erstrecket sich noch weiter als die Heiligen-Inseln gegen Niedergang. Man setzet sie 15. grad und 45. Minuten über den Æquatorem. Sie wird also genennet wegen Menge der Vögel / die daselbst biß auff dē Sand und an dem Ufer deß Meers nisten. Diese Vögel sind meistentheils leicht mit dē Händen zufangen / dann weil sie selten Leute sehen / fürchten sie sich nicht sehr. Dieses Land ist so nie-

nieder/daß man es kaum siehet/ man sey dann ziemlich nah darbey.

IV.

Von der Insel Desiderada.

Diese Insel ist von dem Christophoro Columbo also genennet worden/ weil er solche in seiner zweyten Reiß nach America unter allen Antillen zuerst entdecket. Und gleich wie das erste Land dieser neuen Welt von ihm San Salvador genennet worden/ an statt daß es zuvor Guanahani geheissen/ welches eine von den Lucayen-Inseln ist / 25. grad und etliche minuten hoch gelegen: also nennete er diese die verlangte Insel/weil er seinen Wunsch nunmehr erfüllet sahe. Sie lieget bey 10. Meilen von Gardeloupe gegen Nord-Osten zu; und von dem Æquatore 16. grad und 10. minuten. Das Land ist gut genug in dieser Insel/daß man daselbst viel schöne Wohnungen bauen kan; weßwegen man auch hoffet/ daß sie nicht lange Zeit mehr unbewohnt seyn werde.

V.

Von der Insel Gardeloupe.

Diese Insel ist die gröste und eine von den schönsten unter allē Antillen die die Frantzosen besitzen. Sie war vor diesem von

den Indiern Carucueira genennet: aber die Spanier haben ihr den Namen geben/den sie jetziger Zeit noch hat. Einige setzen sie gerad unter den 16. grad/andere setzen noch 16. minuten hinzu. Sie hat ungefehr 60. Frantzösische Meilen im Umbkreiß. und bey 9. oder 10. in der Breite an den Orthen/ wo sich die Erde am meisten erstrecket; und ist von einem kleinen Arm auß dem Meer in zwey Theil getheilet/ welcher das grosse Land unterscheidet von dem welches man eigentlich Gardeloupe nennet. Das Theil dieser Helffte so mehr gegen Osten gelegen/heisset Cabes-Land / und das so gegen Westen lieget / das Niedere-Land.

Das Theil so das Grosse-Land genennet wird/hat zwo Saltz Gruben/ worinn sich das Meerwasser in Saltz verwandelt/gleich wie in vielen andern Inseln mehr/ ohn einige Kunst/ allein durch die Krafft der Sonnen geschiehet.

Das Theil so bewohnet wird / ist an vielen Orthen/absonderlich in der Mitten/mit vielen hohen Bergen erhaben / deren etliche mit rauhen und abscheulichen Felsen besetzet / die sich auß den schrecklichen Abgründen / so sie umbfassen/in die Höhe thun; andere sind mit schönen Bäumen bedecket/ welche sie zu allen Zeiten mit einem angenehmen Krantz außschmücken. Zu unterst an diesen Bergen gibt es viele grosse und weite Ebene / die von einer grossen Anzahl schöner Flüsse befeuchtet werden/ welche die Flotte so auß Spanien kommen vor diesem

sern gereitzet/daß sie daselbst außgestiegen und Wasser geschöpffet/welches sie zu Vollstreckung ihrer Reise nöthig gehabt. Etliche dieser Flüsse / wann sie sich ergiessen / führen geschwefelte Stäbe mit sich/so durch die Schwefel-Gruben gangen / welche in einem von den berühmtesten Bergen dieser Insel sind/der stets einen Rauch von sich auffsteigen läst / und dahero auch der Schwefel-Berg genennet wird. Es hat auch Brunnen von warmen Wasserquellen/die/wie man auß der Erfahrung gelernet/ sehr dienlich sind wider die Wassersucht/ und alle Kranckheiten so von Kälte herkommen.

So sind auch daselbst zweene grosse Meer-Busem zwischen den zweyen Landen / darinnen die Einwohner der Insel/ so sich mit dem Fischen ergetzen/zu jederzeit Schildkroten und viele andere herrliche Fische fangen können.

Dieses Land ist zu erst von den Frantzosen bewohnet worden im Jahr 1635. die Herren du Plessis und de l'Olive haben daselbst als die Ersten mit gleichem Ansehen und Gewalt commandirt. Da aber der erste den siebenden Monath nach seiner Ankunfft verstorben / und der Herr de l'Olive, wegen verlihrung seines Gesichtes/zu der Regierung untüchtig worden/ haben die Herren von der Compagni der Americanischen Inseln sich angelegen seyn lassen diese auffwachsende Wohnstätte / welche über-

herauß verwüstet war/ zu erhalten/ und mit einem Haupt zu versehen das mit Tapfferkeit/ Erfahrenheit und allen Tugenden welche an einem Commendanten erfordert werden/ begabet were. Haben deßwegen ihr Absehen gehabt auff den Herrn Auber/ einen von den Hauptleuthen der Insel S. Christophori, welcher damahls zu Paris sich auffhielte. Es hat hernach die Zeit zur genüge wahr gemacht daß diese Herren niemand besser hetten erwehlen können: Dann diese angenehme Wohnstätte hat ihre Erhaltung und alle wohlfahrt/ dabey sie sich seither befunden/ der vorsichtigkeit und klugen Regierung dieses würdigsten Gouverneurs zudancken/ welcher seinen Eintrit in dieses Ampt beruhmt gemacht durch den Frieden den er mit den Caraibern getroffen/ und viele guthe Anstalten/ die er zu Erleichterung der Einwohner/ und die Insel in desto grösseren Ruhm zubringen angeordnet: wie wir davon außführlichen Bericht im 3. Cap. deß 2. Buchs dieser Historischen Beschreibung geben wollen.

Der Herr d'Houel ist heutiges Tages Herr und Gouverneur dieser Insel: und seither er daselbsten eingesetzet ist/ hat sie ein gantz ander Ansehen bekommen als sie zuvor nicht gehabt/ dann sie hat an Einwohnern zugenommen/ welche viele schöne Häuser daselbst auffgebauet/ und einen so grossen Handel hieher gezogen/ daß sie jetzund eine von den besten und berühmtesten unter den Antillen ist.

Man siehet da schöne Ebene / die man mit dem Pflug umarbeitet und bauet; welches in den andern Inseln nicht geschicht/daher dann der Reiß/ Mays, Manioc, daraus das Cassave gemacht wird/ Patates, ja der Ingber und die Zucker Rohr so trefflich als an einigem andern Orth hervor kommen.

Die Reformirten Prediger Münche besitzen einen Theil von dem besten Land dieser Insel/ auff welchem sie viel schöne Wohnungen auffgerichtet/welche ein grosses eintragen. Diesen guthen Stand/ darinnen sie stehen/ sind sie der grossen Sorgfältigkeit deß P. Raymundi Breton schuldig/ welcher sie in vielen Gefährlichkeiten seinem Orden erhalten hat.

Das Theil der Insel so man das Niedere-Land nennet/ ist mit einer kleinen Statt gezieret/welche alle Tage zunimt. Sie hat schon viel Gassen / so auff beyden Seiten mit einer grossen Anzahl schöner gezimmerter Häuser besetzet / und den mehren Theil zwen Stockwerck haben/ auch sehr bequem gebauet/ und artlich anzusehen seyn. Deßgleichen ist sie auch versehen mit Pfarr-Kirchen/Häuser der Jesuiten und Carmeliten / welche der Herr Gouvernör vor kurtzem dahin beruffen; wie nicht weniger mit vielen grossen Proviant- und andern Häusern / so zu Erhaltung und Bestand dieser Wohnstätte nöthig seyn.

Der Herr Gouvernör wohnet in einem Schloß/ welches nicht weit von der Statt entfernet ist. Dieses Schloß ist sehr fest und

in

in die Vierung gebauet. Die Ecken sind mit Mauer-Anckern verwahret / und mit auffgemaureten Reduten von solcher dicke befestiget / daß sie viele schwere Metallen Geschütze / die daselbst auff der Battery stehen / tragen können. Ein wenig jenseit deß Schlosses ist ein sehr hoher Berg / der ihm verhinderlich seyn könte: aber der Herr Gouvernör / welcher nichtes von allem was zur zierde und Sicherheit seiner Insel gelangẽ kan / auß der Acht läst / hat Geschutz dahin auffbringen lassen; und damit der Feind dieses Orths sich nicht bemächtigen könne / hat er ein Werck in gestalt einer Burg oder Festung dahin gelegt / welches jederzeit mit Proviant und Kriegs-munition versehen. Er hat auch daselbst Hütten bauen lassen / darinnen die Soldaten so diesen Orth verwahren sich auffhalten / und die den Einwohnern / im fall sie vor dem Feind weichen müssen / vor eine sichere zuflucht dienen können. Das Cabes Land hat auch eine gute Schantze. Sie ist gebauet an einem Orth welches man vor diesem die Hütte der Einäugigen geheissen; und erhält diese gantze Gegend in Sicherung. Man neñet sie die Schantz der H. Jungfrau Mariæ. Deß Herrn d'Houel seine Verwandten / als welche von ihrem Vermögen zu Bestättigung deß Wohnplatzes dieser Insel mit beygeschossen / sind auch zum Theil Herren daselbst / und ihr Gebiet erstrecket sich über das Cabes-Land / welches ihnen in der Theilung zugefallen.

Es

Es haben sich viel vornehme Leuthe in diese Insel begeben / und daselbst eine grosse Anzahl Zucker Mühlen auffrichten lassen. Der Herr de Boisseret ist Ober-Statthalter deß Herrn Gouvernörs. die Herren Hynselin, du Blanc, de Mè, des Prez, und Postel, werden unter den Bedienten und Einwohnern vor die vornehmste gehalten. Der Herr d'Aucourt, ein Mann von sonderbahrer wissenschafft und leuthseeliger Freundlichkeit/ verwaltet daselbsten das Civil und Criminal Richter Ampt mit grossem Ruhm.

IV.

Von der Insel Antigoa.

DIese Insel ist 16. grad und 40. Minuten hoch / zwischen Barbada und Deseada. oder Desiderada; ihre Länge ist von 6. oder 7. Meilen / die Breite aber ungleich. Die Schiffe können schwerlich bey ihr anfahren/ wegen der Felsen so sie umgeben. Vor diesem hielte man davor / daß sie nicht zu bew[illegible]nen were / weil man meinete / es gebe kein [illegible]es Wasser daselbst: aber die Engelländ[illegible]/ die sich dahin begeben / haben dessen gefunden / und noch darzu Brunnen unnd Cisternen gegraben / welche den Mangel ersetzt. Diese Insel ist reich an Fischen / Schnabelweid uñ allerhand Arth zahmes Viehes. Sie wird von sechs biß in acht hundert Menschen bewoh-

bewohnet/ und hat/ gleich wie die andern / so den Engelländern zustehen / gelehrte und verständige Pfarrherrn / welche ihrer Gemeine/ so ihnen anbefohlen/ treulich pflegen.

VII.

Von der Insel Mont-serrat.

DIe Spanier haben dieser Insel den Nahmen so sie führet gegeben/ weil es daselbsten einen Berg hat der dem Berg Montserrat genant / welcher nahe bey Barcelona liegt/ in etwas gleichet/ und ist dieser Nahme ihr bißher verblieben. Sie ist 17. grad hoch auff der Nördlichen Seiten gelegen/ hat 3. Meilen in der Länge/ und fast eben so viel in der Breite/ also daß sie eine runde Gestalt zu haben scheinet. Die Erde ist daselbst sehr fruchtbahr. Die Engelländer haben sie innen/ und sind da sehr wohl gesessen. Ihre Anzahl beläufft sich ohngefehr auff 600.

Das merckwürdigste auff dieser Insel ist die schöne Kirche von zierlichem Gebäue/ welche der Herr Gouvernör und die Einwoher dahin bauen lassen: Der Predigstuhl/ die Sitzplätze und der gantze inwendige Zierath sind durch Schreinerwerck / auß dem kostbahren Holtz/ so guthes Geruchs ist und auff der Insel wächset/ gearbeitet.

VIII.
Von der Insel Barbada und Redoda.

DIe Insel/ so von den Frantzosen Barbada, und von den Engelländern Carbonde genennet wird/ ist 17. grad und 30. Minuten hoch. Es ist ein niederes Land/ ohngefehr 5. Meilen lang/ von Mont-serrat gegen Nord-Ost gelegen. Die Engelländer wohnen daselbst bey drey oder vier hundert Mann starck/ und finden da was zu ihrer Bequemligkeit dienet. Das beschwerlichste in dieser Insel ist/ daß sie/ gleich wie auch die Inseln Antigoa und Mont-serrat, von den Caraibern der Insel Dominica und anderen/ zum öfftern überfallen und durchstreiffet wird. Die Feindschafft/ welche diese Barbaren gegen die Engelländer geschöpffet/ ist so groß/ daß fast kein Jahr vorbey gehet/ da sie nicht eine von ihren Inseln ein oder zweymal mit Hülff der Nacht überfallen: Und so man alsdann ihrer nicht bald gewahr wird/ und sie mit Gewalt abtreibet/ erwürgen sie alle so ihnen auffstossen/ berauben die Häuser und stecken sie in Brand/ und wann sie etlicher Weiber oder Kinder können habhafft werden/ nehmen sie solche gefangen/ und führen sie mit sich in ihr Land/ sampt allem Raub so ihnen anstehet.

Die Insel welche man Redonda oder die Runde wegen ihrer Gestalt/ nennet/ ist 17. grad und 10. minuten hoch. Sie ist klein/ und scheinet

net von weitem nicht anderst als ein grosser Thurn: von einer Seiten her/ solte man meinen es seye ein grosses Schiff/ welches unter segel ist. Man kan auff allen Seiten an diesem Orth leicht anlanden/ weil das Meer so es umgibt tieff ist/ auch keine Felsen oder Klippen hat/ die die Schiffe in Gefahr bringen konten.

IX.

Von der Insel Nieves

DIeses ist ein klein Land 17. grad und 19. Minuten hoch gegen Norden gelegen. Sie hat beyläufftig 6. Meilen im Umbkreis/ und in der Mitte einen eintzigen sehr hohen Berg/ welcher mit grossen Wäldern biß auff die Höhe bedecket ist. Die Häuser stehen umb den Berg herumb/ von dem Ufer deß Meers an/ biß auff die Höhe/ zu welcher man allgemächlich hinauff steiget. Es ist zu Wasser und Land gahr leicht umb diese Insel zugehen. Sie hat viel susse Wasserquellen/ derer etliche zimlich starck sind / und ihre Wasser biß in das Meer treiben. Es ist auch daselbst ein Brunnen/ der warme Mineralische Wasser in sich hält. Nahe bey der Quell desselben hat man Bäder/ die mit grossem Nutzen zu Heylung unterschiedener Kranckheiten gebrauchet werden.

Die Engelländer die sich im Jhar 1628. dahin gesetzet/ bewohnẽ diese Insel ohngefehr bey 3000. starck/ und haben ihr Nahrung von dem Zucker/ Jngber uñ Taback handel/ so sie daselbst pflantzen.

Diese Insel ist eine von den Antillen da das Regiment am bestē beschaffen. Die Gerechtigkeit wird mit grosser Klugheit daselbst gehandhabet von einem Rath der aus dē ansehnlichstē und åltesten Einwohnern deß Orts bestehet/ daselbst Fluchen / Rauben/ Vollsauffen/ Huren und allerley Laster uñ Unordnungen hart abgestrafft werden. In dem Jahr 1649. commandirte der Herr Lake daselbst/ welcher nun mehr verschieden; und ein Gottsfůrchtiger und verståndiger Mann war / der mit grosser Vorsichtigkeit und Gelindigkeit regierte.

Es hat da drey Kirchen / so zwar schlecht gebauet/ aber doch sehr bequem zu verrichtung deß Gottesdienstes angeordnet sind. Wegen Sicherheit der Schiffe die auff der Reede liegen/ und umb den ein fall/ den etwa ein Feind thun mögte zuverhindern/ hat man ein Schantz dahin gebauet/ auff welcher etliche grobe Geschůtz stehen/ die das Meer beschiessen. Diese Schantze beschůtzet auch die gemeine Håuser/ in welchen alle Wahren so von außen herkommen / und zu unterhaltung der Einwohner nöthig sind/ abgeladen und hernach in diesen Håusern einem jeden so deren bedarff / absonderlich mitgetheilet werden; doch im fall die jenigen so darauff bestellet/ versichert seyn/ daß die / so die Wahren nehmen / auff bestimbte Zeit sich mit der Bezahlung einstellen/ und solche umb den Preiß/ welchen der Herr Gouvernör und der Rath nach Recht unnd Billigkeit darauff schlågt/ bezahlen.

Diese

Diese Insel ist daherum desto mehr berühmter/daß sie nur durch einen kleinen Meer-Arm abgesondert ist von der Insel S. Christophori, welche die schönste und allerberühmteste unter allen Antillen/ und das Haupt der andern ist. Weilen wir nun den meisten Theil dieser Inseln auff das kürtzeste beschrieben/ ist es billig/ daß wir von dieser etwas weitläufftiger handeln. Wollen derowegen ein absonderlich Capitel davon machen/ wie dann die Sache der Mühe wol werth ist.

Das 4. Capitel.

Von der Insel S. Christophori insonderheit.

DIe Insel S. Christophori ist von Christophoro Columbo also genennet worden/ welcher/ als er sie so trefflich befunden/ haben wollen/ daß sie seinen Namen führen solte.

Darzu ihm dann auch Anlaß gegeben/ einer von den Bergen dieser Insel/ der auff seinem Gipffel/ als auff seiner Schulter/ noch einen andern kleinern Berg trägt/ gleich wie man den H. Christoffel zu mahlen pfleget/ in Gestalt eines Riesen/ der unsern Heyland als ein kleines Kind auff seinen Achseln trägt. Die Insel liegt 17. grad und 25. minuten hoch.

Es ist der Orth da die General-Gouvernöre der Frantzosen und Engelländer/ denen der meiste

meiste Theil der Antillen zustehet / ihren Sitz haben. Der Herr de Poincy, Ritter deß Johanniter Ordens von Jerusalem / etc. verwaltet das Königliche Statthalter-Ampt nunmehr bey 19. Jahr lang. Und findet man in seiner Person alle Klugheit / Tapfferkeit und Erfahrenheit / ja alle hohe Tugenden / die zur Vollkomenheit eines berühmten Soldaten erfordert werdē. Die Insel hat ihrē itzigen Wohlstand darin sie sich befindet / d' Vorsorg uñ dem Verstand dieses tapfferen Herrn zu dancken: Dann nach dem er sie als eine Wüste gefundē / hat er sie mit vielen herrlichen Gebäuen außgeschmücket: Er hat sie mit allen Sachen / so zur Lebens-Unterhaltung nöthig sind / versehē: Er hat eine grosse Menge allerhand Volcks dahin gezogen / welche daselbst in süsser Ruhe untereinander leben / und hat in dieser Insel die grösseste und trefflichste Wohn-Stätte auffgerichtet / so die Frantzosen jetziger Zeit ausserhalb Franckreich haben. Er erhält diesen Orth durch die gute Policey und Kriegs-Disciplin. Er verwaltet gegen allen seinen Untergebenen die Gerechtigkeit treulich / in deme er ihnen deßwegen einen Rath auß den vornehmsten Leuten bestehend vorgesetzet. Er sorget auß milder Liebe vor die Armen / Krancken und Wäisen. Kürtzlich / er springt allen Einwohnern dieser Insel in ihrer Noth bey / indem er sie von dem seinigen / und durch seine gute Ordnungen und Haußhalten erhält / und keinem Menschen beschwerlich ist. Die Fremb-

den so ihn besuchen bewirthet er auff das allerköstlichste/und empfänget mit grosser Freundligkeit alle die welche an seiner Insel anländen. Sein Haußwesen wird so ordentlich geführet/ daß man es nicht gnug loben kan. Zur Friedenszeit selbsten siehet man da die Kriegsübungen treiben: und ist dieser Orth allezeit eine Schul der Höffligkeit und aller Tugenden. Uber der Kriegs-disciplin hält er scharff/damit die Insel in guter Versicherung bleibe / dem Feind ein Schrecken eingejagt werde / und er auff allen Fall seinen Bundsgenossen Hülff zuschicken könne. Er ist Schiedsmann in allen Zwispalten so unter den benachbarten Völckern entstehen/und lebet allezeit mit den Engelländern durch seinen hohē Verstand in vollkommener Vertrauligkeit / indem er sie durch seine rare Tugenden reitzet/ daß sie ihn ehren/ und seinen klugen Anschlägen und Meinungen Beyfall gebē. Er kan in gar kurtzer Zeit etliche Compagniē Reuter uñ ohngefehr 8. biß 9000. Mann Fußvolck auff die Beine bringen.

Schließlich läst er sich angelegen seyn den Frantzösischen Namen in vielen Inseln außzubreiten/ in denen er Wohnplätze auffgerichtet/die noch auff den heutigen Tag blühen. Er hat auch Leuthe in das feste Land Americæ/ an den Orth Cap de Nord genant / geschicket/ die mit den Indiern in Handlung stehen / und den Grund zu einer grossen Wohnstätte legen köñen/weil dieser Ort daselbst den Eingang in ein grosses und treffliches Land öffnet. Wir

haben

haben eine Unmöglichkeit zu seyn erachtet weiter fortzufahren/ und unsere Augen nicht eine Zeitlang auff einen so würdigen General zuwerffen. Nun wollen wir weiter in Beschreibung der Insel S. Christophori gehen.

Es hat solche ohngefehr 25. Frantzösische Meilen im Begriff. Weil die Erde leicht und sandicht ist/ so ist sie sehr bequem allerhand Früchte deß Landes hervor zubringen/ ja auch viele so in Europa zuwachsen pflegen. Sie ist in der Mitten mit sehr hohen Bergen erhaben/ von denen unterschiedene Bäche herab fliessen/ welche zuweilen so geschwind/ von den vielen Regen so auff die Berge fallen/ auffschwellen/ daß man es an deren Seiten und in den Ebenen nicht wahr nimmet/ und daher offt von diesem Gewässer/ welches sich plötzlich ergiesset/ überfallen wird.

Die gantze Insel ist in vier Orth eingetheilet/ deren die Frantzosen zwey und die Engelländer zwey innen haben: doch also/ daß man von einem Orth zum andern nicht durchgehen kan/ man gehe dann auff dieser oder jener Völcker Gebieth. Die Engelländer haben in ihrem Theil mehr kleinere Flüsse als die Frantzosen: doch haben diese hergegen mehr eben Land/ und einen Grund so zum bauen sehr bequem. Die Engelländer sind auch in viel stärckerer Anzahl als die Frantzosen: aber sie haben keine so feste Plätze zur versicherung/ sind auch nicht so wohl bewaffnet.

Die Frantzosen haben vier Schantzen / mit vielem groben Geschütz versehen / die sehr weit in das Meer schiessen / die Schantz so auff der Spitzen deß Sandes liegt / ist regular befestiget gleich als eine Burgfestung. Nechst dieser ist die vornehmste die so an der Ree oder an dem niederen Land gelegen. Es sind zu Tag und Nacht Compagnien Soldaten in allen beiden / welche guthe wacht halten. Damit auch die Orther in mehrerer Sicherhet gehalten / und aller Unordnung vorgebeuget werde / welche unter diesen beyden Völckern sich erheben mögte / so halten jedwedere am Eingang ihrer Plätze eine Wacht / die täglich abgelöset und erneuret wird. Die Engelländer haben auch auff ihrer Seite zwey feste Orther / eines beschützet die grosse Reede / das andere einen anderen Abgang / so nah an der Sandes-Spitzen gelegen.

Es hat diese Insel eine schöne Saltzgrube / welche an dem Ufer deß Meers in einem Busen ist / Nicht weit davon ist eine Spitze deß Landes / welche so nah auff die Insel Nieves stösset / daß der durchflus deß Meers der diese beide Orther unterscheidet / nur ein klein viertheil einer Frantzöischen Meil lang ist / also daß sich etliche gefunden / die vor diesem von einer Insel zu der andern übergeschwommen.

Man hält davor daß die Insel S. Christophori eine Silbergrube hab: aber / gleich wie die Saltzgruben / Wälder / Reeden / und Bergwercke beiden Völckern ins gemein zustehen / als

als ist niemand der groß darnach sehe. Zudeme so gehöret ein grosses Vermögen und unerhörte Anzahl Leibeigener dazu/ dieses wercks sich zu unterfangen.

Die rechte Silbergrub in dieser Insel ist der Zucker. Man kan gahr leicht zu Land diese gantze Insel umgehen/ aber mitten durch kan man nicht kommen/ wegen der grossen und hohen Berge/ welche in ihrem Busem erschreckliche Abgründe und Quellen warmes Wassers einschliessen. Es gibt auch Schwefel daselbst/ daher der Berge einer der Schwefelberg genennet wird. Von dem Fuß dieser Gebürge/ wann man es nach dem Umkreiß von aussen nimmet/ erstrecket sich der gantze Bodem dieser Insel allgemächlich abhangend biß an das Ufer deß Meers/ von ungleicher Breite/ nach dem die Berge mehr oder weniger auff die Seiten deß Meers zustossen; oder das Meer sich hervor thut/ und das Land gegen die Berge eingeschlossen hält. Die gantze weite und breite deß guthen Lands so gebauet ist/ biß an die rauhe Seiten der Berge/ ist fast allenthalben in unterschiedene Felder abgetheilet/ durch welche mitten durch schöne und breite Strassen gehen/ die nach der Schnur gezogen sind/ so viel die Orther zulassen wollen. Der erste gemeine Weg fängt ohngefehr 100. Schritt über dem Ufer deß Meers an: der ander 3. oder 400. Schritt höher/ und also immer höher und höher biß auff das dritte und vierte Feld/ von welchem man die niedere Wohnungen

übersiehet / welches überauß artlich in das Gesicht stehet.

Jedes Feld / welches die Berge umgiebt gleichsam als ein Gürtel der entweder grösser oder kleiner ist nach dem er nehmlich mehr oder weniger von dem Berg entfernet ligt / hat auch seine Fußwege / die als eben so viel zwerchgassen / einen freyen zugang den jenigen lassen / die entweder Höher oder niedriger wohnen: und dieses mit einer solchen gleichförmigen Gestalt / daß / wann man die Insel umschiffet / nichts anmuthigers zusehen ist / als diese liebliche Grüne von so vielen Bäumen / die auff beiden Seiten der Wege stehen / und die Grentzen sind / so eine jede Wohnung von der andern unterscheiden. Das Gesicht läst sich nicht ermüden in Anschauung dieses Landes. Hebt man die Augen in die Höhe / so siehet man die hohe Berge / welche mit einer ewigen Grüne bekröhnet / und mit köstlichem Holtz bedecket sind. Schlägt man dan solche etwas nieder / so wird man der Gärten gewahr / welche ihren Anfang von den Seiten der Berge / da man noch hin kommen kann / nehmen / und sich von dar an durch einen allgemächlichen und sanfften Abhang biß an das Ufer deß Meers erstrecken. Die schöne Grüne deß auffschiessenden Tabacks so nach der Schnur gepflantzet / die bleiche Gelbe der Zucker Rohr wann sie zeitig sind / und die dunckele Grüne deß Ingbers und Patates, machen eine solche veränderung der Landschafft und anmu-

muthige vermischung der Farben durch einander/ daß man nicht ohne zwang seiner Sinnen die Augen davon abhaltẽ kan. Ja was das Gesicht noch mehr ergetzet/ so sind mitten in jedweder Wohnung oder Garten etliche schöne Häusser auff unterschiedliche Arth gebauet. Sonderlich die so mit rothen oder bleyfarben Ziegeln bedecket/ geben dieser lieblichen Gegend einen grossen Glantz: und weil die Insel von dem Ufer an sich allezeit erhöhet/ als verhindern die vordere Gebäue nicht das Gesicht in Anschauung derjenigen so weiter hinein gelegen/ sondern man siehet in einem Augenblick alle diese schöne Abtheilungen; alle diese wege/ welche gleichsam Spatzier-gänge in einem Lust-Garten zu seyn scheinen; alle diese Einfassungen der vielerley Arth Bäume/ alle diese Gärten/ darinnen allerhand Früchte in richtiger Ordnung gepflantzet stehen; und alle diese artliche Gebäue/ welche meistentheils ohngefehr hundert Schrit von einander liegen: Ja mit einem Wort/ alle diese anmuthige Sachen siehet man alle auff einmahl/ daß man in zweiffel stehet und nicht weiß auff welches man die Augen zu erst oder zu letzt wenden sol.

Zu desto grösserer Bequemlichkeit der Einwohner/ und geringer Mühe ihrer Geschäffte/ ist es nöthig/ daß ihre Häuser voneinander abgesondert/ und mitten auff dem Land welches sie bauen/ stehen: doch haben die Frantzosen ohne ihre also zerstreuete Wohnungen in ihrem Theil deß Niederen-Landes noch eine

schöne Statt erbauet / derer Häuser von gebrandten Steinen und Zimmerwerck gebauet sind / und von Tag zu Tag zunehmen. Diese Statt liegt nah an der Ree / wo die Schiffe gegemeinlich vor Ancker liegen. Alle vornehmste Einwohner der Insel unnd frembde Kauffleuthe haben daselbst ihre Häuser / darin sie ihre Wahren auffheben.

Man findet bey den Frantzösischen und Holländischen Kauffleuthen so da wohnen trefflichen Wein / Brandtewein / Bier / allerhand seidene Zeug und wüllene Tücher / so vor dieses Land dienen / ja alles was zur Ergetzlichkeit und unterhalt der Einwohner nöthig ist / ob es schon nicht in der Insel wächset / und dieses alles hat man um einen billichen Preiß / unnd verhandelt es gegen andere wahren so in diesem Land wachsen. An eben diesem Orth wohnen die Handwerckesleuthe / so unterschiedliche Handwerck / die zur unterhaltung deß Handels und bürgerlicher Gemeinschafft nützlich sind / treiben. Weiter siehet man daselbst ein Rathhauß und eine schöne Kirche / welche eine grosse Anzhal versamleter Leuthe in sich begreiffen kan. Dieses gantze Gebäue ist von Zimmerwerck / und stehet auff gehauenen Grund-Steinen erhaben. An statt der Glaß-fenster hat es gedrehete Gitter oder Geramse. Die Fürste des Tachs ist von dreyen Giebeln / damit der wind desto leichter abstossen könne / und das Tach selbst ist mit rothen Ziegelsteinen gedecket.

Die Kapuziner haben diese Kirche etliche Jahr innen gehabt/und dem Gottesdienst der Frantzosen vorgestanden/aber im Jahr 1646. sind sie auß gemeinem Gutduncken der Einwohner dieses Ampts überhaben / und ihnen von denselben ein höfflicher Abschied und Urlaub gegeben worden / hergegen die Jesuiten und Carmeliten an ihre Statt kommen / welche itzunder daselbst durch vorsorg und freygebigkeit deß Herrn Generals und der Einwohner schöne Häuser und guthe Wohnungen haben/ so von einer grossen Menge Leibeigenen/ die ihnen zugehören und sie mit nöthigem und ehrlichen Unterhalt versehen/ bedienet und in acht genommen werden. P. Henrich du Vivier ist der erste Rector deß Collegii der Jesuiten gewesen/ welcher durch seine Sanfftmut und freundliche Gespräche das Hertz allen Frantzosen/ die auff der Insel wohnen/ abgewonnen.

Es hat auch der Herr General an einem sehr gesunden Orth ein schön Krancken-Hauß auffbauen lassen/ wo die Krancken / so die mittel nicht haben in ihren Häusern ihrer Heilung zupflegen/ bedienet / erhalten / unnd von den Medicis und Wundärtzten biß zu wiedererlangter Gesundheit besuchet werden. Es werden auch die Frembden/ so auff dieser Insel in Kranckheiten fallen/ dahinein genommen. Deßgleichen hat gedachter Herr Anordnung gemacht/ daß die Weysen in ehrliche Häuser

eingethan uud auff seine Unkosten unterwiesen und ernehret werde.

Unter den schönen/ grossen und starcken Gebäuen/ welche die Frantzosen und Engelländer an vielen orthen der Insel auffgeführet/ behält das Schloß deß Herrn Generals de Poincy ohne zweiffel den Vorzug/ und gehet allen andern weit vor/deßwegen wir dann solches etwas genauer betrachten wollen.

Es ist dieses Schloß an einem frischen und gesunden Orth gelegen / an der abhangenden Seiten eines sehr hohen Bergs so mit grossen Bäumen bedecket/ welche ihrer immerwehrenden Grüne halben überaus anmutig anzusehen sind. Von dem Ufer deß Meers ist es eine gahr kleine Frantzösische Meile entlegen. Auff dem Wege der von da an gehet und allgemach sich erhöhet/ siehet man schöne Häuser / die etlichen von den vornembsten Bedienten und Einwohnern dieser Insel zugehören: und so bald man von dem Niederen-Land kommet auf die Seite eines kleinen erhabenen Orths / der vor dem Schloß lieget/ gehet man auff dasselbe zu durch einen geraden und breiten Gang/ welcher zu beyden Seiten mit Pomerantzen und Citronen-Bäumen besetzet / die gleichsam als Palissaden sind / und den Geruch und das Gesicht recht verwunderlich erlaben. Weil dieser schöne Pallast so überauß herrlich in die Augen stehet/ ist es nicht möglich/ daß man solche davon abhalten könte.

Seine Gestalt ist fast viereckicht / von drey schö-

schönen gleichrichtigen Stockwercken / und nach den Gesätzen der trefflichsten Baukunst erbauet/nach welcher auch die gehauene und gebrandte Steine mit einer füglichen Geschicklig keit sehr wohl auff einander gleichen. Die Seite so man zuerst siehet/und gegen Aufgang gelegen ist/hat vor ihrem Eingang eine breite Treppe/von zwey Reihen Staffeln/ und einer schönen Brustwehr oben auff; Die so gegen Niedergang stehet/ist auch mit einer Treppen gezieret/ die der ersten gantz gleich ist; auff dieser Seiten hat es auch eine schöne und starcke Quell / so ihr Wasser durch Spring-Röhren in einen Kasten wirfft/ welches hernach von dar an unter der Erden an unterschiedene Orth zum Gebrauch geleitet wird.

Die Sääle und Kammern sind sehr liecht und hell; die Böden sind nach Frantzösischer Arth gemacht von rothen/ festen und glatten Holtz/so gutes Geruchs und auff der Insel gewachsen ist. Das Tach ist platt und eben gebauet/von welchem man das schönste und lieblichste Außsehen hat/ das man sich wünschen könte.

Die Fenster stehen in zierlicher Ordnung außgetheilet/von der Seiten so gegen Morgen liegt siehet man zulängst deß breiten Gangs in die schönste Thäler/welche mit Zucker-Rohr und Ingber bepflantzet sind. Von der Seiten gegen Abend stösset das Gesicht auff einen Berg/welcher nicht allzuweit von dem Schloß gelegen/damit die Herrligkeit und Vollkom-

menheit desselben/indeme man davon die Zierde deß Berges entdecket/nicht verringert/sondern desto mehr erhaben würde. Belangend die Seiten gegen Mittag und Mitternacht/übersiehet man daselbst einen grossen Theil der Insel/ deßgleichen die Höffe und Gebäue/allwo alle nöthige Aempter sind / so zu diesem schönen Hause gehören.

Der Platz so zwischen dem Schloß und nähsten Berge liegt/ ist zu einem schönen Garten gemacht worden/der mit grosser Sorg unterhalten wird. Er ist meistentheils mit Küchen-Kräutern versehen/ und mit Länderenen gezieret/so von den trefflichsten und raresten Blumen erfüllet/welche von klarem Springwasser benetzet werden/ das von den Seiten deß Berges herab quillet/und ohne sonderliche Kunst mitten im Garten/ nachdeme es unter der Erden hingeloffen/ ziemlich hoch in die Höhe steigt.

Dieses prächtige Schloß ist so wohl gelegen/und wird von den kühlen Winden/die võ dem Berge her/und von Auffgang/ (welcher Wind der gewöhnlichste im Land ist/)blasen/ so angenehm durchwehet/daß man in der grösten Sommers-Hitze daselbst einer lieblichen und temperirten Lufft geniesset.

Es ist überauß lustig/ wann man an einem offentlichen Freuden-Fest in der Insel Freudẽ-Feuer anzündet / wegen erlangten Berichts eines und andern glücklichen Fortgangs der siegreichen Waffen ihrer Königlichen Maje-

stät

stät von Franckreich. Dann so lassen die helle Trompetten und Schalmeyen zu öberst auff der Ebene deß Schlosses ihren fröliche Schall hören/also/daß die benachbarte Berge/Hügel und Wälder auff dieses laute und scharffe Getümmel einen Widerschall geben/und ein annehmliches Eccho machen/ welches auff der gantzen Insel und ziemlich weit in das Meer hinein gehöret wird. Alsdann siehet man auch oben auff den Hügeln / und an den Fenstern der höhesten Stockwercke die Wappen mit den Frantzösischen Lilien/ deßgleichen die Fahnen und Standarten/die der Herr General von den Feinden erobert.

Auff der einen Seiten dieses Hauses stehet eine schöne und grosse Capell sehr zierlich außgebutzt / wo die Allmosen-Pfleger deß Herrn Generals das Ampt verrichten. Diesem nechst folgen die Aempter nnd Wohnunge der Haußleute nacheinander/welche in zweyen Behausungen begriffen/ so gleichfalls von gebrandten Steinen erbauet. Auff der andern Seiten/jedoch etwas weiter/siehet man auf einem erhabenen Orth den Platz / wo die leibeigene Mohren in unterschiedlichen kleinen von Holtz und gebrandten Steinen auffgerichten Häusern wohnen. Man hat diesem Orth den Namen der Statt Angola gegeben.

Es ist aber dieses Schloß nicht allein Rühmens würdig/weil es eine gesunde Lufft hat/ überauß wohl gebauet ist / deßgleichen wegen der erfrischenden Wasserquellen / der schönen

Gärten so es umbgeben/der geraden und breiten Eingänge die dahin geleiten/der Bequemligkeit uuterschiedlicher Aempter mit denen es bedienet ist/und aller anderer reicher Zierden halben/mit welchen es außgeschmücket; sondern auch weilen es mit Reduten befestiget/mit grossen metallenen Geschützen und einem Zeughauß versehen/in welchem allerhand Rüstungen und ein grosser Vorrath von Kraut und Loth zu finden.

Jedoch würde es nicht genug seyn zur Vollkommenheit dieses herzlichen Hauses/ daß es alle erstgemeldte seltene Vortheil beydes von der Natur und der Kunst in sich begeiffe/ wann es nach allen diesen Sachen an einem wüsten/ dürzen und unfruchtbaren Orth gelegen wäre/ und die nothwendige Lebensmittel anderstwoher/als von dem Land so es umbschleust/ erbetteln müste. Auch diesen Fehler hat es nicht/ und findet sich die Schönheit mit der Nutzbarkeit/ durch eine recht wunderliche Verknüpffung/vereinbahret. Dann man siehet von oben auß seinen Fenstern in dem untern Hoffe drey Zucker-Mühlen/darauff die Zucker-Rohr zerstossen werden/welche ihrem Herzn einen gewissen und so grossen Gewinn eintragen/ daß man solchen wohl mit dem jenigen/ so auß den edelsten und besten Herzschafften in Franckreich geschöpffet wird/vergleichen kan. Was die Zucker-Rohr betrifft/werden dieselbe auff den umbliegenden Feldern/ da sie recht wunderschön hervor wachsen/ eingesamlet. Es

hat

hat der Herr General über 300. Mohren die diese Felder bauen / und zu der Arbeit in den Mühlen / und Zubereitung unterschiedlicher anderer Wahren / so in dieser Insel glücklich hervor kommen / gebrauchet werden / wie wir in dem andern Buch dieser Historischen Beschreibung melden wollen.

Diese Arbeiten alle werden in diesem Hauß und angehörigen Orthen ohne Unordnung uñ Verhinderung verrichtet. Die grosse Anzahl der leibeigenen Mohren wird so wohl regieret und angewiesen / daß sich ein jeder an die Handthierung und Geschäffte machet / so ihm von dem Werck-Meister anbefohlen worden / und in anderer Ampt und Verrichtung nicht einmischet.

Ohne diese Leuthe welche zu der Dienstbarkeit gebohren / hat der Herr General ohngefehr 100. Bedienten / so Frantzosen von Gebuhrt / und wegen der Dienste / die sie in seinem Hause verrichten / besoldet werden / deren der meiste Theil unterschiedliche Künste und Handwercke verstehet / welche in Bürgerlicher Gemeinschafft nöthig sind; und über diese alle miteinander hat der Auffseher deß Hauses sonderliche Auffsicht.

Es hat auch der Herr Gen. seine Leibwacht / die ihn wo es nöthig ist begleitet / unter dem Commando eines Hauptmanns / mehr die Königliche Hoheit / dessen Statthalter zu seyn er die Ehre hat / zu bezeigen / als daß er solches zu seiner Beschützung vonnöthen hätte / dann

er

er wird von allen Frantzosen geliebet/und von den Frembden geehret.

Viele Edele und berühmte Geschlechter/ die auß Franckreich kommen / sind durch die gelinde Regierung deß Herꝛn Generals gereitzet worden/ sich in dieser Insel fest zu setzen/ und haben nach seinem Beyspiel schöne und anmuthige Häuser daselbst gebauet. Die vornemste derselben sind die Herꝛen de Poincy, de Tréval, und de Benevent, welches 3. tapffere Edelleute/und deß Hn. Generals Anverwandten sind. Der erste ist Unter-Gouvernör auff der Insel S. Christophori, unter seinem Herꝛn Vettern/ und die beyde andern sind Haußleute ihrer Plätze.

Der verstorbene Herr Girand hat unter andern seinen Häusern auch eines nahe bey deß Herꝛn Generals Wohnung bauen lassen/und ein anders zu Cayonne / welche mit unter die schönsten gerechnet werden. Dieser Mann/ der von grossen Würden war / und durch seinen klugen Verstand die Freundschafft aller Einwohner der Inseln erlanget hatte / truge das Ampt deß Feldwebels auff der Insel St. Christophori / und den andern Inseln unter dem Wind / nemlich S. Martini/ S. Bartholomæi/und deß H. Kreutzes / welche gegen Niedergang der Insel St. Christophori gelegen.

Es gehöret auch noch unter die vornehmsten Frantzösischen Wohnungen das Hauß so dem Herrn Auber zuständig / welcher Gouver-

vernör auff der Insel Gardeloupe gewesen. Dieses Hauß ist schön gebauet / von festen Holtz und auff einen guten Grund / ja es hat einen gehägten Wald von hohen Bäumen / so noch nicht behauen worden / und einen guten Boden / der von 50. Leibeigenen / die mit dem Zucker uñ Ingber umbgehen / gearbeitet wird. Sein gröstes Ansehen aber hat es daher / daß es unter den Häusern / so in dem Theil deß Bergs Platean gelegen / am höchsten ist / und auff einem erhabenen Ort stehet / von welchem man viele schöne Wohnungen so unten liegen / ja so weit in das Meer hinein sehen kan / als das Gesicht sich immer erstrecken mag. Es haben auch der Herr de la Roziere, so jetziger Zeit Ober-Wachtmeister auff der Insel ist / der Herr de Saint Amant, der Herr de l'Esperance, der Herr de la Roche, welche Hauptleute sind / deßgleichen alle Kriegsbediente ins gemein / und alle älteste Einwohner sehr gute Wohnungen.

Die Engelländer haben an ihren Orthen auch viele schöne und grosse Gebäue auffgeführet / welche die natürliche Schönheit überauß vermehren. Die vornehmsten unter denselben sind das Hauß deß verstorbenen Herrn Wäernard / welcher der erste General-Gouvernör der Engelländer gewesen; das Hauß deß verstorbenen Herrn Riche, der sein Nachfolger gewesen / das Hauß deß Herrn Euret / welcher heut zu Tag dieses Ampt mit grossem Lob trägt / und das Hauß deß Herrn Ober-

sten

sten Greffieson, welche alle so trefflich sind/daß sie mit guthem Fug unter die schönsten und bequemsten Häuser in den Antillen mögen gezehlet werden.

Man findet auch in dieser Insel fünff schöne Kirchen/welche die Engelländer bauen lassen. Die erste siehet man/wann man von dem Orth der Frantzosen gehet / an der Spitzen der Palm-Bäumen; die andere nahe an der grossen Reede/ unter der Wohnung deß Engelländischen Herrn Gouvernörs; die dritte an der Sandes-Spitzen / und die beyde anderen in dem Orth Cayonne. Die drey ersten sind sehr wohl gebauet nach Landes Arth / und inwendig mit schönen Predigstühlen/und Sitzplätzen von Schreinerwerck unnd köstlichem Holtz gezieret. Die Geistliche sind gleich wie auff allen andern Inseln von den Bischoffen aus Engelland dahin abgeschicket/von denen sie auch eingesegnet werden / unnd verrichten daselbst den Gottesdienst zu grossem Vergnügen aller ihrer Landsleuthe / und sonderlicher Erbauung der Frembden / nach den Gebräuchen der Engelländischen Kirche / mit aller Ernsthafftigkeit / Zucht und Ehrerbietung/ welche in dem Haus Gottes und bey verrichtung deß heiligen Dienstes / den alle Glaubigen Gott zu leisten schuldig sind / erfordert werden.

Das 5. Capitel.

Von den Jnseln unter dem Wind.

ALle Jnseln die gegen Abend der Jnsel S. Christophori liegen / werden gemeinlich die Jnseln unter dem Wind genennet; weil der Wind / welcher fast allezeit in den Antillen bläset / ein Ost-Wind ist / so zuweilen etwas Gemeinschaff mit Norden hat / und gahr selten ein Wind von Westen oder Süden sich erhebet. Dieser Jnseln werden in allem neun der Vornembsten gezehlet / von welchen wir in diesem Capitel nach der Ordnung / wie sie bey nahe in der Landkarken stehen / handeln wollen.

I.

Von der Jnsel S. Eustachii.

DJese Jnsel liegt gegen Nord-Westen der Jnsel S. Christophori in der Höhe des 15. grads und 40. Minuten. Sie ist klein / und hat in allem ohngefehr über 5. Meilen nicht. Eigendlich zureden ist es nur ein Berg / welcher sich mitten in dem Meer in gestalt eines Zucker-Huthes erhebet / und gleichet sehr dem Berg Tabor, und dem Berg Pico in der Jnsel Teneriffa, doch ist dieser letztere unvergleichlich höher.

Die

Die Insel gehöret den Hochmögenden Hn. General Staden der vereinigten Niederland zu/ welche die Herrschafft und Eygenthumb deß Grundes dem Herrn von Ree unnd seinen Gesellen / berühmten Kauffleuthen der Statt Flissingen in Seeland/ überlassen/ diese haben daselbst eine Wohnstätte angerichtet/ ohngefehr in 1600. bestehend / welche da sehr bequem sitzen / unter dem löblichen Regiment der Holländer.

Dieser Orth ist der allerfeste wegen seines Lagers unter allen Antillen: dan er hat nicht mehr als einen einigen guthen herabgehenden weg/ welcher leicht beschützet kan werden / also daß wenige Leuthe daselbst ein gantzes Kriegsheer zurück halten könten. Ohne diese natürliche Befestigung ist eine gute Schantz dahin gelegt worden/ welche die beste Reede beschiesset/ und von welcher man ziemlich weit in das Meer mit den Geschützen spielen kan.

Die Einwohner wohnen in bequemen Häusern/ welche mit zierlichem und sauberen Haußrath wohl versehen / nach Arth ihrer Landsleuthe der Holländer. Es hat keinen Wald daselbst ohne auff der Spitzen deß Berges ; das andere Land umher ist alle gebauet. Man kan fast nicht glauben / was vor eine grosse Menge Taback vor diesem auff dieser Insel gezogen worden/ und noch heut zu Tag da zusammen gebracht wird.

Ob schon die Höhe deß Berges an diesem Orth sehr spitz zu seyn scheinet / so ist sie doch

hohl/

hohl/ unnd hat in der mitten einen weiten Grund/ darauff sich viel Wild auffhält/ welches diesen tieffen Orth liebet. Es sind die Einwohner sehr bemühet allerhand Federvieh auffzuziehen/ deßgleichen Schweine und Kaninichen/ welche sich daselbst überauß vermehret haben/

Keine Brunnen hat es in dieser Insel; doch werden zu dieser Zeit wenig Häuser gefunden/ die nicht eine guthe Cistern hätten/ und diesen Mangel ersetzten. So hat es auch alda proviant-Häuser/ welche mit allen Sachen so zur Lebens unterhaltung der Einwohner nöthig sind/ so wohl versehen/ daß sie zuweilnn einen Uberfluß derselben haben/ und ihren Nachbarn mittheilen können.

Die Leuthe dieser Wonstätte betreffend/ hat es daselbst viele ehrliche Geschlechte/ welche Christlich unnd ohntadelhafft beysammen leben/ und niemahlen mit Wahrheit einiger Laster beschüldiget worden. Die so unter diesen Leuthen gelebet/ haben daselbst eine güthe Ordnung/ und viel weniger verwirrung als in unterschiedenen andern Inseln gemercket.

Die Kirche daselbst wird von einem Holländischen Prediger versehen/ der Herr de Graaf, welcher jtziger Zeit Pfarherr der Kirchen zu Veer in der Insel Walcheren ist/ bedienete vor diesem allda das Ampt. Er predigte in einem Tag und auff einer Kantzel Frantzösisch uñ Niederländisch/ damit er die Einwoner dieser und jener Sprach/ so auff der Insel wohnen/

nen/ erbauen mögte. Der Herr de Mey berühmter Prediger der Kirchen zu Mittelburg/ welcher unter andern seinen Schrifften / einen gelehrten und herrlichen Commentarium über die schwereste Oerther der fünff Bücher Mosis/ in den Truck kommen lassen / der ist dem Herrn de Graaf nachgefolget / seither er aber wieder zurück beruffen worden / in seinem Lande zu dienen/ haben die Herren Gouvernör dieser Wohnstätte allezeit grosse Sorg angewendet/ und begehret daß ihnen von dem Geistlichen Convent ihrer Provintz guthe und treue Arbeiter / die in dem kleinen Weinberge deß Herrn daselbst arbeiteten/ zugeschicket würden.

II.

Von der Insel S. Bartholomæi.

DIe Insel S. Bartholomæi liegt gegen Nord-Ost der Insel S. Christophori, unter dem 17. grad. Sie hat wenig Land so zum bauen tüchtig/ ob sie schon zimlich gros im Begriff ist. Der Herr de Poincy General Gouvernör der Frantzosen hat sie auff seinen Kosten bewohnet gemacht vor ohngefehr 15. Jahren. Man findet daselbst viel schöne Bäume / so hoch gehalten werden/ eine grosse Menge allerhand Vögel/ und Steine die zu dem kalckbreñen sehr tüchtig sind / welche die andern Inseln von da abhohlen. Die grosse Schiffe können schwerlich bey ihr anländen/ weil sie mit vielen Felsen umgeben. Die jenige welche zum ein-

sa-

samen Leben belieben tragen / können sich keinen bessern Orth / als diesen / wünschen.

III.

Von der Jnsel Saba.

DJese ist gegen Nord-West der Jnsel S. Eustachii gelegen / 17. grad und 35. Minuten hoch. Von weitem solte man meinen daß es ein Fels seye: doch haben die Einwohner der Jnsel S. Eustachii, Leute dahin geschicket / solche zubauen / welche daselbst einen lustigen Thal unnd sehr guth Land vor viele Wohnungen gefunden / und an diesem angenehmen Orth in gröster vergnüglichkeit leben. Es hat keine Ree auff der Seiten als nur vor kleine Schiffe. Das Wasser ist fischreich. So hat auch die vorsorge des Herren Gouvernörs auff der Jnsel S. Eustachii, so er vor diesen Wohnplatz biß auff den heutigen Tag trägt / zuwegen gebracht / daß es an nothwendiger Erfrischung allda keinen Mangel hat.

IV.

Von der Jnsel S. Martini.

DJese Jnsel ist 18. grad und 16. minuten hoch. Sie hat ohngefehr 7. Meilen in der länge und 4. in der Breite. Es sind daselbst schöne Saltzgruben / daher dan die Spanier bewogen worden eine Schantz dahin zulegen / in welcher sie eine Besatzung gehalten haben /

umb

umb dieses Orths Eygenthumb zubehaupten. Doch haben sie vor ohngefer 9. Jahren die Schantz geschleifft/ und die Insel verlassen. Welches als es der Herr de Ruyter wahrgenommen/ der eines von den grossen Schiffen/ die die Herrn Lampsin gewöhnlich in Americam schicken / commendirte, und eben dazumahl auff der Seiten dieser Insel S Martini vorbey segelte / hat er in S. Eustachii Insel Volck auffbringen lassen/und dahin geführet/ daß sie in dem Nahmen der Herrn General-Staden der Vereinigten Provintzen daselbst wohnen/uud den Orth einnehmen solten.

Als der Herr General der Frantzosen eben zu derselbigen Zeit die neue Zeitung von dem Außzug der Spanier aus diesem Land vernommen/ hat er geschwind ein Schiff zurüsten lassen/ und dasselbe mit einer Anzahl deß besten Volcks besetzet/ daß sie das Recht und den Anspruch der Frantzosen auf diese Insel/als welche solche schon allberet vor den Spaniern innen gehabt/ vertheidigen solten. Und seit der Zeit haben die Frantzosen und Holländer dieses Land gütlichen mit einander getheilet/ und leben in guther vertraulichkeit beysammen.

Die Saltzgruben liegen in der Holländer ihrem Theil/ doch haben die Frantzosen auch den freyen Genuß derselben. Der Herr General hat damahl an diesen Orth den Herrn de la Tour als seinen Statthalter eingesetzet. Heut zu Tag aber comandirt der Herr de Saint Amant daselbst. Er hat ohngefehr 300. Mann unter

unter sich/ welche das Land bauen / und allen möglichen fleiß anwenden / solches in einen Ruhm zubringen.

Die Holländer sind allda eben so starck als die Frantzosen/ die Herrn Lampsin unnd der Herr von Rée / sind die vornehmsten Herren und Verwaltere dieses Wohnplatzes. Sie haben in ihrem Theil schöne Wohnungen/ grosse Kauff-Häuser/ und eine zimliche anzahl Mohren/ die ihre Leibeigene Knechte sind.

Es hat in dieser Insel kein süsses Wasser/ ohne das/ welches zu der Regenzeit in den Cisternen/ so da gahr gemein sind/ gesamlet wird. Umb dieses Land hat es viele kleine Inseln/ welche den Einwohnern zur Belustigung und Zeitvertreibung sehr wohl gelegen. Es hat gleichfalls Teiche von gesaltzenem Wasser / welche sich weit erstrecken/ und in denen man viele guthe Fische/ absonderlich Meer Schildkroten Fänget. In den Wälderen findet man wilde Schweine/ Holtztauben / Turteltauben / und Papageyen ohne Zahl. Man siehet da viel Bäume/ aus denen unterschiedene Gummi fliessen. Der Taback daselbst wird höher gehalten als der so auff den andern Inseln wächset/ und daher wird der Handel an diesem Orth sehr starck getrieben.

Die Frantzosen und Halländer haben ihre absonderliche Kirchen in den Orthen ihres Gebieths. Der Herr des Camps, welcher der erste Pfarrherr der Holländischen Kirchen gewesen/ ist zu verrichtung dieses Ampts von dem

Convent der Wallohnen Kirchen in den vereinigten Provintzen dahin abgesendet worden/ und hat die Geistliche Auffsicht über diesen Wohnplatz gehabt; nach deme er aber mit Tod abgangen/ als werden die erste Schiffe/ die nach diesen Landen ablauffen sollen / einen andern mit sich dahin führen / welcher zu seinem Nachfolger erwehlet worden/ und daselbst das Wort Gottes in beyden Sprachen predigen soll.

V.

Von der Insel Anguilla.

SIe hat diesen Namen wegen ihrer Gestalt bekommen/ dan es ist ein sehr langes/ enges und schmahles Land/ welches sich schlangenweis nahe bey der Insel S. Martini erstreck:t/ da man sie auch ohngehindert sehen kan. Zu Teutsch könte man sie die Aal- oder Schlangen Insel nennen.

Es finden sich keine Berge daselbsten sondern die Erde ist überall plat und eben. An dem Orth wo sie am breitesten ist hat es einen Teich/ um welchen herum sich vor 6. oder 8. Jahren etliche Engelländer gesetzet haben/ und allda Taback pflantzen/ welcher von denjenigen/ die sich auff diese wahre verstehen/ sehr gelobet wird. Man setzet diese Insel 18. grad und 20. Minuten hoch / disseit deß Æquatoris.

VI.

Von den Inseln Sombrero, Anegada und Virgines.

DIe erste dieser drey Inseln ist mitten in den Sand-Bäncken gelegen / welche zu beyden Seiten deß Canals sind / dardurch die Schiffe/so wider zurück nach Europa abfahren/gehen. Sie ist 18. grad und 30. minuten hoch. Die Spanier haben sie Sombrero genennet / weil sie die Gestalt eines Hutes hat. Sie ist unbewohnet.

Anegada, welche unter einem grad mit Sombrero liegt/ist gleichesfalls wüst / und gefährlich daselbst anzuländen.

Die grosse und kleine Inseln Virgines , zu Teutsch Jungfrauen-Inseln/ begreiffen viele Inseln in sich/die in d Landkarten unter diesem Namē auffgezeichnet stehen. Man zehlet ihrer bey 12. oder 13. in allem. Sie erstrecken sich gegen Auffgang der Insel S. Joan de Porto Rico, in der Höhe deß 18. grads auff der Nord-Seiten deß Æquatoris. Zwischen diesen Inseln hat es gar gute Reeden/allwo sich etliche Flotten versichert auffhalten können. Die Spanier besuchen solche offt wegen deß Fischfangs so daselbst wohl abgehet. Es gibt auch da eine grosse Menge von schönen Wasser- und Land-Vögeln. Aber es hat so gar wenig gutes Grundes / daß / nachdeme man solchen versuchet und überall besichtiget / man gefun-

den/daß das Land nicht werth seye bewohnet zu werden.

VII.

Von der Insel S. Cruz.

DIe letzte unter allen Antillen/ so unter dem Wind gelegen/ist die/welche den schönen Namen deß H. Kreutzes führet. Sie ist 18. gr. und etliche minuten hoch. Die Caraiber, so von den Spaniern auß derselben vertrieben worden/nenneten sie Ay ay. Es wurde diese Insel gar hoch unter ihnen gehalten / weil es die erste gewesen/ welche sie von den Antillen eingenommen/als sie von Norden kommen und eine bequeme Wohnung gesucht / da sie Grund zu ihren Wohnplätzen legen möchten/ wie wir absonderlich in dem andern Buch dieser Historischen Beschreibung/im Capitel von ihrem Uhrsprung/davon handeln wollen.

Es giebet die Erde in dieser Insel allen eingestreueten Samen mit grossem Wucher wieder. Man siehet daselbst schöne und grosse Ebene von schwartzen Grund so leicht zu arbeiten ist. Es hat unterschiedliche schöne und köstliche Bäume / welche zum Färben und Schreinerwerck dienlich sind. Die Lufft ist gut; doch ist das Wasser nicht so gar gesund/ wann man es alsobald nachdeme es geschöpffet worden/trincket. Damit aber dem Wasser diese böse Eigenschafft benommen werde / lässet man solches in irrdenen Geschirren eine

Zeit-

Zeitlang stehen/ darin es gut wird / und hält man daher darvor/ es sey wegen seines Leths oder Koths so schädlich / gleichwie das Nil-Wasser auch ist.

Diese Insel ist jetzunder in der Frantzosen Hände/ welche die verwüstete Plätze wiederumb herrlich aufgerichtet. Nach unterschiedlicher Veränderung der Herren/ so daselbst in wenig Jahren einander nachgefolget/ (wie wir im 2. Capitel deß zweyten Buchs dieser Historischen Beschreibung berichten wollen) hat der Herr General der Frantzosen / der sie auf seinen Kosten bewohnet gemacht/ihr einen neuen Glantz gegeben/daher man hoffet/ daß es eine grosse Wohnstätte werden solle.

Sie mag bey 9. oder 10. Meilen in der Länge/und fast eben so viel in ihrer grösten Breite haben. Die Berge sind daselbst nicht so hoch/ noch so dicht ineinander/daß man nit hinauff steigen könte/uñ Mangel an gutem Land hätte/ sondern es ist dessen noch so viel übrig / daß es etliche tausend Menschen erhalten könte.

Das 6. Capitel.

Von den Bäumen/so in diesen Inseln wachsen/deren Früchte man essen kan.

UNter andern Bäumen/ die man in diesen Inseln findet/tragẽ etliche gute Früchte/

so den Einwohnern zur Speise dienen/andere aber werden zu dem Bauen / oder auch wohl zu den Schreinerwercken oder Färben vor gut gehalten.

Es gibt deren auch / welche in der Artzney mit grossem Nutzen gebrauchet werden / und wiederumb etliche andere/ die nur allein den Geruch sehr angenehm erquicken/und das Gesicht durch die Schönheit ihrer Blätter / welche niemahls verwelcken/belustigen.

Von denen die gute Früchte zu essen tragen/und auch in Europa gefunden werden/siehet man daselbst keine / als / Pomerantzen-Granat-Citronen und Limonen-Bäume / derer Grösse und Gütigkeit die jenige/ so an andern Orthen wachsen/ übertreffen.

I.

Von den Pomerantzen-Granat- und Citronen-Bäumen.

WAs die Pomerantzen betrifft/gibt es derselben zweyerley Geschlecht in den Antillen; doch haben sie einerley Gestalt / und kan man sie nicht als durch den Geschmack voneinander unterscheiden. Etliche sind süß und etliche sauer/ beyde aber überauß delicat; Die saure haben grossen Nutzen in der Haußhaltung/dann man brauchet sie an statt der unzeitigen Trauben und Essigs / doch werden sie von den süssen an Gütigkeit übertroffen.

Es nennen zwar etliche die Chinesische Pome-

merantzen die Königinnen von den Pomerantzen/und streichen solche gewaltig herauß. Aber sie mögen die angenehme Süssigkeit dieser Chinesischen so hoch halten als sie wollen / so sind doch auch etliche andere/ die den herrlichē und köstlichen Geschmack dieser Americanischē weit höher schätzen.

Die Granaten-Bäume wachsen auch in allen diesen Inseln überauß wohl / und tragen Früchte/ welche schön anzusehen und annemlich am Geschmack sind. Mit diesen Bäumlein sind an vielen Orten die Höffe/ und Eingänge der Häuser / deßgleichen die Gärten als mit Palisaden umbfasset.

Die Citronen belangend / gibt es derselben dreyerley Art von unterschiedener Grösse/doch werden sie nicht alle Citronen genennet. Die erste Gattung/ welche die schönste und gröste ist / wird Lime geheissen. Sie tügen fast zu nichts anders/als daß man sie einmache/weil sie schier keinen Safft haben / wo sie aber eingemachet sind/ sind sie trefflich gut. Die andere Arth sind die Limonien , fast eben so groß als die Citronen/welche zu uns gebracht werden: Doch haben sie ihrer Grösse nach zu rechnen wenig Safft. Die kleine Citronen welches die dritte Arth ist / sind die besten und werden am meisten geachtet. Sie haben nur ein zartes Häutlein/und sind gantz voll saures Saffts/ welcher den Speisen einen angenehmen Geschmack machet/ und in derselben Zubereitung sehr gebrauchet wird/umb einen ap-

petit zu erwecken. Diese Citronen werden allein in America gefunden. Es haben auch etliche Rarität-liebende in ihren Gärten trefflich süsse Citronen/ so wohl was die Schelffe als den Safft betrifft/ und diese weichen denen so in Portugal wachsen weder an Grösse noch Geschmack. Es gibt auch daselbst eben der Arth Feygen/ die man bey uns hat/ doch haben sie dieses absonderlich/ daß sie fast das gantze Jahr Früchte tragen/ welche überauß wohl in diesen Ländern zeitigen. Die Engelländer in der Insel Vermuda machen einen gesunden und wohlgeschmackten Tranck davon/ den sie an statt deß Weins brauchen/ welcher/ wann man ihn ein Zeitlang auffhebet/ so starck als ein Spanischer Wein wird.

II.

Von dem Goyave-Baum.

UNter den Fruchttragendẽ Bäumen wird auch viel von dem Goyave-Baum gehalten/ welcher der Gestalt deß Lorbeer-Baums nahe kommet/ ohne daß seine Blätter weicher/ hellgrüner und unten hin belzicht oder häricht sind. Die Rinde dieses Baums ist sehr dünn und glatt. Von der Wurtzel stösset er viel Neben-Schößlein in die Höhe/ welche endlich/ wo man sie nicht außreisset/ ein dickes Gehöltz auff dem gantzen umbliegenden guten Land machen. Seine Aeste welche zimlich dicht ineinander stehẽ/ tragen deß Jahrs zwey mahl

mahl kleine weisse Blumen / auff welche viel grüne Aepffel folgen / welche gelb werden / und einen guten Geruch haben / wann sie zeitig sind. Diese Frucht die man Goyave nennet / ist oben mit einem Büschlein als mit einer Krone gezieret / inwendig ist sie entweder weiß oder roth / und mit vielen Kernlein angefüllet / gleich wie die Granat-Aepffel. Daher heissen sie auch die Holländer süsse Granat-Aepfel. Sie ist so groß als ein Johannis-Apffel / und wird in einer Nacht zeitig.

Wann diese Frucht unzeitig genossen wird / so machet sie den Leib hart; daher wird sie wider den blutigen Bauchfluß gebrauchet: Wo man sie aber isset / wann sie zeitig ist / hat sie eine gantz widrige Eigenschafft.

III.

Von dem Papaye-Baum.

DIeser Baum / welcher ohne Aeste wächset / wird 15. biß 20. Schuh hoch / in Ansehen der Höhe ist er von rechter Dicke / inwendig hohl und schwammicht / daher wird er gebraucht zu Röhren / durch welche man das Wasser leitet wo man hin will. Dieser Baum hat auch zweyerley Arth / die eine siehet man gemeinlich in allen Inseln. Seine Blätter sind in drey Spitzen getheilet / fast wie die Feigenblätter / sie hangen an langen Stielen / welche eines Daumens dick und inwendig hohl sind: diese kommen auß der Spitze deß Baums / und bie-

gen sich hernach / und bedecken viele runde Früchte welche so groß als mittelmäßige Birn sind/und umb den Stamm herumb wachsen und anhangen.

Die andere Arth dieses Papaye-Baums wird absonderlich in der Insel deß H. Kreutzes gefunden. Sie sind schöner und dichter von Blättern als die erste. Das beste aber sind die Früchte in der Grösse einer Melonen / und in Gestalt einer Brust oder Tütten/daher es kommen/daß sie von den Portugiesen Mamao genennet worden.

Es haben eben diese Bäume noch die sonderbare Eigenschafft / daß sie alle Monathen deß Jahrs neue Früchte bringen. Die Blume der beyderley Arten ist von gutem Geruch/ fast wie Jasmin. Die Frucht der zweyten Arth wird unter die herrlichsten dieser Inseln gezehlet/dann/wann sie zu ihrer Vollkommenheit gelanget/ ist sie etwas härtlich/läst sich in Stücken schneiden wie eine Melon / und hat einen überauß lieblichen Geschmack. Die Schelffe ist gelblich mit etlichen grünen Striemen durchzogen/und inwendig mit vielen kleinen/ runden/ kleberichten und etwas weichen Körnlein erfüllet/welche scharfes Geschmacks sind/fast wie Gewürtz. Diese Frucht stärcket den Magen / und befördert die Dauung. Etliche essen solche/ wie sie vom Baum kommet/aber die Leckermäuler bestreuen sie mit Zucker/und machen eine Marmelade davon/welche sehr schön anzusehen und von trefflichem

107

Geschmack ist/sonderlich wann die natürliche Süssigkeit dieser Frucht durch den Zusatz etlicher Gewürtze annehmlicher gemacht wird. Ja sie machen auch solche ein entweder gantz/ oder in Viertheil geschnitten und außgetrucknet/gleich wie die Citronen-Schalen.

IV.

Von dem Momin und Cachimas.

DEr Momin ist ein Baum/welcher so groß als ein Apffel-Baum wird / und Früchte träget die eben also genennet werden. Die Insulaner aber geben ihr gemeinlich den Namen Corasol, weil der Same dieser Bäume/die bey ihnen gefunden werden / von Corasol hergebracht worden/welches eine Insel ist/ die die Holländer eine lange Zeit besitzen/und eine gute Schantz dahin geleget haben/ auch eine solche Wohnstätte daselbst angerichtet/ daß sich solche in viele andere benachbarte Inseln erstrecket. Die Frucht gleichet einer kleinen unzeitigen Cucumer. Die Schale derselben ist allezeit grün/und mit vielen kleinen Abtheilungen/gleich wie mit Schuppen/gezieret. Wañ man die Frucht in ihrer Zeitigung einsamlet/ so ist sie inwendig weiß wie Milch/ und hat einen süssen Geschmack/mit einer kleinen Säure vermischet / welches ihr eine angenehme Schärffe giebet. Diese Frucht kühlet überauß sehr/ und schmecket trefflich wol. In der Mit-

ten hat sie ihren Saamen / in der Grösse und Gestalt einer glatt und glantzenden Bonen / uñ von Farbe als ein Probierstein / auff welchem allererst ein Stück Gold bestrichen worden / dann er scheinet / als seye er mit kleinen vergüldeten Aederlein gezieret.

Diesem Momin setzen wir den Baum Cachimas an die Seite / weil dieser eben wie der vorige Früchte trägt / die den Geschmack und Weisse deß Milch-Raams haben / und ihr Saame / so in der Mitten wächset / fast gleiche Gestalt und Feste hat. Es gibt aber zweyerley Gattung Cachimas, die eine / welche wild ist / und stachlichte Dornẽ hat / ist mit einer Frucht in Grösse eines mittelmäßigen Apffels beladen / die Schale dieser Frucht ist mit kleinen Beulen oder Knörlein erhaben / und bleibet allezeit grün und hart. Was die andere Art belangt / welche man gemeinlich den zahmen Cachimas nennet / ist solches ein Baum der eine glatte Rinde hat / und zu seiner Zeit eine Frucht bringet / welche weit grösser als die erste ist / und wann sie zu ihrer Zeitigung kommen / eine schöne röthliche Farb hat / doch ist sie unter der Schalen überauß weiß / und von gar süssem Geschmack.

Diese Bäume wachsen zimlich hoch / und sind mit Blättern bedecket / welche den Blättern der Kastanien-Bäume fast gleich sind. Diejenige / so selten von diesen Früchten essen / haben gemercket / daß sie einen Lusten zu essen machen / und den Magen von den schleimichten

Kirch-

Feuchtigkeiten / die in demselben hangen / reinigen; weßwegen dann solche Früchte von ihnen sehr geliebet werden.

V.
Von dem Junipa.

DEr Junipa oder Genipa ist eben der Baum den die Brasilianer Janipaba, und die Portugisen Jenipapo neñen; Er wächst in der grösse eines Castanien-Baums / seine Aeste biegen sich nach der Erden zu / und machen einen angenehmen Schatten / seine Blätter wachsen länglicht / wie Blätter der Nuß-Bäume. Die Blüte gleichet den Narcissen / und hat einen guten Geruch. Sein Holtz ist fest und Perlenfarbig. Wann die Stämme dieser Bäume noch jung sind / hauen sie die Einwohner ab / und machen die Schäffte der Büchsen davon / dann das Holtz läst sich leicht arbeiten uñ sehr schön außpolieren. Einen jeden Monat bekleidet sich dieser Baum mit etlichen neuen Blättern. Er tragt Aepffel / welche / wann sie zeitig sind / scheinen als ob sie in dem Offen gebraten weren / und sind von mittelmäßiger grösse. Wann sie von dem Baum fallen / geben sie einen Knall von sich / fast wie eine kleine Büchse: welches daher kommet / weil kleine Wind oder Geisterlein in den kleinen Häutlein die den Samen bedecken / eingeschlossen sind / welche durch den Fall beweget werden / und mit Gewalt Lufft suchen und durchbrechen.

Dessentwegen hält man auch davor / daß es eben die Frucht seye / die die Indier in Nova Hispania mit einem seltzamen Wort / Quant la Lazin, nennen.

Wañ man von diesen Junipa Aepffeln isset / und dieses kleine Häutlein so inwendig ist / nit davon thut / so verstopffen sie gewaltig den Leib. Diese Frucht wird von den Jägern sehr gesucht / dann weil sie saurlich ist / leschet sie den Durst / und ist eine Hertzstärckung der jenigen / die sich durch vieles gehen auff dem Weg ermüdet. Der Safft / ob er schon so hell als Brunnenwasser ist / färbet er doch gantz Violbraun / und wann man ihn zweymahl thut auf das jenige so man färben wil / so scheinet die zweyte Farbe schwartz. Die Indier gebrauchen sich dieses Saffts ihren Leib damit zu stärcken / und denselben frisch und hurtig zu machen / ehe sie in den Krieg ziehen. Sie sind auch der Meinung / daß diese Farbe sie vor ihren Feinden schrecklicher mache. Die Farbe dieser Frucht lässet sich mit Seiffen nicht abwaschen; aber zu End deß neundten und zehenden Tages vergehet sie von sich selbsten. Zu der Zeit / wann diese Frucht abfällt / so haben die Schweine / die davon essen ein gantz Violbraunes Fleisch und Fette / wie die Erfahrung außweiset. Deßgleichen haben auch die Papageyen und andere Vögel / wañ sie dieser Speise geniessen. Sonsten kan man auß diesen Aepfeln einen angenemen Tranck machen / doch wird er sehr wenig gebrauchet / als nur von dẽ Indiern

jjj

unñ Jägern/welche sich an keinem gewissen Ort auffhalten.

VI.

Von dem Trauben-Baum.

DEr Trauben-Baum/ den die Caraiber Ouliem neñen/ist von mittelmäßiger Höhe/und kriechet fast auff der Erden an dem Ufer deß Meers: Aber in einem guten Land wird er so hoch als einer von den Waldbäumen; er hat runde und dicke Blätter / von roth und grüner Farbe ineinander vermischet. Man findet unter der Rinde deß Stam̃s / nachdem man das weisse so hinter derselben ist bey zweyen Daumē dicke abgenommen / ein violbraunes und festes Holtz/ welches sehr gut zu dē Schreinerwerckē ist. An den Aesten bringet er Früchte/welche mã/wañ sie zeitig sind/vor grosse blaue Traubē haltē solte: aber an statt der Kernlein hat ein jedes Korn unter einem zarten Häutlein/und etwas wenigem anderer Substantz/welche saurlicht/kühlend und gutes Geschmacks ist/einen harten Kern / gleich wie die Pflaumen-Kerne sind.

VII.

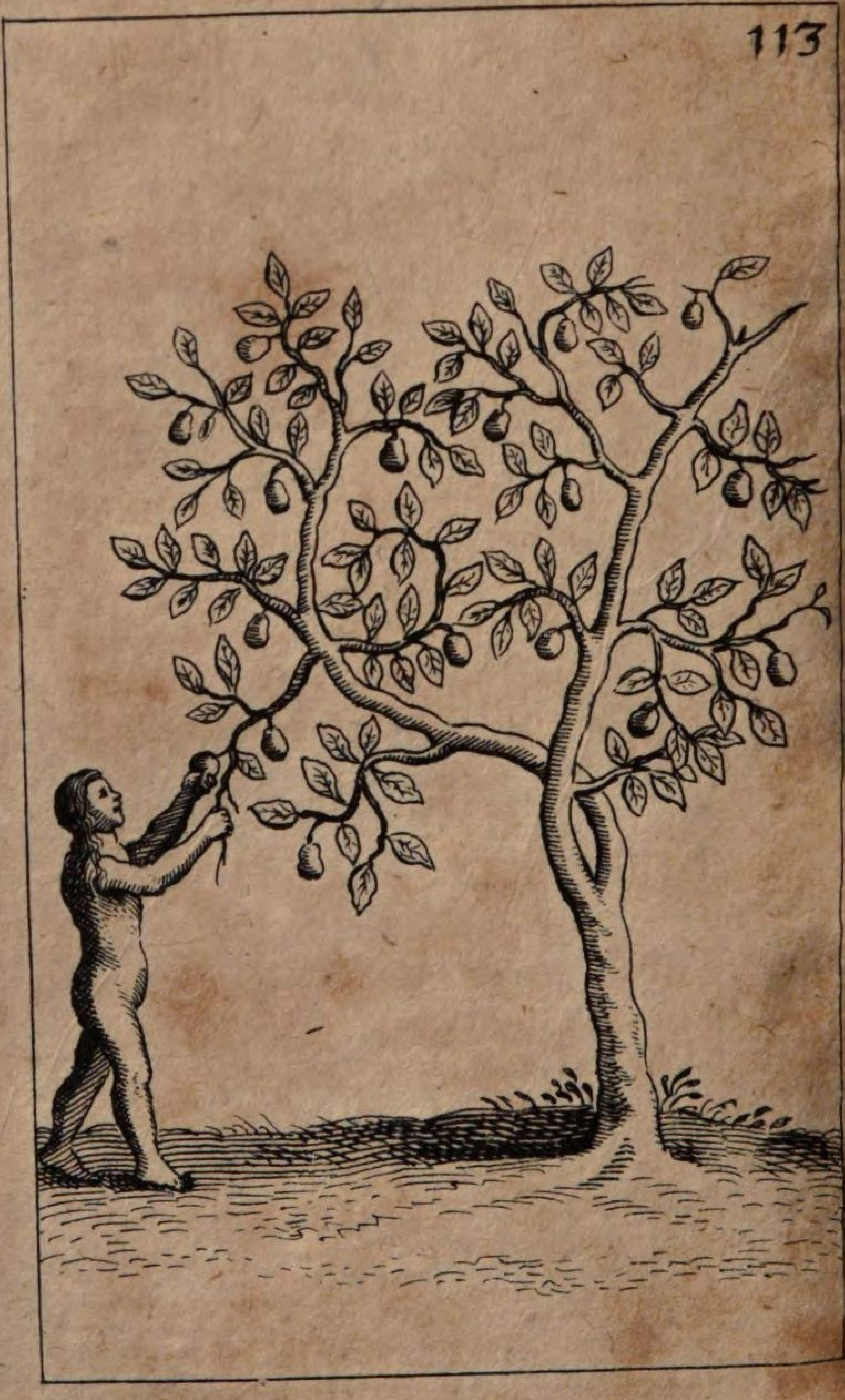
Von dem Acajou.

ES sind dreyerley Gattung Bäume die den Namē Acajou tragen: doch träget nur dieser einige / den wir hie beschreiben/ Früchte. Es ist ein Baum von mittelmäßiger Grösse / der mit seinen Aesten biß zu der Erde reichet. Seine Blätter sind schön und breit/ von vornen her rund unnd mit vielen Aederlein durchzogen. Seine Blüt ist von Anfang/ wann sie auffgehet/ weiß/ hernach aber

wird

wird sie leib- und purpurfarbig. Sie wächst püschelweiß/ und gibt einen so süssen Geruch von sich/ daß man gar leicht den Baum unterscheiden kan so solche trägt. Diese Blüt fället nicht ab/ biß sie von einer Arth Kastanien getrieben wird/ welche wie ein Ohr oder Hasen-Nieren gestaltet. Wann diese Kastanie außgewachsen/ so komt unten ein schöner länglichter Apffel hervor/ welcher mit einem Krönlein gezieret/ das in der Zeitigung Olivenfarbig wird da unterdessen der Apffel sich mit einer zarten und röthlichen Schelen bekleidet. Inwendig ist sie voll von sonderlichen schwammichten Zäßerlein/ in welchen ein Safft stecket/ der zugleich süß und sauer ist/ und den Durst trefflich lescht; man hält auch davor/ daß er der Brust sehr nützlich/ und gar gut in den Ohnmachten sey/ wann er mit ein wenig Zucker vermischet wird. Wo aber dieser safft auff ein leinen Tuch komet/ machet er daselbst einen rothen Flecken/ welcher so lang bleibet biß die Bäume wieder von neuem blühen.

Die Indier machen einen herrlichen Tranck von dieser Frucht/ welcher/ wann er etliche Tage gestanden/ so leicht truncken macht/ als der stärckste Wein bey uns. Wann die Nuß/ welche oben drauff ist/ verbrennet wird/ gibt sie ein Oel von sich/ so eine brennende Krafft hat/ dessen man glücklich gebrauchet zu den Hüner-Augen an den Füssen/ und sie damit erweichet und vertilget. Schlägt man die Nuß auff/ so findet man inwendig einen Kern mit einem zarten



ten Häutlein überzogen/welches wo es abgelöset wird/ sehr gutes Geschmacks ist/ und die Krafft hat zuerwarmen/ und den Magen trefflich zu stärcken.

Dieser Baum trägt deß Jahrs nur einmahl Frucht/daher es kommet/daß die Brasilianer ihr Alter mit den Nüssen zehlen/ so auff diesem Apffel wachsen/indem sie alle Jahr eine zurück legen/ und mit grosser Sorg in einem kleinen Körblein/welches zu diesem Gebrauch sonderlich gemacht ist / verwahren. Wann man diesen Baum unten an dem Stamm verwundet/fliesset ein helles und durchsichtiges Gum̃i herauß/ welches von vielen vor das jenige / so auß Arabia kommet/ gehalten worden. Der Saame deß Baums ist in der Nuß / welcher gar leicht auffschiesset/wo man sie in die Erde stecket.

VIII.

Von den Pflaumen Icaque.

DEr Icaque ist ein Arth deß kleinen Pflaumen Baums/welcher als ein Busch wächset; die Aeste sind allezeit mit kleinen länglichten Blättern bedecket/und zweymahl deß Jahrs mit unzehlig viel weis oder violbrauner Blüt gezieret; auff welche eine kleine runde Frucht folget/ in der grösse einer Zwetschken / diese/ wann sie zeitig ist / wird gleichfals wie die Blüt / weiß oder violbraun. Es ist diese Frucht sehr süß/und wird von etlichen Wildẽ/

die

die nahe bey dem Golfo d' Hondures wohnen/ so geliebet/ daß sie von ihnen Icaque genennet worden/ daher weil sie diese Pflaumen/ die ihnen zur Speise dienen / so hoch halten. Diejenige welche in den Orthen dieser Völcker gereyset/ haben in acht genommen/ daß dieselbe/ zur zeit wann diese Frucht zeitig ist / sehr geschäfftig sind solche vor sich zubewahren / und damit sie ihre Nachbarn / die in ihrer Gegend diese Frucht nicht haben/ verhinderen mögen/ daß sie nicht kommen und ihnen schaden thun/ halten sie die gantze Zeit über an dem Eingang ihres Lands wachten/ auß dem Außschuß ihrer besten Soldaten bestehend/ welche diese Rauber mit ihren Pfeilen und Kolben tapffer abtreiben/ wo sie sich unterstehen ihnen unter Augen zutretten.

IX.

Von dem Pflaumen-Baum Monbain.

DEr Monbain ist ein Baum welcher sehr hoch wächset/ und lange/ gelbe Pflaumen trägt/ so von guthem Geruch sind; weil aber der Kern grösser ist als das übrige der Frucht/ werden sie nicht viel geachtet / ohne von etlichen / welche sie unter das Geträntk Ouicou und Maby mischen/ damit solche einen besseren geschmack bekommen. Die Schweine / die sich in den Wäldern auffhalten / sind allezeit fett / wann diese Früchte zeitig sind/ dann sie

fal-

fallen in der Zeitigung häuffig von den Bäumen/ und werden begierig von diesen Thieren auffgelesen. Auß diesem Baum fliesset ein gelbes gummi/ welches viel stärcker riechet/ als die Frucht. Wann man die Aeste in die Erde setzet wurtzeln sie leichtlich/ daher man solche gemeinlich zu den zäunen der Gärten brauchet/ in welchen man das Vieh auffziehet.

X.

Von dem Baum Courbary

DEr Baum Courbary wächst gemeinlich höher/ dichter und dicker/ als der Baum Monbain. Er trägt eine Frucht deren Schal sehr hart ist zuzerbrechen; und ohngefehr vier finger breit lang/ zwey breit/ und einen dick ist. In der Schal hat sie zwey oder drey Kern/ mit einer teigichten substantz bedecket/ welcher so gelb ist als Saffran. Ihr Geschmack ist nicht böß/ doch wann man derselben etwas zu viel isset/ überlädet man den Magen gahr starck/ und kan übel darauff schlingen. Die Wilden machen in dem Nothfall ein Arth Geträncke darauß/ welches nicht unangenehm wann es wohl zubereitet ist/ nemlich/ wann es wohl mit Wasser gesotten. Das Holtz dieses Baums ist fest und etwas röthlich. Wann der Baum alt ist/ giebt er ein Gummi von sich/ welches in der Sonnen hart wird/ allezeit klar und durchsichtig bleibet/ wie gelber Agstein/ und einen

guten

guthen Geruch hat. Etliche Indier machen Knöpffe von unterschiedlicher Gestalt darauß/ die sie hernach zu Arm- und Halsbändern/ auch Ohrengehängen gebrauchen/ welche schön/ gläntzend und guthes Geruchs sind.

XI.

Von dem Indianischen Feygen-Baum.

MAn siehet auff den meisten dieser Inseln einen grossen Baum/ den die Europeer einen Indianischen Feygen-Baum genennet haben/ weil er eine kleine Frucht ohne Kern/ trägt/ die mit ihrer Gestalt und Geschmack den Feygen nahe kommet. Im übrigen gleichet er unsern Feygen-Bäumen gahr nicht/ dann ohne daß seine Blätter von mancherley Gestalt/ und viel schmähler sind/ wächset er an etlichen Orthen so überauß dick/ daß er schwerlich von etlichen Menschen mag umfasset werden/ weil der Stamm/ welcher zum öfftern ungleich ist/ in seinem umgriff auff den Seiten/ von der Wurtzel an biß an den Orth wo die Aeste anfangen/ sonderliche Hindernüß oder auswachsende Knorren von sich stösset/ so biß auff vier oder fünff Schuh hervor gehen/ und daher tieffe Hohlkählen machen/ die fast wie die Löcher in den Mauren sind/ in welche man etwas zustellen pfleget. Diese Aussen-gewächse/ die gleiches wesens mit dem Stamm deß Baums sind/ sind auch mit einer-

ley

ley Rinde umgeben und bedecket / und bey sieben oder acht daumen dick / nach dem der Stamm dick ist daran sie stehen. Das Holtz dieser Bäume ist innwendig weiß und weichlich / uñ schneidet man gemeinlich die lange Stücker so aus dem Stamm wachsen ab / und gebrauchet sie zu den Böden / Thüren und Tischen in den Häusern / davon gleichwohl der Baum nicht verdirbet. Dann er bedecket in kurtzer Zeit den Schnitt wieder mit seiner Rinde / daß man fast nit mercket ob etwas davon genom̃en worden. Alle die welche auff der Insel Tortuga gewesen / die auff der Nord-Seiten der Insel Spanniolæ liegt / haben auff dem Weg der von der Ebene auff den Berg gehet / in dem Dorff welches die Frantzosen Milplantage (zu Teutsch Tausend-Pflantz) genennet / einen von diesen Bäumen gesehen / welcher gahr leicht über zwey hundert Menschen unter dem Schatten seiner Aeste bedecken kan; Dieser Baum ist allzeit so dicht mit Blättern bewachsen / daß die Reisende deselbst eine angenehme Kühlung finden / und vor dem Regen unter den Aesten versichert stehen.

XII.

Von dem Speerbeer- oder Speyerling-Baum.

Es hat in diesen Inseln eine Arth von dem Speerbeer oder Speyerling-Baum / so mit den unseren wenig überein kommet. Dann er

er ist überauß hoch/ sehr schön anzusehen/ und mit schönen Blättern und vielen Aesten gezieret. Er trägt eine anmuthige frucht/ welche rund wie eine Kirsche ist/ eine gelbe Farb hat mit rothen Tüpfflein besprenget/ und wann sie zeitig ist von sich selbsten abfallet. Sie hat den Geschmack eines Speyerlings / daher man dem Baum auch diesen Nahmen gegeben. Die Vögel fliegen dieser Frucht sehr nach.

XIII.

Von dem stachelichten Palm-Baum.

IN allen diesen Inseln findet man Palm-Bäume/ deren etliche vier unterschiedliche Arthen haben. Die eine Arth nennet man stachelichte Palmen. Dieser Baum wird billich also genennet/ dann er ist an dem Stamm/ an den Aesten und Blättern gantz voll grosser Stacheln/ welche sehr spitz/ und so gefährlich sind/ daß wo man davon gestochen wird/ man in Gefahr stehet lange Zeit damit beschweret zu seyn/ es seye dann daß man mit einem guthen Mittel geschwind Rath schaffe. Die Stacheln so umb den Stam̃ stehen/ sind plat/ eines Fingers lang/ fast wie ein zahnstecher gestaltet/ glat und von dunckelbrauner Farb.

Wann die Mohren diesen Baum besteigen wollen/ legen sie zuvor Feuer unten umb den Baum herumb/ und verbrennen die Stacheln/ mit welchen der Baum sich gleichsam gewaffnet

..et und beschützet. Seine frucht bestehet in einem grossen Büschel / welcher von vielen graulichten/harten und runden Nüssen zusammen gesetzet ist/ die inwendig Kerne haben / so guth zu essen sind. Auß dieser Arth Palmen bringen auch etliche Mohren Wein/in dem sie unten an den Aesten die Rinde verwunden. Es scheinet/ daß dieses eben der Baum seye/ den die Brasilianer Ayri nennen.

XIV.

Von dem zahmen Palm-Baum.

DJe zweyte Arth nennet man den zahmen Palm-Baum. Es ist ein gerader Baum von unmässiger Grösse. Seine Würtzeln erheben sich auß der Erden rund umb den Stam̃ herumb bey zwey oder drey Schuh hoch / in der dicke eines kleinen Fäßlein. Nach der Gröse deß Baums zurechnen sind sie zimlich klein. Doch sind sie so fest in einander geflochten und verwerret / daß sie demselben vor eine starcke Stütze dienen. Dieser Baum hat die besondere Eigenschafft an sich/ daß er gemeinlich oben dicker ist alß unten. Wann er noch jung ist/ hat er eine zarte Rinde/von graulichter Farbe/ welche von schuh zu schuh hoch mit einem Kreis bezeichnet/ der beyläufftig / zuerkennen gibt/wie viele Jahr der Baum in der Erden stehe: wann er aber in seinen vollkommenen Stand kommen / wird er überall so fest und eben/daß man nichts mehr an ihm sehen

kan

kan. Sein Gipffel ist mit vielen schönen außgehölten und glatten Aesten gezieret / welche zu beyden Seiten mit einer Menge grüner / langer / schmaler und dünner Blätter behänget / so über auß artig stehet. Die zartesten Aeste / welche noch nicht auffgangen sind / heben sich mitten im Baum gerad in die Höhe / da unter dessen die andere sich rund umher biegen / und gleichsam eine reiche und zierliche Krohne dem Baum machen.

Es lässet dieser Baum alle Monath etliche seiner Aeste von sich abfallen / deßgleichen eine Rinde / welche sich unten ablöset / und vier oder fünff Schuh lang ohngefehr zween breit / und so dick als ein bereitetes Leder ist. Die Einwohner dieser Insel nennen diese Rinde Tache, und gebrauchen sie ihre Küchen und andere geringe Gemächer ihrer Wohnungen damit zubedecken / gleich wie sie die Blätter nehmen / solche in einander flechten / an die eine Seiten der Aeste geschicklich anschnüren / und ihre Häuser damit decken.

Wir haben mit Fleiß die Palmbäume zum Beschlus den Fruchttragenden Bäumen / die in diesen Inseln gefunden werden / beygesetzet / weil sie alle / außgenommen der Baum Latan, zur Nahrung der Menschen dienen. Dann so der stachlichte Palm-Baum / den wir kurtz vorher beschrieben / Wein giebet / so träget dieser auff der Höhe seines Stamms / und gleichsam in seinem Hertz / ein weises / sehr zartes und wohl geschmacktes Marck / welches wann es

tyb gessen wird / einen Geschmack wie die Häsel-Nüsse hat / wann man es aber siedet / und mit etlichen dünnen und überauß weissen Blättern / die es als Häutlein umgeben / zubereitet / mag mann es wohl unter die herrlichsten Gerichte der Antillen zehlen. Die Frantzosen neñen diese marckigte substantz und die Blätter so es umwickeln / Palmen-Kohl / weil sie solches an statt deß Kohls / oder anderes Gekräuts / zu den Suppen gebrauchen.

Wann man den Stamm dieses Baumes entzwey spaltet / und eine sonderliche flächsene und weichliche Materi so innwendig ist heraus nimmet / welches sich dann leicht thun lässet / so ist das außgehölte Holtz / das eines guthen Daumes dick ist / zu schönen und langen Tachtrauffen dienlich / weilen sie lange Zeit dauren. Man gebrauchtes auch die Förstea der Häuser mit einem Stück zubedecken / und das Wasser überall / wo hin man will / zu leiten. Die Dreher und Schreiner machen auch auß diesem Holtz / welches fast schwartz ist / uñ sich leicht polieren lässet / viel schöne und seltene Wercke / welche von Natur wie ein Marmel gesprengt.

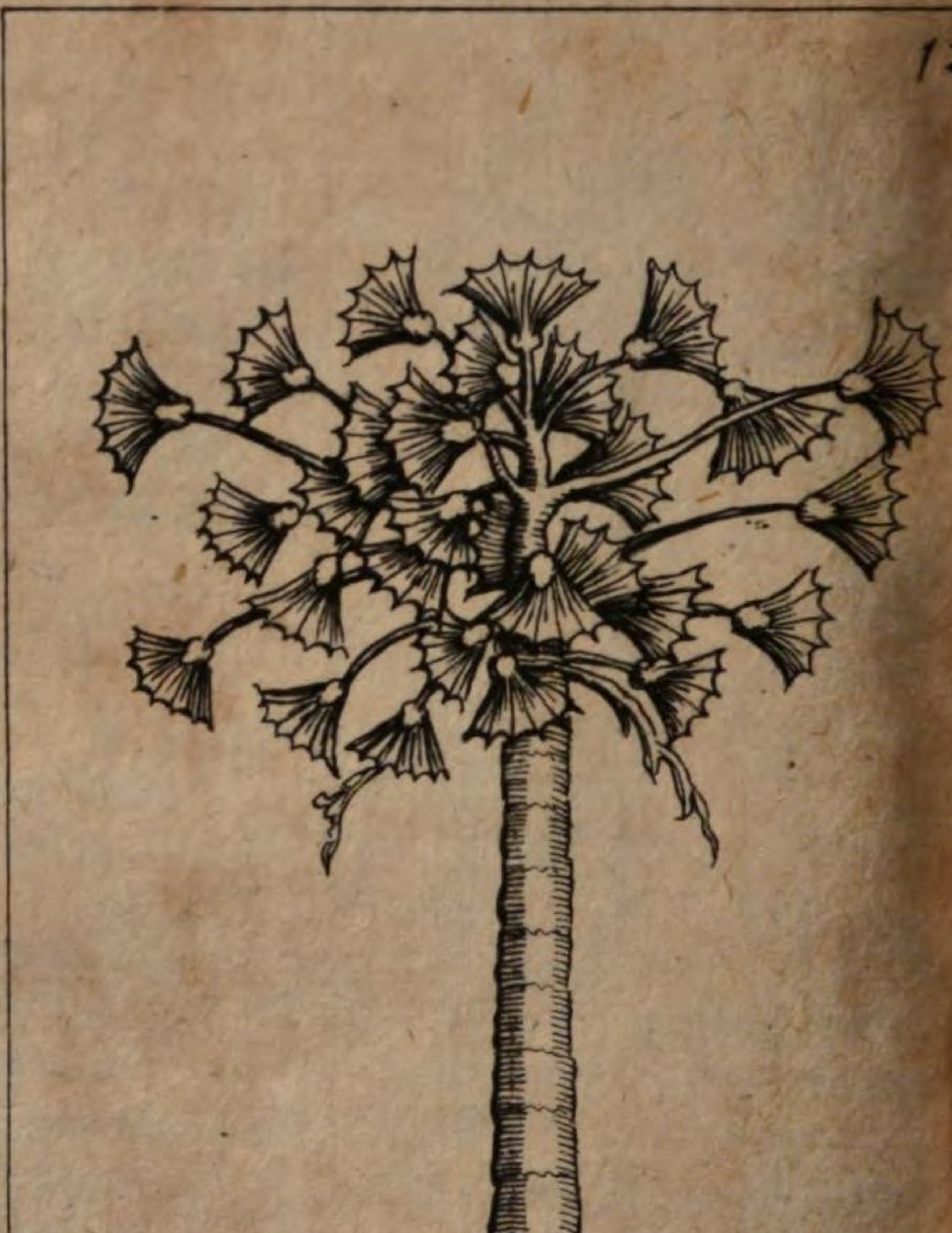
Es gedencket Plinius etlicher Bäume / welche so überauß hoch seyn sollen / daß man durch einen Bogenschuß den Gipffel mit einem Pfeil nicht erreichen kan. Und der Verfasser der allgemeinen Historischen Beschreibung von Indien / redet von einem Baum von solcher Hö-

he/daß man mit einem Stein auß allen Kräfften nicht hinüber werffen könne.

Ob aber wohl der Palmbaum/welchen wir hier beschreiben/alle andere Bäume der Antillen Inseln in der Höhe weit übertrifft/so wollen wir doch nicht sagen/daß er so unmäßig hoch seye/weil man unten am Baum den schönen Busch/der zu öberst auß dem Stamm in die Höhe steigt/und allezeit gegen der Sonnen Auffgang gewendet ist/gar leichtlich sehen kan.

Dieser Busch verneuret sich alle Jahr/und wañ er hervor geschossen/ist er mit einer Menge kleiner und gelber Blüte/in Gestalt vergüldeter Knöpffe gezieret/auff welche/wann sie abfallen/viele runde Früchte folgen/in der Dicke eines kleinen Tauben-Eyes. Sie hängen an einem Büschel/und damit daß diese Blumen und Früchte vor der Ungelegenheit deß Wetters verwahret seyē/sind sie oben mit einer dicken und harten Rinden bedecket/welche von aussen graulich/inwendig aber gläntzend roth ist/uud in eine Spitze außgehet. Dieser köstliche Sonnenschirm ist nichts anders als die Behaltnüß darinnen die Blumen/ehe sie auffgangen/verschlossen gewesen/welche sich hernach unten voneinander thut/in der Mitten in eine hohle Gestalt außbreitet/und an den Enden zuspitzet/damit sie die Blüt und Frucht desto besser bedecken möge.

Weil dieser Arth Bäume keine Stacheln haben/werden sie zahme Palm-Bäume genennet.



net. Es gibt daselbst noch eine andere Gattung/die noch so hoch wächset als diese / und kleine runde Körner träget/welche die Mohren sehr fleissig aufflesen/weil sie dienlich sind schöne gesprengte unnd polirte Pater-noster oder Gebet-Kräntze darauß zu machen.

XV.

Von dem Latan-Baum.

DJe dritte Arth der Palmen wird der Latan-Baum genennet; Dieser Baum erhebet seinen Stamm ziemlich hoch/ wächset aber nicht viel in die Dicke. An statt der Aeste hat er lange Blätter / welche/ wann sie auffgangen/ oben rund sind/und unten zusammen gefalten/gleich wie eine Wind-Foche. Diese Blätter hangen an grossen Stielen / welche auß sonderlichen zäserlein hervor kommen/ die den Stamm oben umgeben / gleich wie ein grosses / rothes / zartes und durchsichtiges leinen Tuch. Diese Blätter bindet man in kleine Bündlein/und decket die Hütten damit/ die Schele aber/ die man oben von den Stielen abnimmet / gebrauchet mann die Siebe/ und Körblein davon zu machen / deßgleichen viele andere kleine Sachen/ welche die Jndier unter ihren köstlichsten Haußrath rechnen. Auß dem Holtz dieses Baumes/wie ingleichem aus den zahmen Palmen/ machen sie ihre Bögen und Kolben/ derer sie sich in ihren Kriegen gebrauchen an statt der Degen und Zagayen/

welches kleine spitzige Spieße sind/ die sie mit der Hand auff die Feinde werffen; sie pflegen auch von diesem Holtz ihre Pfeile zuspitzen/ welche daher so scharff sind / als ob sie von Stahl weren.

XVI.

Von dem Cocos-Baum.

DJe vierdte Arth der Palmen/und die trefflichste unter allen / ist die so den Namen Cocos trägt/welches die bekante Frucht ist/ von der die Historien-Schreiber so viel Wunderding zu sagen wissen. Zumercken ist/ daß die Cocos, die in dem Abendländischen Indien gefunden werden / nicht so hoch wachsen / als die im Morgenländischen/in dem der Stamm gewöhnlich über zwantzig oder fünf und zwantzig Schuh nicht hoch / im übrigen aber von rechtmäßiger Dicke ist. Er hat weit mehr Aeste und Blätter als der zahme Palmbaum. Die Inseln Monaca und Roatam, welche in dem Golfo d' Hondures liegen / sind berühmet wegen Menge dieser Bäume. Unter den Antillen ist die Insel. S. Bartholomæi auch mit denselben gezieret / und hat man sie von daher in die Insel S. Christophori gebracht.

Die Frucht wächset an dem Stamm selbsten/zu End der Aeste. Sie ist wie eine Nuß gestaltet/doch ohn Vergleichung in der Grösse; dann eine einige wieget offt bey zehen Pfunden.

So

124

So bald der Baum zu tragen angefangen/ siehet man ihn niemahl ohne Frucht; weil er alle Monathen deß Jahrs neue hervor stösset. Die Schale ist so hart und dick/ daß man sie poliren/ und unterschiedene Bilder darein stechen kan/ auch Kelche/ Flaschen und andere Geschirr/ so man im Haußwesen gewöhnlich brauchet/ auß denselben machet. Sie ist mit einem dicken Uberzug umbgeben/ welcher gantz zaserricht ist.

Wann man diese Cocos-Nuß auffgemacht hat/ findet man erstlich eine weisse Substantz wie Schnee/ welche trefflich wohl nehret/ und wie eine Mandel schmecket. Diese Substantz ist so häuffig in jeder Frucht/ daß man eine Schüssel davon füllen kan: Sie hanget inwendig fest an der Schalen/ und hat in der Mitte ein grosses Glaß voll eines hellen unnd anmuthigen Saffts/ wie Muscateller-Wein; daß also eine Person für eine Mahlzeit mit dieser Früchte einer wohl vorlieb könte nehmen. Dieses Wasser allein verwandelt sich in einen Samen/ und hat unter andern Kräfften auch diese Eigenschafft/ daß es alle Runtzeln in dem Angesicht vertreibet/ und demselben eine schöne weiß und röthliche Farbe machet/ doch daß man sich damit wasche so bald die Frucht von dem Baum gefallen ist.

Was diese Frucht Cocos weiter betrifft/ deßgleichen den grossen Nutzen den sie in der Artzney und Haußhaltung hat/ wird solche weitlaufftig beschrieben von Francisco Pyrard in sei

in seinem Buch von den Thieren / Bäumen und Früchten deß Morgenländischen Indien. Daselbst zeiget er / daß die Einwohner dieser Landen an diesem einigen Baum finden nicht allein ihr Brod / ihren köstlichen Tranck / ihre Kleidung / ihr Oel / ihr Zucker / ihr Honig / ihren Balsam / und die Artzney zu wieder-Erlangung der Gesundheit / wann solche geschwächet worden; sondern sie bauen auch mit leichter Mühe und trefflicher Feste auß dem Holtz dieses Baums ihre Häuser und Schiffe / derer sie sich zu Erhaltung der Handlung mit ihren Nachbarn bedienen. Daher man dann bey den Inseln Maldiva Schiffe siehet / die davon gebauet / und mit nichts anders als Cocos beladen sind / indem sie von diesem Wunderbaum / Bretter / Zapffen oder Nägel / Stricke / grosse Schiff-Seyl / Segel / Ancker / Oehl / Wein / eingemacht Zuckerwerck / Zucker und viele andere Sachen bekommen.

XVII.

Von dem Baum Cacao.

WEgen fast gleichlautender Wörter machen etliche zuweilen keinen Unterscheid unter Cocos und Cacao. Dieser letzte wächset in der Landschafft Guatrimala, nahe bey Nova Hispania, und hat auch eine Frucht / welche in gantz America sehr berühmt / weil sie das vornehmste Stück ist / so in Zubereitung der Chicolate oder Succolat gebrauchet wird / auß wel-

welchen man einen herzlichen Tranck machet/ der die Brust stärcket/alle böse Feuchtigkeiten/ so sich darinnen angehenget/zertheilet / den Grieß außtreibet/und den Leib frisch und gesund erhält/wo man es mäßig gebrauchet.

Dieser Baum Cacao, welchen man auch in den Antillen im Jahr 1649. in dem Garten eines Einwohners der Insel deß H. Kreutzes gesehen/ist jetzunder auch in der Insel Tabago bekant/wie wir an seinem Ort gemeldet haben: Er ist fast dem Pomerantzenbaum gleich/ohne daß er nicht so gar hoch wächset / und etwas grössere Blätter hat. Man pflantzet ihn gemeinlich an schattichte Oerter/und unter andere Bäume/damit er vor der Sonnen Hitz verwahret stehe/sonsten würden seine Blätter verwelcken. Seine Frucht/ welche so groß uñ fast wie eine Eichel oder mittelmäßige Olive gestaltet / wächset in dicken und langlichten Hülsen/die an den Seiten durchstrichen und getheilet sind.

Das 7. Capitel.

Von dẽ Bäumen die zu dem Bauen dienlich/ oder zu den Schreinerwercken und Färben gebrauchet werden.

Bißher haben wir vor Augen gestellet unterschiedliche schöne Bäume / welche

Früchte tragen/und zu der Nahrung oder Erquickung der Einwohner dieser Inseln dienlich sind; In diesem Capitel haben wir uns vorgenommen zu handeln von denen vornemsten/ die man nützlich gebrauchen kan so wohl zu Bauung der Häuser/als dieselbe mit dem schönen Haußrath von Schreinerwerck / so man darauß machet/außzuzieren; Darnach wollen wir betrachten alle andere Bäume von unterschiedlichen Farben/ die zu der Färberey nützlich sind.

I.

Von den zweyerley Arthen Acajou.

ES sind wenig Inseln / in welchen man nicht schöne Bäume findet / die zu dem Bau der Häuser und vielen Schreinerwercken sehr dienlich sind. Sonderlich wird viel von dem Baum Acajou gehalten/welcher so überauß hoch und dick wächset / daß die Caraiber zuweilen auß einem einigen Stamm die grosse Böte machen/die sie Pyraugres heissen / und bey funffzig Menschen führen können. Er stösset viele Aeste von sich/ welche sehr dicht sind/ wegen der grossen Menge der Blätter/ mit denen sie beladen/ und daher einen angenehmen Schatten machen; Ja es sind etliche der Meinung/ daß es zu der Gesundheit sehr beförderlich seye/wann man unter diesem Baum zu ruhen pflege.

Es

Es gibt zweyerley Arth Acajou, welche in der Höhe ihres Stamms und Farbe deß Holtzes voneinander unterschieden sind. Der so vor den besten gehalten wird / hat ein rothes / leichtes und wohlriechendes Holtz / das sehr leicht zu arbeiten ist. Man hat auß der Erfahrung gemercket / daß ihm der Wurm keinen Schaden thut; daß es im Wasser nicht faule / wann es bey gutem Liecht geschnitten wird; und daß die Kästen und Schäncke / die auß diesem Holtz gemacht sind / den Kleidern einen guten Geruch geben / und selbige vor Motten uñ anderem Ungeziefer / so sonsten in den Kästen welche auß anderm Holtz gemacht sind / leichtlich wächset und sich auffhält / wohl verwahren. Diese Eigenschafften haben verursachet / daß etliche geglaubet / dieser Baum seye eine Arth von den Cedern. Man machet auch von diesem Holtz Schindeln / die Häuser damit zu decken. Die Haupt-Leute der Schiffe / welche in diese Inseln handeln / bringen offt Bretter von diesem Holtz mit / die so lang und breit sind / daß man nur eines einigen bedarff / einen schönen uud langen Tisch zu machen.

Die andere Arth Acajou ist von aussen eben wie die vorige / so wir allererst beschrieben / gestaltet; doch wächset sie nicht so hoch / unnd wann man die Rinde und das Weisse darhinder / abgenommen / siehet man daß das Holtz weiß ist. Es ist auch leicht zu arbeiten / wann es frisch abgeschnitten wird; wo man es aber in der Lufft eine Zeitlang liegen lässet / wird es

dergestalt hart/ daß man es ohne grosse Mühe nicht gebrauchen kan. Die Einwohner der Inseln bedienen sich dieses Holtzes selten/ und wann sie Mangel an andern haben/ weil es wurmstichig wird/ und in kurtzer Zeit faulet. Wann man den Stamm dieses Baumes verwundet/ fliesset ein Gummi sehr starck herauß/ welches wohl nützlich seyn würde/ wo man es versuchet hätte.

II.

Von dem Baum Acomas.

DIeser Baum ist wohl eben so dick und hoch als der Baum Acajou, und wird nicht weniger von den Bauleuthen und Schreinern gelobet. Seine Blätter sind glatt und ziemlich lang. Er trägt eine Frucht in der Grösse einer Pflaumen/ welche/ wañ sie zeitig worden/ gelb und sehr schön anzusehen ist/ doch ist sie zu bitter/ daß man sie essen solte. Die Holtz-Tauben mästen sich zu gewisser Zeit deß Jahrs damit/ und alsdann hat ihr Fleisch eben solchen Geschmack/ als die Frucht die sie gegessen. Die Rinde ist rauch und Aschenfarbig; das Holtz schwer und leicht zu polieren/ und nach den Orthen da es wächset ist das inwendige roth oder gelblich/ und fast violbraun. Wann man die Rinde öffnet/ gehet ein Milch-Safft herauß/ welcher so hart wird als ein Gummi.

III.

Von dem Rosen-Holtz.

MAn muß bekennen/daß wo die Einwohner der Antillen sich daselbst beständig wolten niederlassen/ würden sie nicht allein die Sachen/so zu Unterhalt deß Lebens nöthig sind/ da findẽ/sondern auch alle ergetzliche und seltene Dinge/so wohl was die Nahrung und Kleidung betrifft/als was den Bau ihrer Häuser und die inwendige Zierde derselben anlanget. Aber die süsse Gedancken der Rückreise in ihr Vatterland/ wäche der meiste Theil bey sich beschlossen/macht daß sie alle seltene Vortheil/ so diese Inseln ihnen vorstellen/ nicht achten/ und die reiche Menge der köstlichen Sachen die daselbst hervor kommen/ ohne einigen Nutzen leichtsinnig vorbey gehen. Dann zu geschweigen jetzunder der gar geringen Mühe die sie anwenden den Zeug auß dem Baumwoll/so da wächset/zu machen/und daß sie bey sich allerhand Feder-und zahmes Vieh/ welches da überflüssig als an einem Orth der Welt gefunden wird/auffziehen/so könten sie ohne Zweiffel noch grossen Nutzen haben von dem unterschiedlichen köstlichen Holtz/und solches nicht allein zu dem Bau ihrer Häuser und bequemen Haußrath gebrauchen: sondern auch an die Europeer verhandelen; Wie dann nachfolgende Beschreibung etlicher raren Bäume/so so wol in diesem als folgenden Capitel/ diese unsere Meynung bekräfftigen wird.

Billich setzen wir daß Rosen-Holtz/ weil es nicht allein zu dem Zimmer / sondern auch Schreinerwerck bequem / vornen an. Dieser Baum hat eine solche Höhe/ die mit der Dicke wohl überein kommet. Sein Stamm ist gemeinlich so starck/ daß er eine von den schönsten Zierden in den Wäldern der Antillen ist. Er hat viel schöne Aeste/ mit weichen Blättern behangen/ welche auff der einen Seiten haaricht / und lang fast wie die Nußblätter seyn. Zur Regenzeit träget er weisse Blüth von gutem Geruch/ welche büschelweiß wächset/ und die natürliche Schönheit dieses Baums wunderlich vermehret. Auff diese Blüth folgen kleine schwartzliche und glatte Beerlein. Die Rinde deß Stamms ist hell-grau. Sein Holtz ist inwendig dunckelgelb oder haarfarbig/ und wann der Hobel drüber gangen und außpoliret worden/ siehet man viele Aederlein von unterschiedlicher Farbe daran / welche gleichsam wie Wellen sind / und dem Holtz einen Marmelschein und recht wunderlichen Glantz machen. Doch wird es wegen deß guten Geruchs den es von sich giebet/ wañ es gearbeitet und offt begriffen wird/ noch höher geschätzet/ und hat daher auch seinen Namen bekommen. Etliche sind der Meinung daß wegen dieses guten Geruchs/ welcher die Rosen in der Anmuthigkeit übertrifft/ man dieses Holtz Cypern-Holtz nennen solte/ wie es dann auch in etlichen Inseln der Antillen diesen Namen führet.

Die-

Dieser Baum wächset in allen Inseln/was die äusserliche Gestalt anlanget/auff einerley Art/ doch ist sein Holtz von unterschiedlichen Farben gesprengt/ nach dem Unterscheid deß Landes/darauff er gezogen worden.

IV.

Von dem Indianischen Holtz.

DJeser köstliche und wohlriechende Baum wird auff der Insel deß H. Kreutzes unnd vielen andern so hauffig gefunden / daß es fast gantze Wälder davon giebet. Er wird dem Rosen-Holtz gleich gehalten / aber er wächset viel dicker und höher/wann er auff einem guten Land stehet. Sein Stamm wurtzelt tieff und erhebet sich gerad. Seine Rinde ist dünn / sanfft und überall glatt/ seine Farbe ist hellgrau und silberfarbig/und an etlichen Orthen fast gelblich / daher man diesen Baum unter allen andern leicht kennet.

Er blühet deß Jahrs einmahl zur Regenzeit/und alsdann verneuret er ein Theil seiner Blätter. Sein Holtz ist sehr fest und zimlich schwer/deßwegen es sich wol poliren lässet/uñ etliche Wilden ihre Streit-Kolben davon machen. Nachdem man die Leibfarbe Schele / so unter der Rinden ist/abgenommen/siehet man das Holtz selbsten/ welches überauß hart und dunckelbraun ist / daher auch von den Liebhabern hoch geschätzet wird.

Der gute Geruch dieses Baums ist vornem-

lich in den Blättern. Sie sind gestaltet eben wie die Blätter deß Goyave-Baums / und wann sie in den Händen getragen und begriffen werden / machen sie denselbigen einen angenehmen Geruch / als die Lorbeerblätter. Den Speisen und Brühen geben sie einen solchen trefflichen Geschmack / daß man denselbigen viel eher vielen Gewürtzen als einem schlechten Blat zuschreiben solte. Man gebrauchet auch diese Blätter in den Bädern / welche die Medici verordnen zu Stärckung der verletzten Nerven / deßgleichen die Geschwulst zuvertreiben / welche an den Schenckeln der jenigen / so mit bösen Fiebern behafftet gewesen / verblieben.

V.

Von unterschiedlichem rothen Holtz / welches zum bauen dienlich / und von dem Eisen-Holtz.

OHne die Bäume Acajou, derer wir zu Anfang dieses Capitels erwehnet / hat es in diesen Inseln noch unterschiedliche schöne Bäume / welche ein rothes / festes und schweres Holtz haben / das den Würmen und der Faulung wiederstehet. Sie sind alle sehr bequem zum Bau der Häuser und schönen Schreinerwercken.

Sonderlich wird das Eisen-Holtz hoch geachtet / welches seinen Nahmen daher hat / weil es an der Feste / Gewicht und Härtigkeit alles

alles Holtz/ so wir biß her beschrieben/ übertrifft. Dieser Baum/ welcher unter die Höhesten und wohlgestaltesten in den Antillen zuzehlen/ ist mit vielen Aesten beladen. Solche tragen kleine spitze Blätter/ die an dem Stiel zertheilet sind. Er blůhet des Jahrs zwey mahl nemlich in dem Mertz- und Herbst Monath. Auff seine Bluth/ so vielfärbig ist/ folget eine kleine Frucht/ in der Grösse einer Kirschen/ welche wann sie Zeitig ist schwartz wird und den Vögeln sehr angenehm ist. Die Rinde deß Stamms ist braun. Das Holtz ist zimlich hoch roth/ wann es alleweil abgeschnitten worden; aber es verliehret seinen Glantz in der Lufft/ und schiest ab von der Farb. Das innerste deß Baums ist dunckelroth/ wie das Brasilien Holtz/ und so fest/ daß man starcke und scharffe Aexte haben mus/ wann man dasselbe fällen will. Weil aber das Holtz schön/ fest/ leicht zu polieren / und daurhaffter als das Cedern und Cypressen Holtz ist/ so verlohnet es reichlich durch diese guthe Eigenschafften alle Mühe/ so man daran gewandt/ ehe man es gebrauchen können.

Es ist noch ein anderer Baum/ dessen Holtz man auch Eisen Holtz nennet/ aber er ist mit dem vorigen nicht zuvergleichen. Er hat nur kleine Blätter/ und wann er blůhet/ ist er mit sehr vielen Bůschlein beladen/ welche sich über alle Aeste erheben/ gleich als ob es so viel Federbůsche wären/ und den Baum über die massen zieren. Er ist von schöner Höhe/ und

hat

hat hinder der Rinden eine gelbe oder weisse Schele/ nach dem der Orth ist/ da er wächset. Alles Holtz dieses Baums/ ohne das innerste/ welches gar klein sehr hart uñ fast schwartz ist/ wird leicht von dem Wurm durchfressen/ weßwegen man es auch nicht gern verarbeitet/ es seye dann daß man es auß Mangel eines andern thun müsse.

VI.

Von etlichen Bäumnen / derer Holtz zur Färberey gebraucht wird.

Unter den Bäumen / so in den Antillen wachsen/ gibt es etliche die zu dem Färben dienlich sind. Die vornehmsten und bekandtesten derselben sind das Brasilien-Holtz / das gelbe Holtz / das grüne Ebenholtz / und der Baum Roucou.

Bas Brasilien-Holtz wird also genennet/ weil das erste so man in Europa gesehen / auß der Landschafft Brasilia hergebracht worden/ allwo es in weit grösserer Menge/ als an einigem andern Orth Americæ, wächset. Dieser Baum ist rar in den Antillen/ und wird nur in denen Inseln gefunden/ welche mit harten und dürren Felsen am meisten erfüllet. Sein Stam̃ ist nicht starck wie anderer Bäume Stamm; sondern krumm / uneben und voller Knorren. Wann er in der Blüth ist / gibt er einen angeneh-

nehmen Geruch von sich / welcher das Hirn stärcket. Sein Holtz wird von den Drehern gesucht / doch bestehet der vornehmste Gebrauch desselben in dem Färben.

Es ist die Insel deß H. Creutzes berühmt unter allen andern / wegen der Menge rarer uñ trefflicher Bäume. Absonderlich wird viel gehalten von einem / der sehr hoch sich erhebet / und dessen Holtz / welches gantz gelb / zur Färberey dienlich ist. Als die Engelländer diese Insel innen hatten / schickten sie viele derselben in ihr Land. Man nennet es gelbes Holtz / wegen der Farb / oder auch Fustock, wie wir in Beschreibung der Insel Tabago, in welcher dieser Baum gar gemein ist / gedacht haben.

Das grüne Eben-Holtz brauchet man gewöhnlich zu vielen trefflichen Schreinerwercken / weil es gar leicht die Farbe und dē Glantz deß rechten Eben-Holtzes an sich nimet / doch wird es am meisten zur Färberey gebrauchet / in deme es schön Graßgrün färbet. Der Baum so dieses Holtz trägt / ist sehr dicht / weil seine Wurtzel viel Nebenschößlein von sich stösset / welche verhindern daß er nicht so hoch und dick auffwächset / als geschehen würde / wann der Stamm allein die Krafft an sich zöge. Seine Blätter sind glatt und schön grün. Unter der Rinden hat es eine weisse Spind / ohngefehr zwey Daumen dick / das übrige Holtz biß an den Kern ist so dunckelgrün / daß es fast schwartz scheinet; wann man es aber po-

polieret/ wird man etlicher gelber Adern gewahr/ die ihm eine gesprengte Farbe machen.

VII.

Von dem Baum Roucou.

DAs ist eben der Baum den die Brasilianer Urucu nennen: Er wächset nicht höher als ein kleiner Pomerantzen-Baum. Seine Blätter/ welche an einem End spitzig/ sind wie ein Hertz gestaltet. Die Blüt ist weiß mit Leibfarb vermischet; hat fünff Blätter in Gestalt eines Sterns/ und ist so breit als eine Rose. Sie wächset büschelweiß/ an den Enden der Aesten. Auff diese Blüte folgen kleine Hülsen/ die etliche Beerlein in der grösse einer kleinen Erbsen in sich schliessen/ welche wann sie zeitig worden/ mit einer recht hoch-roth und hell-gläntzenden Farbe/ als man immermehr sehen mag/ bedecket sind. Diese reiche Farbe so in der Hülsen eingeschlossen/ ist so weich uñ glebericht/ daß sie an den Fingern behangen bleibet/ so bald man sie nur anrühret.

Wann man diese köstliche Farbe haben wil/ schüttet man die Beerlein an denen sie hanget/ in ein irrdenes Gefäß/ und schüttet laulicht Wasser darüber/ in welchem man sie wäschet biß die Farbe davon abgangen. Und wann man hernach dieses Wasser still stehen lassen/ trucknet man die Drüsen oder dicke Hefen/ die unten am Boden liegt/ in dem Schatten/ und machet Täfelein darauß/ oder kleine Kü-

Kügelein/ welche von den Mahlern und Färbern hoch gehalten werden / wo sie lauter und unverfälschet sind/und auff diese Weise / wie wir jetzo gedacht / gemacht worden. Das Holtz dieses Baums zerbricht leichtlich ; es läst sich sehr wohl mit demselben feuren/und so es gantz außgelöschet / und man zwey Stück ein wenig widereinander reibet / springen Füncklein / als auß einem Feuerstein herauß/ welche die Baumwolle/oder andern Zeug / so Feuer fangt/ und dabey geleget wird / anzuzünden pflegen. Auß der Rinden machet man starcke Seile. Die Wurtzel gibt den Speisen einen guten Geschmack/und wann man sie in die Brühen thut/macht sie solchen eine Farbe und Geruch wie der Saffran hat.

Die Caraiber haben dieser Gattung Bäume in allen ihren Gärten / welcher sie wohl pflegen/ und hoch schätzen/wegen der schönen Röthe die sie von denselben bekommen / und sich den Leib damit anstreichen. Sie gebrauchen auch diese Farbe ihre schönste kleine Haußgeschirre damit zubemahlen/und denselben einen Glantz zu machen.

Man könte auch unter die Zahl der Bäume so zu der Färberey dienlich / die meiste der jenigen setzen/auß denen ein Gummi fliesset ; dann die jenige so Belieben getragen solches zuversuchen/haben gemercket / daß wann sie unter die Farbe gemischet werden/sie die dunckelsten Farben mit einem sonderlichen Glantz und sehr schönen schein/den sie denselben geben/erhebẽ.

Das 8. Capitel.

Von den Bäumen welche in der Artzney dienlich; Deßgleichen von etlichen andern / davon die Einwohner der Antillen grossen Nutzen haben.

Nachdem der höchste GOTT einen jeden Volck die Grentze ihrer Wohnung gesetzet / hat er ein jedwedes Land mit nothwendigen Mitteln versehen / auff daß die Leute so sich daselbst auffhielten / auch ihren bequemen Unterhalt da finden möchten; Und damit er ihren Augen die unendliche Schätze seiner allerhöchsten Weißheit uñ Göttlichen Vorsehung darstellete / hat er der Erden die Krafft gegeben / nicht allein alle Lebensmittel / die zu der Nahrung nöthig / hervor zu bringen; sondern auch unterschiedliche Artzneyen / deren sie sich wider die Kranckheiten / mit welchen sie möchten überfallen werden / bedienen und vor denselben verwahren könten; Deßgleichen viel andere herrliche Mittel / solcher zu Erlangung voriger Gesundheit / wañ sie allbereit in Schwachheit gerathen / sich zugebrauchen. Wir wollen jetzunder võ andern Orten der Welt nichts sagen / die Antillen sind mit diesen trefflichen Gaben in grosser Maaße überschüttet: Dann sie versehen ihre Einwohner nicht nur schlechter dings mit unterschiedlichen angenehmen Früchtẽ / Wurtzeln / Kräutern / Hülsengemüß / aller-

allerley Gevögel und Wildprett/Fischen und andern anmuthigen Speisen; sondern sie versorgẽ sie auch mit einer grossen Anzahl bewehrter Artzneyen / mit welchen sie sich von ihren Kranckheiten abhelffen können. Welches der verständige Leser leicht sehen wird in folgender Historischen Beschreibung der natürlichen Dinge/sonderlich in diesem Capitel / darinn wir die Bäume/welche einen grossen Nutzen in der Artzney haben/beschreiben wollen.

I.
Von den Cassien-Baum.

DIeser Baum wächset in der Grösse und fast gleicher gestalt wie der Pfirsingbaum/ seine Blätter sind länglicht und schmal: Zur Zeit der Dürre fallen sie deß Jahrs einmal ab/ und wann die Regenzeit wieder kommet / stösset er neue hervor. Vorher gehen viele schöne büschlein gelber blüthe/auff welche lange Röhren oder Hülsen folgen/ ohngefehr eines Daumens dick/und sind zuweilen anderthalb oder zwey Schuh lang. Inwendig haben sie in unterschiedenen Gefachen das jenige Marck/ welches in den Apothecken so bekant ist / und Cassia genennet wird. Den Baum heissen die Europeer Cassien-Baum / und die Caraiber MaliMali. So lange die Frucht dicker und länger wird/ist sie allezeit grün/wañ sie aber ihre Grösse erreichet und zeitiget/wird sie braun oder violfarbig / und bleibet also an den Aesten behangen.

Wann

Wann diese Frucht zeitig und drucken ist/ und die Bäume so solche tragen von starcken Winden beweget werden/ höret man sehr weit das Geklapper/ welches von diesen harten und langen Hülsen entstehet/ wann sie aneinander schlagen. Dieses schröcket die Vögel/ daß sie sich fürchten herbey zufliegen; und die Menschen/ so die Ursach dieses unordentlichen Getöß nicht wissen/ wann sie nicht selbsten die Bäume sich bewegen sehen / und wie sie ihre Aeste und Früchte zusammen stossen / bilden sich ein /: daß sie nicht weit von dem Ufer deß Meers seyen/ dessen Bewegung sie vermeinen zu hören; oder dürffen wol auff die Gedancken gerathen/ es seye das Gerassel der Waffen vieler Soldaten/ so auffeinander treffen.

Dieses Getöß ist das Merckzeichen aller derjenigen/ so den Busen oder bie Enge bey S Domingo besuchen/ wo man gantze Ebene unnd sehr weite Begriff siehet/ die mit keinen andern als diesen Bäumen bedecket sind. Von diesem Orth hat man auch dem Ansehen nach den Saamen der jenigen Bäume/ die in den Antillen wachsen/ hergebracht. Sonsten sind die Cassien-Röhre die man auß America bringet/ völler und gewichtiger / als die von Morgen kommen/ das Marck aber das inwendig ist/ hat einerley Krafft und Würckung.

Wann die Cassien-Blüthe mit Zucker eingemachet wird / so pfleget sie nicht allein den Bauch/ sondern auch die Blase gelind zu reinigen. Die Cassien-Hülsen haben auch eben

diese Eigenschafft/wo sie frisch und grün eingemacht werden. Doch wann man das Marck auß der zeitigen Frucht herauß nimmet / verrichtet solches viel eher und besser seine Würckung. Es befinden sich viele Einwohner dieser Länder sehr wohl dabey/ wann sie dessen alle Monath einmahl kurtz vor der Mahlzeit gebrauchen; und habē erfahren/daß dieses sanffte Mittel sie bey guter Leibes-beschaffenheit wunderlich erhält.

II.

Von den Artzney-Nüssen.

DIe Artzney-Nüsse/welche so gemein in allen diesen Inseln sind / wachsen auff kleinen Bäumen/mit welchen man gemeinlich die Gärten und Wohnungen unterscheidet. Wañ man dieselbige in dem Wachsen nicht verhindert/werden sie so hoch als ein gemeiner Feigenbaum/ dessen Gestalt sie auch haben. Sein Holtz ist sehr zart und marckigt/er bringet viele Aeste/welche durcheinander umb den Stam̃ herumb kriechen. Diese Aeste sind mit ziemlich langen/grünen und weichlichen Blättern behangen/ so unten rund sind und in drey Spitzen außgehen.

Auß dem Holtz und Blättern dieses Baums triefft ein MilchSafft/ welcher Flecken in das leinene Zeng machet: es ist auch nicht rathsam zur Regen-zeit darunter zu stehen / weil die Wasser-Tropffen die von den Blättern

fal-

fallen / eben wie der Safft zu flecken pflegen. Er trägt eine gelbe Blüth von fünff Blättern / welche / wann sie auffgangen / wie ein Stern gestaltet sind. Wann die Blüth abgefallen / folgen etliche kleine Nüsse darauff / die von anfang grün sind / hernach gelb werden / endlich schwartz / und sich ein wenig öffnen wann sie zeitig sind. Jede Nuß hat drey oder vier Kern in eben so vielen unterschiedenen Gefächlein in sich / welche eine schwärtzliche Schele haben in der Grösse und Gestalt einer Bohnen. Wann die Schele weg gethan ist / siehet man die weisse Kern / so öhligter substantz und mit einem zarten Häutlein umwickelt und halb getheilet sind. Diese Kerne haben einen angenehmen Geschmack / fast wie die Hasel-Nüsse: Jedoch wo man solche isset / und das kleine Häutlein / so die Kerne umwickelt und in der Mitten von einander theilet / nicht davon thut / schwächet es den Magen überauß sehr / und treibet die Natur oben und unten. Damit diese Stärcke gebrochen und man dieselbe füglicher gebräuchen könne / löset man dieses Häutlein ab / und leget sie ein klein wenig auff die Kohlen / hernach zerstösset man sie / und nimmet vier oder fünff / und mischet sie unter ein wenig Wein / dardurch sie dann gelindert und besser können genossen werden.

Wann man die zweige dieses Baums abschneidet / und in die Erde setzt / wurtzeln sie gar leicht. Die Portugiesen machen ein Oehl auß den Kernen / welches in der Haußhaltung dien-

dienlich/ und auch wohl einigen Nutzen in der Artzney haben mag.

III.

Von dem Zimmet-Holtz.

DEr Baum/ der diese Arth Zimmet trägt/ welche so gemein in allen den Inseln ist/ kan wohl unter die jenigen gezehlet werden so zur Artzney dienen/ weil seine wohlgeschmackte Rinde von allen denen so mit kalten Kranckheiten beladen/ gebrauchet wird/ und den Magen von dem zähen Schleim/ der darinnen sich angehengt/ befreyet. Der guthe Geruch und die immer wehrende Grüne dieses schönen Baums haben etliche dahin gebracht/ daß sie davor gehalten/ es seye eine Arth deß Lorbeer-Baums; aber er wächset weit höher / sein Stamm ist auch viel dicker/ seine Aeste breiten sich mehr aus/ und seine Blätter/ welche nicht so gahr lang/ sind viel sanffter/ und haben eine hellgrünere Farbe. Seine Rinde/ die unter einer aschenfarben Schalen verborgen/ ist viel dicker und weisser/ als der Zimmet so von den Morgen-Ländern kommet; sie beisset mehr auff der Zungen und schmecket schärffer/ wann sie aber in der Lufft getrucknet ist/ giebet sie den Speisen einen sehr annuthigen Geschmack. Ohne diese köstliche Bäume/ deren wir jetzo gedacht/ werden die Inseln Tabago, Barbada uñ deß H. Kreutzes sehr gerühmet vor allen andern / daß sie noch unterschiedlich Holtz ha-

ben/ dessen Gebrauch in der Artzney beruffen ist. Dann man findet daselbst Santel/ Guajac, oder Frantzosen / und Sassafras Holtz/ welche/ weil sie genug bekand sind / nicht nöthig ist hie zu beschreiben.

IV.
Von dem Baumwollen-Baum.

Es gibt noch viele andere Bäume/ die in allen Antillen sehr gemein sind/ und von denen die Einwohner grossen Nutzen haben können. Der Baumwoll-baum/ welchen die Wilden Manoulou-Akecha nennen/ stehet unter denselben/ als der nützlichste billich oben an. Er wächset so hoch als ein Pfirsingbaum/ hat eine braune Rinde/ und kleine Blätter / die in drey Theil getheilet sind. Seine Blüth ist so groß als eine Rose / welche unten von dreyen kleinen/ grünen und stechenden Blättern / die sie einschliessen/ gehalten wird. Diese Blüt hat fünff Blätter/ welche Goldgelb sind / und zu unterst kleine purpurfarbe Strichlein habē/ in der Mitten stehet ein gelber Knopff/ der mit kleinen Zäserlein von gleicher Farbe umbgeben. Auff die Blüth folget eine länglichrunde Frucht/ welche so groß als eine kleine Nuß mit ihrer Schalen ist. Wann sie zeitig worden/ ist sie von aussen gantz schwartz / und kan man an dreyen Orthen die weisse Wolle sehen/ die unter diesem rauhen Uberzug verborgen liegt.

liegt. In jeder Frucht finden sich sieben kleine Böhnlein/welche der Saame deß Baumes sind.

Es ist noch eine andere Arth deß Baumwollenbaums/welche auff der Erden kriechet/wie eine Rebe so keinen Pfal hat; und diese bringet das beste Baumwoll/ von welchem auch am meisten gehalten wird. Man machet auß allen beyden Leinwad/und unterschiedlichen geringen Zeug/die in der Haußhaltung gar wol gebrauchet werden.

V.

Von dem Seiffen-Baum.

ES gibt zweyerley Arth Bäume/deren sich die Einwohner der Inseln an statt der Seiffen gebrauchen; der eine hat diese Eigenschaft in seiner Frucht / welche wie die Trauben wächset/rund/gelblich/und so groß wie eine kleine Pflaume ist; hat auch einen schwartzen und harten Kern/der sich polieren lässet. Man nennet die Frucht gemeinlich Seiffen-Aepffel. Der andere aber hat diese Würckung in seiner Wurtzel/welche weiß und weichlich ist. Alle beyde machen das Wasser weiß und schaumicht/eben wie die Seiffe; Wann man aber der ersten Gattung zu offt gebrauchet/verdirbet man das leinen Geräth darmit. Diese Bäume werden daher Seiffenbäume genennet/ weil sie die Eigenschafft haben/ die Tücher/ gleich wie die Seiffe/ weiß zu machen.

VI.

Von dem Paretuve-Baum.

DJeser Baum wächset gerne an den sümpfichten Orten und Ufer deß Meers. Er hat grüne / dicke und zimlich lange Blätter. Seine Aeste/so sich gegen die Erde biegen/haben solche kaum berühret / daß sie nicht alsobald wurtzeln und einen andern Baum hervor stossen/welcher gemeiniglich seinen Stamm und seine Aeste so nah ineinander verwickelt/ und so viel wieder gebogene Aeste hat/ die sich umb alles/was sie ergreiffen/flechten/also daß diese Bäume in kurtzer Zeit alles gute Land/ das sie nur finden/ einnehmen / welches daher auch so übel wiederumb zu bauen ist/ daß man keinen Nutzen davon zugewarten hat. Unter diesen Bäumen haben die Wilde Schweine und anderes Wild ihre Lager. An etlichen Orten dienen sie auch den Einwohnern der Inseln an statt der Wälle / welche versichert sind / daß sie niemand von dieser Seiten her angreiffen werde. Sie sind auch darzu nützlich/ daß man mit der Rinde das Leder gerbet/ dann es gibt in diesen Inseln keine Eichbäume.

VII.

Von dem Calebassien-Baum.

ES muß auch der Calebassien-Baum hier nicht vergessen werden / als auß welchem

148

der gröste Theil deß geringern Haußraths in der Haußhaltung der Indier und frembden Einwohner/die sich in diesen Inseln niedergelassen/gemachet wird. Es ist ein Baum/welcher in der Höhe/ dicke und Gestalt eines grossen Apffel-Baums wächset. Seine Aeste sind gemeinlich sehr dicht. Sein Blätter/welche länglicht schmal und an dem Ende rund seyn/hangen büschelweiß an den Aesten / und etlichen Orthen deß Stamms. Er träget fast alle Monathen deß Jahrs Blüth und Früchte. Die Blüth ist grau mit einer grüne vermischet/ und mit schwartzen / auch zuweilen violfarben Flecklein besprenget. Auff diese folgen sonderliche Aepffel/ unter denen man schwerlich zween finden wird/die gleicher Grösse und Gestalt sind. Und gleich wie ein Häfner die Geschicklichkeit seiner Hand lässet sehen / in dem er auff einem Rath und auß einem Klumpen Erden Geschirre machet/ welche unterschiedliche Gestalt/weite und Grösse haben: also zeiget auch die Natur hier ihre wunderbare Kunst/ in deme sie von einem einigen Baum Früchte von ungleicher Gestalt und Grösse bringet/ob solche schon alle an einem Ast hangen/und auß einem wesen bestehen.

Diese Früchte haben dieses mit einander gemein/ daß sie alle eine harte/ hültzerne Schale haben/von solcher dicke und Feste / daß man sich solcher gebrauchen kan an statt der Flaschen/Becken/Kelchen/ Schüsseln / und anderer gemeinen Geschirr / deren man in der

Haußhaltung bedarff. Diese Schalen sind mit einer sonderlichen substantz angefüllet/ welche wann sie recht Zeitig ist / violfärbig wird/ da sie zuvor weis gewesen. In dieser substantz werden auch etliche kleine / platte und harte Kern gefunden / die deß Baumes Samen sind. Die Jäger der Inseln gebrauchen sich dieser Frucht den durst im Nothfall damit zu leschen/ und sagen daß sie als ein gesottener Wein schmecke: aber daß sie dabey den Leib etwas zuviel verstopffe.

Die Indier polieren die Schale/ und bemahlen sie so artig mit Roucou, Indig und anderen schönen Farben / daß die vornembste Leuthe ohne Eckel auß den darauß gemachten Geschirren mit Lusten zu essen und trincken pflegen. Es giebet auch Liebhaber / welche diese Geschirr vor würdig halten/ ihnen einen platz unter den raren Sachen ihrer Kunst-Kammern einzuräumen.

VIII.

Von dem Baum Mahot.

Es sind zweyerley Arth Bäume die man Mahot nennet / nehmlich der zahme Mahot, und der Kraut-Mahot. Der erste wird am meisten geachtet/ weil er stärcker ist. Er wird nicht sonderlich groß/ doch hat er viele Aeste/ die sich gegen die Erde neigen. Die Rinde ist sehr dick/ und läst sich leicht von dem Baum ablösen. Man macht lange Schnüre darauß/ und gebrauchet sie zu vielen dingen / weil sie

stärcker alß die hänffene sind. Auff das Holtz pfleget man gemeinlich den Taback zu rollen/ welches auch zu vielen Sachen in der Haußhaltung dienlich ist. Was den Kraut-Mahot belanget/ wird solcher in Mangel deß vorigen gebrauchet; aber er faulet leicht/ und mag dem andern in der Stärcke nicht verglichen werden.

Letzlichen hat es in diesen Inseln noch unterschiedliche andere Bäume/ die in Europa nicht gesehen werden/ deren etliche nur das Gesicht belustigen/ als da sind der Baum Mappou genant / und vielerley Arthen der stachlichten Bäume: etliche erquicken den Geruch: etliche haben gifftige Eigenschafften in sich / als der Milchsafftige Baum; der jenige Baum/ desen Wurtzel/ wan sie zerrieben und in die Flüsse geworffen wird/ die Fische toll machet; der Mancelin-Baum/ den wir an seinem Orth beschreiben wollen / und noch eine Menge anderer/ welche alle ein weises und weiches Holtz haben/ das zu nichts dienet/ und von den Europeern noch keine Nahmen bekommen.

Das 9. Capitel.

Von dẽ Bäumlein und Staudẽ der Inseln / welche Früchte tragen und Wurtzeln von sich stossen / die den Einwohnern zur Nahrung dienen / oder zu anderen Gebrauch nützlich sind.

ALs GOtt der HErr ein sonderlichs Element auß der Erden gemacht / hat er solche in unterschiedene Gegenden getheilet / deren jedweder er etliche Vortheil und Bequemlichkeiten gegeben / die an andern Orthen nicht zu finden / damit man auß dieser angenehmen und vielfältigen Veränderung seine höchste Vorsichtigkeit desto klärlicher erkennen / und sich über solche verwundern möchte. Doch muß man bekennen / daß in der Außtheilung / welche diese Göttliche Weißheit mit ihren Güthern gemacht / die Antillen Inseln sehr reichlich begabet worden: Dann wann wir die Augen etwas genau wenden auff die Gewächse / davon wir handlen / so sehen wir daß nicht allein die grosse Bäume / die in dem vorhergehenden Capitel beschrieben / zur Wohnung / Nahrung / Kleidung / Erhaltung der Gesundheit und vielen andern Bequemligkeiten der Menschen so daselbst wohnen / dienlich sind; sondern auch viele Bäumlein und Stauden da wachsen / derer Wurtzeln und Früchte

zu gleichem Gebrauch nützlich / wie der Leser auß diesem Capitel vernehmen wird.

I.

Von dem Manyoc.

DJe Einwohner der Jnseln gebrauchen an statt deß Getreyds die Wurtzel eines Bäumleins/welches Manyoc heisset/und von den Topinambanern Manyoc, von andern aber Mandioque genennet wird/ auß welcher man ein wohlgeschmacktes Brod machet/das den Namen Cassave hat. Diese Wurtzel wächset so häuffig und vermehret sich so sehr/daß ein einiger Morgen Lands / der damit bepflantzet worden/ mehr Leute ernehren kan / als sechs andere/welche mit dem besten Getreyd beseet sind. Sie trägt ein krummes Holtz von fünff oder sechs Schuh hoch / das voller Knorren und leicht zu zerbrechen ist. Seine Blätter sind schmal und langlicht. Zu End deß neundten Monats wird die Wurtzel zeitig. Man sagt daß sie in Brasilia, innerhalb drey oder vier Monath/so dick als ein Schenckel eines Mannes wachse. Wann die Erde nicht zu feucht ist/ hält sich die Wurtzel drey Jahr lang / und verdirbet nicht; daß man also keines Bodens von nöthen hat solche darauff zu verwahren/ sondern nimmet dieselbe auß der Erden in solcher Menge/ als man bedarff.

Wann man diese Wurtzel ziehen wil / muß man von dem Holtz nehmen / und solches in

Stäbe schneiden / ohngefehr eines Schuhes lang; hernach mit einer Hacken eine Grube in die Erde machen / und drey von diesen Stäben in dreyeckigter Gestalt in die Erde so man herauß genommen / und ein klein Hügelein damit gemacht / hinein legen. Diese Arbeit nennet man nach der Gruben pflantzen.

Es ist auch noch eine andere Weise das Manyoc zu pflantzen / welche das auffrechte pflantzen genennet wird / und viel leichter und hurtiger zugehet / aber das Manyoc, so davon wächset / ist nicht so schön / wird auch nicht so hoch gehalten. Die Arbeit bestehet darinn / daß man ein Loch mit etwas spitziges in die Erde steche / und das Manyoc Holtz gantz gerad in dasselbe hinein stelle. Doch muß man acht haben im pflantzen / daß man die Knorren nicht zu unterst stecke / dann sonsten würden die Stäbe nicht wurtzeln. Die Indier bauen es auff keine andere Weise / damit sie es aber bey zeit haben / nehmen sie den Lauff deß Monds in acht / und daß die Erde ein wenig befeuchtet seye.

Es gibt unterschiedliche Arth dieser Bäumlein / welche nur in der Farbe der Rinde deß Holtzes und der Wurtzel voneinander unterschieden werden. Die jenige so eine graue / oder weisse / oder grüne Rinde haben / geben ein wol geschmacktes Brod / und wachsen in kurtzer Zeit; aber die Wurtzeln / die sie bringen / lassen sich nicht so lange halten / und mehren sich auch nicht so sehr / als die / welche von dem ro-

then

then und violbraunen Manyoc kommen / welches das gemeineste / wertheste und nůtzlichste in der Haußhaltung ist.

Der Safft dieser Wurtzel ist kalter Natur/ gleich wie der Schůrling-Safft/und ein solch starckes Gifft/daß als die arme Indier auf den grossen Inseln mit Feuer und Schwerd von den Spaniern verfolget worden/indeme sie einem grausamern Todt entgehen wollen / sich dieses Giffts bedienet / damit sie sich selbsten umb das Leben brächten.

Man siehet noch heut zu Tag in der Insel S. Domingo einen Orth / welchen man die Hőle der Indier nennet / wo man die Gebeine mehr als von vier hundert Menschen findet / die sich mit diesem Gifft hingerichtet/auff daß sie nicht in die Hånde der Spanier gerathen mőchten. Gleichwol wann dieser gifftige Safft innerhalb vier und zwantzig Stunden vor allerley Vieh auß der Wurtzel herauß gezogen worden / verliehret er seine gifftige und gefährliche Eigenschafft.

II.

Von dem Wunder-Baum.

MAn findet in den Antillen eine Menge derjenigen Båumlein oder Stauden/welche in Lateinischer Sprach Palma Christi oder Ricinus, und zu Teutsch Wunderbaum genennet werden. Und wachsen an etlichen Orthen so hoch und dick / daß man meynen solte / es

seye eine andere Arth von denen die man in Europa siehet. Die Mohren samlen die Beerlein auff/ und drucken das Oel darauß / mit welchem sie ihre Haar reiben/ und vor dem Ungezieffer verwahren. Die Eigenschafften welche Galenus und Dioscorides demselben geben / kommen sehr wohl mit dem Gebrauch dieser Barbaren überein. Die Blätter dieses Bäumleins sind auch sehr berühmt wegen Heilung der Geschwäre / dann sie haben eine an sich ziehende Krafft.

III.

Von dem Banane- und Feygen-Baum.

ES wachsen auff allen diesen Inseln zweyerley Arth Bäumlein / oder vielmehr grosse Rohr/ die inwendig schwammicht sind / und sehr gern in fettem Grund nah an den Bächē/ oder in den Thälern/ die vor den Winden versichert seyn / hervor kommen. Man nennet sie gemeinlich Banane- oder Ahorn und Feygen bäume/ oder auch wol Paradiß-Aepffelbäume. Diese beyderley Arth Bäumlein habē dieses miteinander gemein/ 1. daß sie von gleicher Höhe sind / nemlich 12. oder 15. Schuh hoch über der Erden. 2. daß ihre Stämme/ welche grün/ gläntzend / schwammicht uñ voll von Wasser sind/ auß einer grossen Zwiebel in Gestalt einer Birne wachsen / welche mit vielen kleinen Wurtzeln versehen / so die Zwiebel

fest

156

fest in der Erden behangen machen. 3. daß sie nahe bey dem Stamm Nebenschößlein hervor stossen/welche zu End deß Jahrs Frucht tragen. 4. daß/wañ man einen Stamm abschneidet/umb die Frucht zu haben/der so unter dem noch stehenden am meisten fortgeschossen/ an deß abgeschnittenen statt tritt / und also das Bäumlein immer bleibet/ und sich dergestalt mehret/ daß es mit der Zeit alles gute Land/ das es antrifft/einnimmet. 5. daß die Substantz beyder Bäume weichlich ist / und zu Wasser wird/welches/ob es wol überauß hell und klar ist/doch diese Eigenschafft hat/ daß es das leinene und weisse Zeug braun färbet. 6. daß ihre Früchte oben an jedem Stamm hangen/ in Gestalt grosser Trauben oder büschelweiß. 7. und daß ihre Blätter/welche ohngefehr fünff Viertheil einer Ehlen lang/ und achtzehen Zoll breit sind/ an statt der Tisch- und Teller-Tücher können gebrauchet werdẽ/ und wo sie dürre sind/ vor Polster und Bette dienen/daß man sanfft darauff ruhe.

Diese beyde Bäumlein sind einander noch darinn gleich/daß/wann man die Frucht/wo sie zeitig ist/an welchem Ort man auch wolle/ anschneidet/ die inwendige Substantz / die so weiß als der Schnee ist/ allezeit in der Mitten die Gestalt eines Kreutzes zeige; welches man sonderlich siehet/wann sie in zarte Scheiblein geschnitten wird. Daher halten es die Spanier vor eine grosse Sünde / wann man die Frucht mit einem Messer zerschneidet/und är-

gern sich sehr/wann sie sehen daß sie anderst als mit den Zähnen zerstücket wird.

Der Banane-Baum aber hat dieses an sich eigen: 1. Ist seine Frucht zwölff oder dreyzehen Zoll lang/ein wenig gegen das End gekrümmet/und fast so dick als ein Arm; da hergegen die Frucht deß Feigenbaums die Helffte kleiner ist/ und bey sechs Zoll lang. 2. Der Banane-Baum trägt an einem Busch auff das höchste über fünff und zwantzig oder dreyßig Bananen nicht/welche auch nicht hart ineinander stehen; Der Feygenbaum aber hat zuweilen biß auff hundert und mehr Feygen/die so hart und dicht beysammen stehen / daß man zu thun hat dieselbe voneinander zu bringen. 3. Die Bananen haben eine harte und feste Substantz/welche sich in der Aschen oder in einem Hafen bey der Speise wol kochen / oder auch einmachen/und in dem Ofen oder an der Sonnen dürren lässet / damit sie destobesser könne auffgehalten werden; aber die Feige / weil sie weichlich ist/läst sich nicht also gebrauchen.

Wann man diese Früchte einsamlen wil/ schneidet man die Bäume unten ab / dann sie tragen doch nur einmahl so lang sie stehen/und hält den Büschel Früchte mit einer Gabel/damit er im fallen sich nicht zerstosse und zuschanden gehe. Doch leget man nicht gern die Heepe an/man sehe dann/daß an jedem Busch etliche Früchte seyen/ die eine gelbe Schele haben; dann daran mercket man daß sie zeitig sind: Wann sie hernach nach Hauß gebracht wor-

worden/ so zeitigen die jenige so noch grün gewesen allgemach/und hat man alle Tage eine neue Frucht.

An einem Busch Früchte/der von den Frantzosen Regime genennet wird / hat gemeinlich ein Mann zu tragen; ja bißweilen gibt es einen so schweren Busch/ daß zween Männer denselben an eine Stange hängen / und auff den Schultern forttragen müssen / gleich wie die Kundschaffer den grossen Weintrauben auß dem Land Canaan gebracht. Etliche/nach deme sie die Frucht so herrlich und delicat befunden/haben sich eingebildet/ daß es eben die jenige seye/von welcher Gott dem Adam und der Even im Paradiß gebotten / daß sie nicht davon essen solten. Wie sie dann auch solche Adams-Feygen oder Paradiß-Aepffel nennen. Weil ein Blat dieses Baums so groß ist/wie oben gedacht worden/hätte ohne zweifel die Blöße unserer ersten Eltern auffs wenigste wol damit können bedecket werden.

Was die Gestalt deß Kreutzes belangt / so die Frucht inwendig zeiget / wann sie auffgeschnitten wird/ kan solches Anlaß zu tieffsinnigen Betrachtungen den jenigen geben/die sich belustigen die Geheimnüsse der Natur geistlicher weise zu deuten.

Etliche sagen daß man die Gestalt deß Kreutzes auch an dem Saamen der Weinrauten sehe. An dem Stengel der kleinen Entzian oder Kreutzwurtz stehen die Blätter auch kreutzweiß; und man muß bekennen / daß die Natur

offt

offt in den Gewächsen spielet / und an den Kräutern und Blumen unterschiedliche Gestalten vor Augen stellet. Also gibt es Kräuter die den Haaren/andere die den Augen/den Ohren/der Nasen / dem Hertzen/der Zunge/ den Händen/ und andern Gliedern deß Leibs gleichen; Wiederumb andere/ die da scheinen als Adler/ Bienen/Schlangen/Katzenpfotē/ Hahnen-Kämme/Bären-Ohren/Hirsch-Geweyhe/ Pfeile und dergleichen gestaltet zu seyn; Daher sie auch der Gleichheit wegen mit diesen Namen zuweilen genennet werden. Aber es ist nicht nöthig / daß wir alle dieselbe hie erzehlen / weil alle Kräuterbücher davon voll sind.

IV.

Von dem Corallen-Holtz.

ES ist in vielen Inseln noch ein Bäumlein/ welches Beerlein so roth als Corallen träget. Sie wachsen Büschelweiß zu äusserst an den Aesten/ die deßwegen schön gezieret uñ lieblich anzusehen sind. Aber diese Beerlein haben an dem einen End ein schwartzes Tüpfflein/so sie verschändet/und/nach etlicher Meinung/ihren Werth verringert. Andere hergegen sagen/ daß diese Vermischung der Farben solche umb so viel angenehmer mache. Man gebrauchet sie die Armbänder davon zu machen.

V. Von

V.

Von dem Jasmin und Liecht-Holtz.

DIe Bäumlein / welche Jasmin und Licht-Holtz genennet werden / gehören auch unter die jenige / so vor andern in diesen Inseln berühmt. Dann das erste trägt eine kleine weisse Blüth / die den gantzen Begriff da sie stehet / mit ihrem guten Geruch erfüllet / weßwegen sie auch den Namen bekommen. Das andere belangend / gibt solches auch einen angenehmen und lieblichen Geruch von sich / wañ man das gedörrte Holtz desselben brennet; ja es fängt so leicht Feuer / und hält eine so helle Flamm / wegen eines sonderlich wohlriechenden Gummi so darinn steckt / daß es daher billich von den Einwohnern zu Unterhaltung ihrer Feuer gebrauchet wird / und denselben bey Nachtzeit an statt der Liechter und Fackeln dienet.

Das 10. Capitel.

Von den Pflantzen / Kräutern und Wurtzeln der Erde in den Antillen.

NAchdem wir in den vorhergehenden Capiteln die grosse und kleine Bäume / mit welchen das Land in den Antillen reichlich bedecket / besehen haben; als müssen wir jetzund betrach-

betrachten die unterschiedliche rare Pflantzen/ Kräuter und Wurtzeln / mit denen die Inseln auch sehr häuffig versehen sind.

I.
Von den dreyerley Arthen Pyman.

DJe Pflantze / welche die Frantzosen Pyman oder Amerikanischen Pfeffer heissen/ ist eben die jenige/ so von den rechten Einwohnern deß Landes Axi oder Carive geneñet wird. Sie wächst dicht/gleich wie ein kleiner Busch ohne Dornen. Der Stengel ist Aschenfarbig/ und hat etliche kleine Zweigelein / an welchen viele länglichte/gekerbte und graßgrüne Blätter hangen. Es gibt dreyerley Arthen dieses Gewächses/die einander gleich sind/ohne die Gestalt der Schelen / oder Frücht so sie tragen/ dadurch sie voneinander unterschieden werden.

Die erste trägt nur ein kleines und rothes Knöpfflein / welches länglicht ist wie ein Würtznägelein / und inwendig einen zarten Saamen hat / so viel hitziger ist als das Gewürtz/das auß den Morgen-Ländern kommet/ ja es hat fast eine brennende Krafft / welche es allen Sachen/darzu man es gebrauchet/leicht mittheilet.

Die andere Arth hat eine viel dickere und längere Schele/die eine hochröthe Farbe bekomt/wann sie zeitig ist/ und wann man sie in

die Brühen der Speisen thut/machet sie solche gelb wie Saffran.

Die dritte hat noch eine grössere Schele/ welche zimlich dick / roth wie der schönste Corall/und nicht so gar eben überall ist. Die Beerlein/die nicht so scharff noch gewürtzt wie die vorige seyn/hangen in der Mitten. Wann sie zeitig sind/ist es eine von den schönsten Früchten die man sehen mag. Man hat von dem Samen auch in Europa gebracht/der sehr wol fortgewachsen. Aber die Frucht wird nicht so groß als in America. Man gebrauchet die Hülsen / und das Körnlein/ das inwendig ist/ an statt deß Pfeffers / weil diese Frucht einen scharffen Geschmack hat/ der demselbigen Gewürtz nahe kommet. Jedoch sind die Würckungen nicht so gut: Dann nachdem es ein wenig auff der Zungen gebissen/und den Schlund durch seine Schärffe entzündet/da es die Brust solte stärcken und erwärmen/so schwächet und kältet sie solche ; oder vielmehr/ nach der Medicorum Meinung/ erhitzet sie solche nur allzuviel/ und schwächet sie durch die brennende Krafft; zufälliger weise aber verursachet sie Kälte/versiche/indem sie die angeborne Feuchtigkeit/darinn die Wärme ihren Sitz hat/zerstreuet. Daher siehet man auch in den Inseln/ daß die jenige / so dieser Früchte bey ihren Mahlzeiten gewöhnlich gebrauchen/mit Magen-Schwachheiten behafftet sind / und eine gelbe ungesunde Farbe bekommen.

II.

Von dem Taback.

DIe Pflantze Taback/welche von der Insel Tabago ihren Namen bekommen/ allda sie/ nach etlicher Meinung/ von den Spaniern zuerst entdecket worden/ wird auch Nicotiana genennet/ weil der Herr Nicotius solche zuerst in Europa bekant gemacht/ und auß Portugal in Franckreich geschickt.

Etliche heissen sie auch das Kraut der Königin/weil sie der Königin in Spanien/ als eine rare Pflantz von herrlichen Tugenden/ überreichet worden/ da sie zum ersten auß America kommen. Von den Spaniern ist ihr der Name deß Heiligen Krauts gegeben/ wegen der herrlichen Würckungen die man auß der Erfahrung gelernet hat/ wie Garcilasso in dem 2. Buch seines Königlichen Commentarii am 25. Capitel berichtet. Endlichen wird sie auch Petum genant/ wiewol Johannes de Lery darwider ist/ und behauptet/ daß die jenige Pflantze/die er in Brasilia gesehen/und die Topinambaner Petum heissen/gantz und gar nicht mit unserm Taback überein komme. Die Caraiber nennen sie in ihrer Mutter-Sprache Y Ouli. Vor diesem waren in den Inseln keine andere Taback-Pflantzen bekant/ als die jenige/ so die Einwohner gemeinlich grünen Taback/und Zungen-Taback/ wegen Gestalt der Blätter heissen: seither man aber von dem

festen Land den Saamen der jenigen Arthen dahin gebracht / die man Verinischen (oder Virginischen) Taback / und Amazonen-Taback nennet / sind solche auch in viererley Gattung getheilet worden. Die beyde erste Arthen tragen ein mehrers ein; aber die beyden andern werden höher geachtet / wegen ihres guthen Geruchs.

Alle diese Arten der Taback-Pflantzen wachsen in den Inseln in der Höhe eines Mannes / ja grösser / wann sie im Wachsthumb nicht gehindert werden / welches geschicht / so man die Spitzen der Stengel abschneidet. Sie tragen viel grüne / lange und unten wollichte Blätter / welche / wo man sie begreiffet / gantz öhlicht scheinen. Die Blätter so zu unterst an der Pflantzen wachsen / sind breiter und länger / indeme sie eine mehrere Nahrung von dem Safft der Wurtzel haben. Oben stossen sie kleine Zweiglein von sich / welche eine Blüth in Gestalt der Glöcklein tragen / die von heller violbrauner Farbe sind. Und wann diese Blüth dürr ist / und abfällt / kommet ein Knöpflein an die Statt / in welchem der Saame begriffen / der eine braune Farbe hat / und überauß zart ist.

Zuweilen findet man unter den Blättern und Zweigelein dieser Pflantze die Nester der jenigen kleinen Vögel / die man Colibris nennet / welche wir an gehörigem Orth beschreiben wollen.

III.

Von dem Indig.

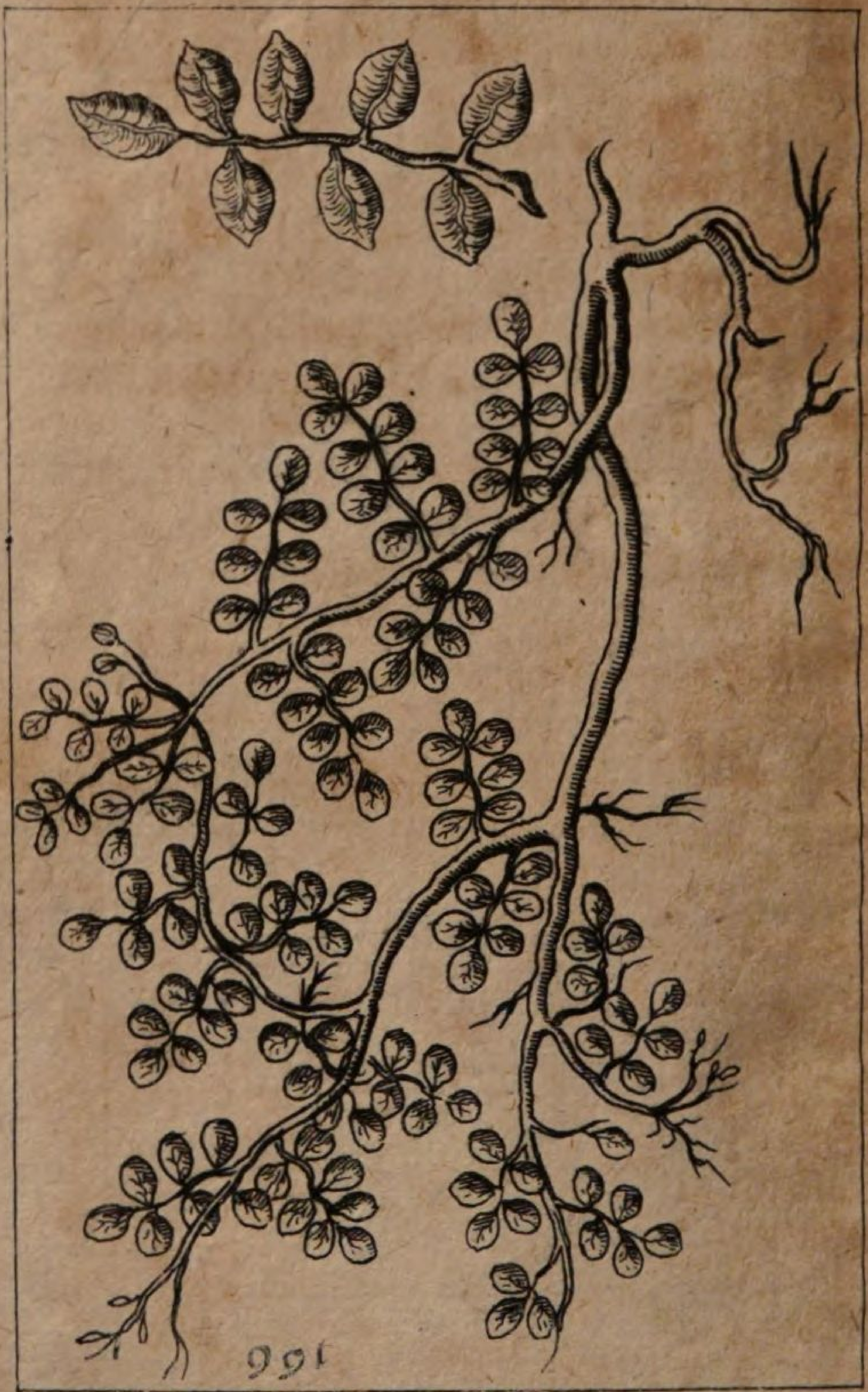
DJe materi, darauß man die violbraune Farbe/ Indig genant/ machet/ kommet von einer Pflantze/ die etwas über dritthalb Schuh hoch auß der Erden wächset. Sie hat kleine graßgrüne Blätter/ welche in der Zeitigung gelblich sind. Ihre Blüth ist röthlich. Sie wächset auß Beerlein/ die man furchenweiß in gerader Linien seet. Ihr Geruch ist überauß unanmuthig/ da hergegen die Arth deß Indigs/ so man in der Insel Madagascar findet/ eine kleine weiß und purpurfarbig vermischte Blüth träget/ die sehr wohl riechet.

IV.

Von dem Ingber.

VNter allen Morgenländischen Gewürtzen/ welche man in America zu erziehen versuchet hat/ wächset keines so wohl wie der Ingber/ als der sehr häuffig und vollkommen daselbst hervor kommet. Es ist die Wurtzel einer Pflantze/welche nicht hoch auß der Erden wächset/ grüne und länglichte Blätter hat/ gleich wie die gemeine oder Zucker-Rohr. Die Wurtzel erstrecket sich nicht in die Tieffe/ sondern in die Breite/ und lieget zwischen der Erden/ als eine Hand/ die unterschiedliche Finger von sich außgehen hat; Daher sie auch von den Einwohnern der Inseln Patte genennet wird.

166



wird. Diese Pflantze lässet sich fortsetzen von dem Saamen / oder welches öffter zu geschehen pfleget / von sonderlichen kleinen Würtzlein / die als Zäserlein umb den alten Stengel und dickste Wurtzeln stehet. Sie wächset gar leicht in allen Antillen / sonderlich in der Insel S. Christophori. Seither auch der Taback so geringes Kauffs worden / handeln viele Einwohner der Insel / mit grösserem Nutzen / mit dem Ingber.

V.

Von dem Patate.

DAs Patate, von etlichen Batate genant / ist eine Wurtzel so den Garten-Erd-Nüssen / die man Toupinambou, oder Indianische Artischocken nennet / fast gleich siehet / aber sie hat einen weit bessern Geschmack / und ist viel ersprießlicher zu der Gesundheit.

Bey dieser Gelegenheit haben wir nicht unterlassen wollen zu melden / daß diese Toupinambou, welche heut zu Tag an diesen Orthen nicht allein gar gemein sind / sondern auch sehr wenig geachtet werden / und fast nur den armē Leuten zur Speise dienen / vor diesem unter die raresten und herrlichsten Gerichte gezehlet worden. Dann bey den kostbaren Mahlzeiten / welche zu Pariß im Jahr 1616. von den Fürsten zu Ehren etlicher Gesandten gehalten worden / wurden sie als ein köstliches und fürtreffliches Essen auffgetragen. Wir kommen

men

men aber wieder zu unserm Patate. Dasselbe wächset überauß wohl in einem leichten / etwas feuchten und gearbeitetē Grund; und stösset eine Menge weichlicher Blätter von sich / welche gantz stahl grün / und den Spinatblättern fast gleich sind. Diese Patate - Blätter kommen auß vielen jungen Außschößlein / die auff der Erden hinkriechen / und alsobald die gantze Gegend deß Landes / in der Länge und Breite einnehmen. Wann die Erde auch wohl gearbeitet ist / wurtzeln diese Schößlein in kurtzer Zeit / durch sonderliche weißfarbige Zäserlein / welche unter dē Knöpffen hervor schiessen / und sich leichtlich in die Erde verstecken. Die Blüth dieser Pflantzen kommet in der Farb fast mit der Wurtzel überein / und ist wie ein Glöcklein gestaltet / an dessen statt der Saame kommet. Jedoch wann man diese Frucht fortpflantzen wil / nimmet man gemeinlich nur allein die Schößlein so hin und wieder zerstreuet liegen / wie wir allbereit gedacht / und leget sie in einen gearbeiteten Grund / da sie dann nach verlauff zwey- oder dreyer Monathen ihre Wurtzel bringen; welche auch noch diese Krafft hat / daß wann sie in Scheiblein geschnitten / und in die Erde geleget wird / sie ihre Wurtzel und Blätter bekommet / gleich als ob sie in einem jeden kleinen Stücklein ihren Saamen bey sich hätte; welches die Naturkündiger auch von dem Coriander und Beyfuß schreiben / ja sie sagē daß dieses letztere auch auß seiner Aschen wieder hervor wachse.

Die-

Diese Wurtzeln sind unterschiedlicher Farb/ und findet man zuweilen in einem Feld weisse/ die auch am gemeinesten sind/ violbraune/ rothe/ wie die rothe Rüben/ gelbe und gesprengte. Sie haben alle einen trefflichē Geschmack. Dann dafern sie nicht wässerig sind / und auff einem etwas feuchten und etwas truckenen Land / das beyderley Eigenschafften an sich hat/gewachsen/kommen sie den Kastanien am Geschmack bey/und geben bessere Nahrung als die Cassave, welche die Leiber vertrucknet; dañ diese trucknen nicht so sehr. Es gebrauchen auch viele Engelländer dieser Wurtzeln an statt deß Brods und Cassave, und lassen solche unter der Aschen oder auff den Kohlen kochen; Dieweil sie also zubereitet/besseres Geschmacks sind/und die auffblehende Krafft/die der meiste Theil der Wurtzeln in sich haben/verliehren. Doch kochet man solche gemeinlich in einem grossen eisernen Hafen / darinnen ein wenig Wasser geschüttet worden: hernach decket man den Hafen zu/und beleget den Deckel mit einem Tuch/ daß es überall verstopfft seye/und lässet sie also verdämpfft kochen. Und dieses ist die gewöhnliche Speise/der Knechte und Leibeigenen im Land/ die diese also bereitete Wurtzeln mit einer Pyman-Brühe und Pomerantzen-Safft essen / welches die Frantzosen eine Pymantade heissen.

Man muß gestehen / daß wo diese Wurtzel nicht so gemein wäre/ sie viel höher würde gehalten werden. Die Spanier halten es vor

ein delicat Essen/wann sie solche mit Butter/ Zucker/Muscaten oder Zimmet zubereitet. Andere machen einen Brey darauß / den sie sehr fett machen / und Pfeffer oder Ingber daran thun / welches ihnen trefflich wol schmecket. Aber der meiste Theil der Einwohner der Inseln kochen sie nicht auff erzehlte Weisen. Etliche nehmen auch das öberste von den zarten Außschößlein/sieden dasselbe / und essen es als einen Spargen oder Hopffen-Salat.

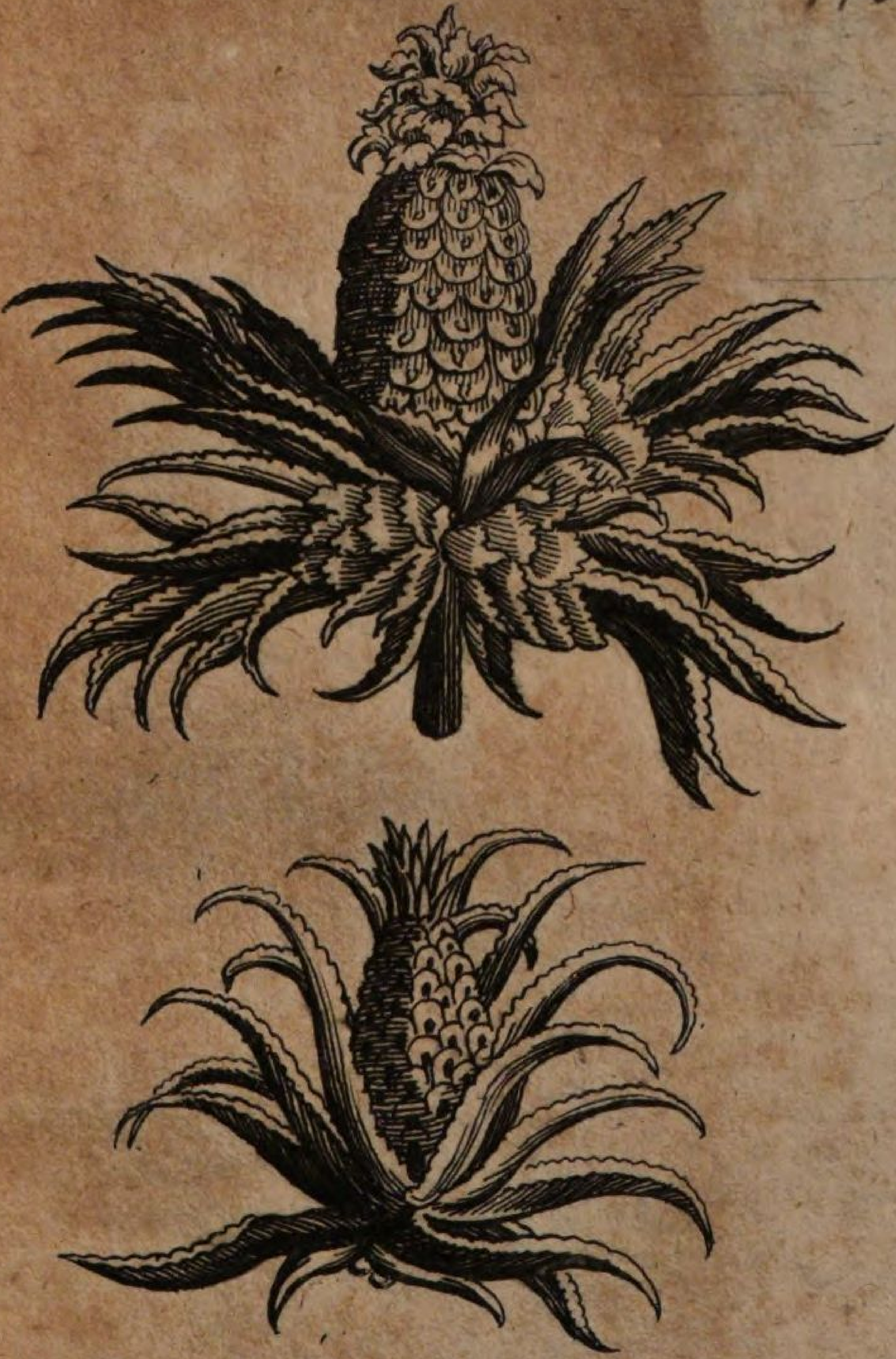
VI.

Von dem Ananas.

DAs Ananas wird vor die trefflichste Frucht nicht allein in diesen Inseln / sondern in gantz America gehalten. Sie ist so schön/ und hat einen solchen lieblichen Geruch / daß man wol sagen kan / es habe die Natur diese Frucht mit den allertrefflichsten Gaben auß ihrem Schatz gezieret.

Der Stengel ist eines guten Schuhs hoch/ daran ohngefehr funffzehen oder sechszehen Blätter hangen/ welche so lang als die Distelblätter/ einer Hand breit/ und wie die Aloes-Blätter gestaltet sind. Sie sind am End spitzig/gleich wie die Blätter der Schwertel / in der Mitten etwas hohl/ und auff den beyden Seiten mit kleinen und sehr spitzigen Dornen besetzet.

Die Frucht so zwischen diesen Blättern wächset/und an dem Stengel erhaben stehet/ zu-



zuweilen so groß als eine Melon. In der Gestalt kommet sie fast einem Thann-Apffel bey. Die Schele/welche gleichsam wie mit Schuppen überzogen/ ist bleichgrün/ an den Enden leibfarbig/und hat einen gelben Grund; von aussen ist sie mit vielen Blůmlein behenckt/ welche/nachdem die Sonn darauff fällt/ so mancherley Farben als ein Regenbogen habẽ. In dem die Frucht zeitiget/ fallen ein Theil dieser Blůmlein ab. Die schönste Zierde aber an dieser Frucht/ daher sie auch den Namen deß Königes unter den Früchten bekommen/ ist/daß sie mit einem grossen Büschel gekrönet/ der auß Blumen und etlichen starcken und gekerbten Blättern bestehet/ welche hoch-roth und gläntzend sind/ und derselben einen herrlichen Glantz geben.

Die Substantz unter der Schelen ist etwas zaserlicht/ in dem Mund zergehet sie aber in einen Safft. Ihr Geschmack ist so trefflich und sonderlich/daß die so denselben eigentlich beschreiben wollen/keiner einigen Frucht allein ihn haben vergleichen können/ sondern alles das zusammen genommen/was in andern Früchten am delicatesten ist/und doch endlich bekennen műssen/ daß sie noch einen sonderlichen und eigenen Geschmack habe/ den man nicht leichtlich außsprechen könne.

Diese Frucht wird fortgepflantzet/ nicht durch die Wurtzel/oder durch ein kleines röthliches Körnlein/welches offt inwendig in der Frucht gefunden wird; sondern durch den

Krantz so oben auff derselben stehet. Dann so bald man den in die Erde setzet / wurtzelt er / stösset Blätter von sich / und bringet zu End deß Jahrs eine neue Frucht. Man findet offt etliche dieser Früchte / welche drey dieser Büschel haben / die alle tüchtig sind fortzupflantzen. Aber ein jedweder Stengel trägt nur ein einiges mahl Frucht.

Es gibt dieser Früchte drey- oder viererley Arthen / welche die Einwohner der Inseln unterscheiden entweder durch die Farbe / oder durch die Gestalt / oder durch den Geschmack / nemlich das weisse Ananas, das spitzige / und das jenige so die Frantzosen la Rénete (zu Teutsch etwa ein Johannis-Apffel) nennen. Dieses letztere wird höher gehalten als die beyde andere / dann wann es recht zeitig ist / hat es den herrlichen Geschmack / davon wir vorher geredet; es hat auch einen annehmlichern Geruch als die andern / und machet die Zäne nit so stumpff.

Die Indier als rechte Völcker deß Lands / und die Frantzosen so in den Inseln wohnen / machen auß dieser Frucht einen über alle massen trefflichen Tranck / welcher dem Malvasier nahe kommet / wann er eine Zeitlang gehalten worden. Man macht auch einen eingemachten Safft davon / welcher eines von allen den besten und herrlichsten eingemachten Sachen ist / die auß Indien gebracht werden. Man schneidet auch die Schele in zwey Stück / und machet solche trucken ein mit etwas von den

zartesten Blättern / hernach füget man dieselbe wiederumb geschicklich zusammen / und überziehet sie mit Zucker / dadurch die Gestalt der Frucht und ihrer Blätter recht vollkommlich behalten wird. An dieser also eingemachten Frucht kan man in diesen glückseligen Landen / ungeachtet der brennenden Hitze der Zonæ Torridæ, ein angenehmes Ebenbild deß Eysses / so der traurige Winter hervor bringt / sehen.

Diese Frucht ist lange Zeit genossen worden / ehe man den köstlichen Nutzen / den sie in der Artzney hat / gemercket; jetzunder aber hat die Erfahrung gelehret / daß der Safft eine recht wunderliche Krafft hat das Hertz und die geschwächte Lebens-Geister zuerlaben und aufzurichten; man gebrauchet denselben auch sehr glücklich / zu Stärckung deß Magens / vertreibung deß Eckels zu essen / und wiederbringung deß appetits. Er bekommet auch den überauß wohl / die von dem Grieß oder Verstopffung deß Harns geplaget werden / ja er schwächet die Stärcke deß Giffts / und dienet wider dieselbe. In Mangel dieser Frucht brauchet man die Wurtzel / die gleiche Würckung hat. Das Wasser so man durch den Kolben herauß distillirt, ist stärcker von Kräfften und würcket geschwinder; weil es aber allzuscharff und beissend ist / und dem Mund / Gaumen und Harngängen gar schädlich / als muß man sehr wenig davon einnehmen / und einen verständigen Medicum zuvor umb Rath

fragen/der dieser Schärffe eine Verbesserung zusetzen kan.

VII.
Von den Zucker-Rohren.

DJe Blätter deß Rohrs/ auß dessen delicaten Safft der Zucker gemacht wird / gleichen den andern Rohr-Blättern/ die man an den sumpffigten Orten und stehenden Wassern siehet/doch sind sie etwas länger und schärffer/ dann wo man sie nicht geschicklich angreiffet/ verletzen sie die Hände wie ein Scheermesser. Die Rohr werden Zucker-Rohr genant/ und wachsen bey fünff oder sechs Schuh hoch/und zwey Daumen dick in dem Begriff. Sie haben unterschiedliche Glieder/die gemeinlich 4. oder 5. Daumen breit voneinander stehen. Und je weiter die Glieder voneinander sind/je besser und düchtiger werden die Rohr den Zucker zu machen gehalten.

Der Stengel stösset einen Busch langer/ grüner und dichter Blätter von sich/ in deren Mitte das Rohr sich erhebet/welches an dem Gipffel auch mit vielen spitzigen Blättern als einem Federbusch beladen/darinnen der Saame wächset. Inwendig sind die Rohr gantz voll weisses und safftiges Marcks/auß welchen man den süssen Safft presset/da der Zucker von gemacht wird.

In einem fetten und etwas feuchten Grund schiessen sie überauß wol fort. Man pflantzet sie

sie in Furchen/welche in gleicher weise mit einer Hacken oder mit dem Pflug gemachet werden/und eines halben Schuhs tieff sind. In diese Furchen leget man zeitige Rohr/ und decket sie mit Erden zu/die in kurtzer Zeit hernach an jedem Glied eine Wurtzel bekommen / und Blätter und Stengel von sich stossen / die ein neues Rohr bringen. So bald dasselbe auß der Erden steigt/muß man das herumbstehende Unkraut fleissig außjätten/damit das Rohr nicht darvon ersticke: so bald es aber einmahl die Erde bedecket/erhält es sich von sich selbstē gleich wie ein Hau-Wald/und kan viele Jahr stehen/daß man es nicht erneuren darff; jedoch wo der Grund gut ist / und die Würme der Wurtzel keinen Schaden thun / sonsten ist es in diesem Fall am besten/daß man auf das eheste die gantze Pflantze außreisse/und den Acker mit neuen wieder besetze.

Ob wohl das Rohr zu Ende deß neundten oder zehenden Monats reiff wird/so kan man es doch zwey Jahr lang auff dem Acker behalten/zuweilen auch drey gantzer Jahr/hernach aber verdirbet es. Doch ist das sicherste und beste/daß man es alle Jahr/ nahe bey der Erden an dem untersten Glied abschneidet.

Wann diese Rohr in ihrer Zeitigung sind/ und man über das Feld gehet / kan man sich daran erlaben/ wo man den herrlichen Safft/ der eben wie der Zucker schmecket / herauß sauget. Die aber auß allzugrosser Begierde dessen zu viel nehmen / bekommen leicht einen

Bauchfluß/deßwegen man die neue Ankömlinge davon abwarnen muß/was aber rechte Einwohner deß Landes sind/die sind dieser Gefahr nicht unterworffen.

Es gibt auch noch in etlichen dieser Inseln von den jenigen schönen und köstlichen Rohren/die man zur Zierde in den Händen träget/ und von Natur gesprenckt und gleichsam mit unterschiedlichen Gestalten bemahlet sind.

An den Ufern der stehenden Wassern und allen sumpffichten Orthen stehen auch sehr hohe/ dicke und starcke Rohr/auß denen die Einwohner gemeinlich die Wände und Unterscheidungen ihrer Häuser/und Latten/ die sie zu den Dächern gebrauchen/machen. Die Indier bedienen sich auch der Spitzen dieser Rohr/ den meisten Theil ihrer Pfeilen davon zu machen.

Das

Das 11. Capitel.

Von etlichen andern Gewächsen der Antillen / und unterschiedlichen Arthen Hülsen-Früchte und Blumen so daselbst wachsen.

WJr haben allbereit in dem vorhergehenden Capitel unterschiedliche Pflantzen/ Kräuter und Wurtzeln beschrieben/ die in den Antillen wachsen / und wegen ihrer Blätter/ ihrer Früchte / und ihrer sonderlichen Eigenschafften wohl werth sind/ daß man sie betrachte. Weil aber diese materi etwas weitläufftig und doch sehr annehmlich ist / halten wir davor / es werde dem begierigen Leser nicht verdrießlich fallen/ wann wir demselben nochmahln unter einem absonderlichen Titul etliche der raresten Gewächse dieses Landes / die den mehrern Theil in Europa unbekant sind/ vor Augen stellen.

I.

Von den Racketen.

DAs jenige Gewächs/ welches die Frantzosen wegen Gestalt der Blätter Racketen nennen/ ist ein dicker stachlichter Busch / der auff der Erden kriechet/ indem er sich nicht viel in die Höhe thun kan / weil der Stamm / der

anderst nichts als ein Blat ist das mit der Zeit dick worden / ohngefehr über einen halben Schuh nicht auß der Erden gehet. Und ob dieser Stamm schon ziemlich dick ist / siehet man doch solchen nicht / und wird dessen nicht gewahr / man hebe dann die grüne / grobe ungestalte und eines Daumens dicke Blätter auf / die dar umbher liegen / und eines an dem andern hangen. Sie sind mit überauß spitzigen und subtilen Stacheln bewaffnet. Und auff etlichen dieser langen und stachlichten Blätter wächset eine Frucht in der Grösse einer Dattel / welche auch an ihrer Schele etliche kleine und zarte Dörnlein hat / so die jenige die sie abbrechen wollen / gewaltig in die Finger stechē. Wann diese Frucht zeitig ist / ist sie inwendig roth / und von aussen wie ein Zinnober. Die Jäger auff den Inseln halten sie vor delicat uñ kühlend. Doch hat sie diese Eigenschafft / daß sie den Harn gantz blutfarbig macht / so bald man nur darvon gessen hat / also daß die jenige / die dieses Geheimnüß nicht wissen / befürchten sie haben sich eine Ader im Leibe zersprenget. Ja es sind etliche gewesen / die / als sie diese Verwandlung / deren Ursach sie nicht gewust / gemercket / sich in das Bett geleget / und dafür gehalten daß sie gefährlich kranck seyen. Man sagt / daß es in Peru eine Arth Pflaumen gebe / die gleiche Krafft haben. Etliche versichern auch / daß sie eben dieses verspüret / nachdem sie von den eingemachten rothen Klosterbeeren gegessen.

Die

Die so das Tunal beschrieben / welches so sehr berühmet wird / wegen der köstlichen Scharlach-Farb / die es an seinen Blättern bringet / machen es dieser Pflantzen / davon wir jetzunder geredet / gantz gleich / außgenommen / daß sie demselben keine Frucht zugeben. Etliche andere zehlen es unter die Disteln welche Feigen tragen / weil die Frucht die Gestalt derselben hat / und wann man solche öffnet / an statt deß Kerns nur kleine Körnlein siehet / die denen / so in den Feygen gefunden werden / gantz gleichen.

Es gibt auch noch eine andere Arth / dessen Frucht weiß ist / und einen lieblichern und bessern Geschmack hat / als das rothe / so wir beschrieben. Ja es findet sich noch eine andere / welches ohne Zweiffel eine Arth von dem Tunal ist / auff welchem man kleine Würmlein gesehen / die die Farbe eines Rubins haben / uñ dem Zeug oder Tuch auff welchem man sie zerreibet / eine überauß schöne und sehr frische Scharlach-Farbe geben.

II.

Von den Kertzen.

DIe Kertze / welche diesen Namen wegen ihrer Gestalt von den Frantzosen bekom̃e / wird von den Caraibern Akoulerou genennet. Es ist auch eine Arth der grossen Disteln / die als ein grosser und dichter Busch wächset / und überall rauh ist von zarten und überauß

spitzigen Dornen. Sie stösset in der Mitten neun oder zehen Stengel ohne Aeste und Blätter von sich / die von neun biß zehen Schuh hoch sind / gerad und außgehölet wie die grosse Wachskertzen. Diese sind auch mit stechenden Dornen / gleich als wie mit den allerspitzigsten Nadeln versehen; daß man sie also nit angreiffen kan / man versuche es auch wo man wolle. Die Rinde und das inwendige sind ziemlich weich und schwammicht.

Eine jede Kertze trägt zu gewisser Zeit deß Jahrs / in den gehöhlten Strichen ihres Stengels / gelbe oder violbraune Blumen / auff welche eine Frucht in Gestalt einer grossen Feygen folget / welche gut zu essen und sehr delicat ist. Die Vögel essen solche gar gern / doch können sie dieselbe nicht anderst als fliegend abpicken / weil die Stacheln / so sie allenthalben umbgeben / nicht leiden daß sie sich auff den Busch oder Stengel setzen. Aber die Indier brechen die Frucht mit einer kleinen Stangen ab / welche an der Spitzen gespaltet ist.

III.

Von den unterschiedlichen Arthen Lienes.

ES giebt in den Antillen unterschiedliche Arthen Gehöltze / die auff der Erden kriechen / und sich an die Bäume hangen / auch zuweilen machen daß man nicht so leicht durch die Wälder lauffen kan. Die Einwohner der

Inseln heissen solche Lienes. Etliche seyn wie grosse Schiff-Seyle gestaltet. Andere tragen Blumen von mancherley Farben. Ja man siehet auch etliche die mit grossen Kastanienfarben Hülsen behenget / welche eines guten Schuhs lang / vier oder fünff Zoll breit / und so hart als die Eichene Rinden sind / in diesen Hülsen liegen die jenige sonderbare Früchte / so man Meer-Kastanien nennet / und wie ein Hertz gestaltet sind / die gar offt / nach dem das inwendige herauß genommen worden / vor Büchslein gebrauchet werden / darinnen man den geschnittenen Taback oder andere Pulver von gutem Geruch verwahret.

Das jenige / welches die Einwohner Lienen Aepffel nennen / ist eine Frucht / die an schwancken Reysern wächset / so sich an die Bäume anhängen / gleich wie der Epheu. Sie ist so groß als ein Ball damit man spielet / und hat eine harte Schale / die mit einer grünen Schele bedecket / welche eine Substantz in sich hat / die den Klosterbeeren an Gestalt und Geschmack gleichet / wann sie zeitig ist.

IV.

Von den immergrünen Kräutern.

MAn findet in diesen Inseln mancherley Gattungen der immer grünenden Kräuter / deren etliche an den Stämmen der alten

Bäume wachsen / wie der Mistel an den Eichen: andere aber auff der Erden und an den Felsen hervor kommen. Sie sind von Natur so feucht / daß / ob man sie schon außreisset / und an der Wurtzel mitten in den Kammern auffhänget / da man sie zur Zierrath und Belustigung deß Gesichts verwahret / sie doch ihre Grüne nimmer verliehren.

V.

Von den fühlenden Pflantzen.

IN der Insel Tabago hat es eine Arth eines Jimmergrünenden Krauts / welches noch dabey fühlend und empfindlich ist. Es wächset ohngefehr anderthalb Schuh hoch: Der Stengel ist mit einer grossen Menge Blätter umbgeben / die eines guten Schuhs lang / drey Finger breit / fast wie die Blätter deß Farrenkrauts gekerbt / und an den Enden von grüner Farbe sind / die mit kleinen braunen und rothen Tüpfflein besprengt ist. Zur Zeit der Früchte wächset mitten an dieser Pflantzen eine runde Blume / auß vielen Blättern bestehend / auff eben die weise wie die Ringelblume. Aber sie haben eine helle Violfarb / und einen sehr guten Geruch wann man sie begreiffet.

Diese Pflantze ist von Natur also beschaffen / daß wo jemand von ihren Blättern abbricht / oder sie nur anrühret / die gantze Pflantze verwelcket / und die andere Blätter auff die Erde fallen lässet / als wann sie mit den Füssen were zertretten worden. Und nachdeme man viel oder wenig Blätter abgebrochen / brauchet

182

sie auch mehr oder wenigerer Zeit biß sie sich wieder auffrichtet.

Es wächset eine dergleichen in der Insel Madagascar, welche die Einwohner Haest vel, das ist/ ein Kraut welches ein Leben hat/ nennen. Aber es ist nicht die jenige Arth/ welche in deß Königs Garten zu Pariß gesehen wird/ dann diese hat viel kleinere Blätter/ welche weder mit Tüpfflein besprengt noch gekerbt sind; und was noch mehr ist/ so trägt sie auch keine Blumen. Zu dem wann man ihre Blätter berühret/ so ziehen sich dieselbe ineinander/ und thun sich zusammen; Da hergegen die Pflantze/ so wir beschreiben/ die ihrige von sich und auff die Erde wirfft.

Man siehet noch eine andere Arth der lebenden und fühlenden Pflantzen in andern Inseln. Dieselbe wächset zuweilē so hoch als ein Staude/ und hat viel kleine Aeste/ welche allezeit mit einer Menge länglichter und schmaler Blätter beladen/ welche zur Regenzeit mit sonderlichē kleinen vergüldeten Blümlein gezieret/ welche als kleine Sterne scheinen. Aber das allerseltzamste uñ verwunderlichste an dieser Pflantzen/ weßwegen sie auch hoch geachtet wird/ ist/ daß sie/ sobald man sie angreiffen will/ ihre Blätter zu sich ziehet/ uñ unter die kleine Zweige einkrümmet/ gleich als werē sie verwelcket/ und solche hernach von neuem wieder außbreitet/ wañ man die Hand zu sich ziehet/ uñ davon weggehet. Etliche nennē diese Pflantze Keusch-Kraut/ weil es sich gleichsam erzürnet/ und nit leiden wil daß man es anrühre. Die so durch

das enge Land von Nombre de Dios biß nach Panama gereiset/ erzehlen daß es gantze Wälder gebe von fühlenden Bäumen/ an welchen/ so bald man sie anrühret/ die Aeste und Blätter mit grossem Geräusch sich erheben/ und zusammen die Gestalt einer Kugel machen.

Man sahe vor etlichen Jahren zu Pariß in deß Königs Garten eine solche fühlende Staude/ welche sehr hoch geschätzet worden. Aber als jemand diesen Fund erdacht/ daß er sie in einen Brunnen hinab gelassen/ und also vor der Kälte und rauhen Winter verwahren wollen/ ist sie mit grossem Widerwillen der Liebhaber elendiglich verdorben.

VI.

Von unterschiedlichen Arthen der Erbsen.

DJe Erde bringet in den Antillen überall Hülsen-Früchte/ als da sind Erbsen/ Bonen und andere Gattungen. Die wilden Einwohner nennen sie insgemein Manconti.

Was die Erbsen anlangt/ sind sie fast gleicher Arth mit denen die in Europa wachsen/ außgenommen die jenige/ welche man von einer kleinen Staude lieset/ die so hoch als die Ginstern ist/ und kleine/ grüne und schmale Blätter hat. Sie träget die Erbsen in Hülsen/ so an den Aesten hangen. Die Erbsen sind grün und kleiner als die gemeine/ eines sehr guten Geschmacks/ und so leicht zu kochen/ daß

sie an einem Sud genug haben. Man nennet sie in den Inseln Erbsen von Angola, weil der Saame / wie leicht zu glauben / auß diesem Land herkommen.

Es findet sich noch eine andere Arth / die man Erbsen nennet / wiewohl sie den Bohnen gleich sehen. Sie sind zimlich klein. Und hat man von dieser Arth weisse / schwartze / rothe oder Kastanienbraune / welche sehr gut sind / und innerhalb drey Monathen zeitig werden. In der Insel S. Christophori werden sie Engelländische Erbsen genennet.

VII.

Von den Bohnen.

Es wachsen etliche Arthen der Bohnen in den Antillen / die man anderstwo nicht siehet. Die weissen sind die gemeinsten / denen die ersten Einwohner / wegen der Gestalt / einen übelklingenden und unhöfflichen Namen gegeben. Sie bringen ihre Frucht / welche gut zu essen / sechs Wochen nach dem man sie gepflantzet. Die andere haben mancherley schöne und unterschiedene Farben / als da sind die so man Römische oder Lombardische Bohnen nennet.

Es wird aber wegen der rarität von denen am meisten gehalten / die man Bohnen von sieben Jahren nennet / weil ein einiger Stengel sieben gantzer Jahr ohne unterlaß träget / und auff die Bäume / Felsen / und überall wohin er kom-

kommen kan/ steiget und sich außbreitet. Und welches recht wunderlich ist/ so hat er allezeit blühende Früchte/ unzeitige Früchte/ und zeitige Früchte. Daß man also mit Verwunderung betrachten kan:

Den Frühling und Herbst an einem einigen Zweig.

Eben dieses wird auch von einem sonderlichen Baum in Ægypten gesagt / welcher der Pharaonische Feygenbaum genennet wird/ an dem man allezeit siehet Früchte die allbereit zeitig/ Früchte die bald zeitig werden / und Früchte die noch wachsen. Mit den Pomerantzen-Bäumen ist es auch also beschaffen.

VIII.

Von den Pflantzen und Kräutern die ihren Nutzen in der Artzney oder Haußhaltung haben.

WAs die Pflantzen anlanget/ die ihren Nutzen in der Artzney haben/ so gibt es derselben unterschiedliche in diesen Inseln / deren Tugenden noch nicht allerdings recht bekand/ auch etliche andere / die man auch an andern Orthen findet. Als da sind die Hirschzunge/ eine Arth von der Aloë, und etliche Gattungen der Haar-Kräuter. Wiederumb andere/ deren herrliche Kräffte / mit welchen sie begabet/ man auß der Erfahrung gelernet / und schon

be-

bekand sind / unter welchen gerühmet werden die wohlriechenden Binsen / das Balise und das Pfeilkraut.

Die wohlriechende Binsen sind den andern Binsen / welche an den stehenden Wassern und Flüssen wachsen / gantz gleich / aber sie haben ein runde Wurtzel in der Grösse einer Hasel-Nuß / welche einen lieblichen Geruch hat wie die Viol-Wurtz / und wann sie an der Lufft getrucknet / und zu Pulver gestossen wird / eine treffliche Krafft hat den Weibern / die in Kindesnöthen liegen / zu helffen / wo sie ein wenig davon einnehmen.

Das Balise wächset von unterschiedlicher Dicke und Höhe / nachdem der Grund ist / darauff es stehet / sonderlich kommet es an feuchten Orthen wohl fort. Seine Blätter sind so groß und breit / daß die Caraiber im Nothfall ihre kleine Hüttlein damit bedecken. Sie werden auch gebraucht die Entzündungen der Wunden zu stillen / und zu den Bädern vor die jenige / denen die Nerven geschwächt / oder sonsten kranck liegen. Auff die Blume / welche als ein Federbusch wächset / der auß vielen kleinen gelben oder rothen Kelchlein bestehet / folgen Knöpffe / welche mit sehr vielen Körnern erfüllet / die so groß als eine Erbse sind / und so glatt und hart / daß man Pater-noster darauß machen kan.

Daß Pfeilkraut ist eine Arth der Trauerkräuter / dann bey Tag sind seine Blumen allezeit geschlossen / zu Nachts aber thun sie sich auff.

Sei-

Seine Blätter / welche eine schöne Grüne haben / sind sechs oder sieben Zoll lang / und drey breit. Wann die Wurtzel zerstossen ist / hat sie die Krafft alles Gifft von den vergiffteten Pfeilen außzuziehen / wo man es auff das allereheste als es möglich auff die Wunden leget.

Der meiste Theil der Küchen-Kräuter die man bey uns hat / wachsen auch in diesen Inseln. Es ist zwar wahr / daß etliche derselben / als die Kohlkräuter und Zwibeln / keinen Saamen tragen; jedoch hat man keinen Mangel an denselbigen. Dann was die Kohlkräuter betrifft / so bringen dieselben viel Nebenschößlein wann sie zeitig sind / welche man außsetzet uud fortpflantzet / die wieder andere von sich stossen / die so schön und groß werden / als wären sie von dem Saamen herkommen.

Die Zwibeln belangend / bringen die Schiffe eine Menge dahin / welche wann sie gesetzet werden / viele grüne Schlutten bekommen / die man gemeinlich an die Suppen und Erbsen kochet.

Es gibt auch daselbst viel gemeine Melonen / derer Saame auß diesen Landen dahin gebracht worden; sie zeitigen aber bey ihnen viel eher / wegen der grossen Hitz / sind härter und besseres Geschmacks / und haben einen angenehmern Geruch. Und was das herrlichste

189

lichste ist / so hat man sie zu allen Zeiten deß Jahrs.

IX.

Von den Wasser-Melonen.

ES wächset in diesen Ländern eine andere Arth Melonen/die auch in Italien bekant sind; aber die Egyptische und Morgenländische sind unvergleichlich besser. Sie wachsen auch an etlichen Orthen in Franckreich / doch sind sie nichts nutz. Man nennet sie Wasser-Melonen/weil sie voll süsses Wassers sind/ das in der Substantz steckt/ welche gemeinlich hoch roth ist wie das Hertzgeblüth; in der Mitten haben sie die Kern oder Saamen / welche gleiche Farbe haben / und zuweilen schwartz sind. Die Schele bleibet allezeit grün und ohne Geruch / also daß man viel eher an dem Stengel als an der Frucht siehet / wann sie zeitig ist. Sie werden offt grösser als ein Kopff / und sind kugel- oder auch länglicht-rund. Man isset sie ohne Saltz / und ob man schon ziemlich viel isset / so schaden sie doch dem Magen nicht / sondern kühlen sehr wohl in diesen hitzigen Ländern/ und machen einen appetit.

Man pflantzet daselbst auch Mays, welches man sonsten Spannisches oder Türckisches Korn nennet/allerhand Arth Hirsen/Cucumeren/Kürdsen / rothe Rüben und andere Wurtzeln / welche alle überauß gut und wohlgeschmack sind.

X.

Von den Lilien in den Antillen.

WEil vielleicht jemand über dieses alles fragen möchte/ was es für Blumen an diesen Orthen gebe/ so ist zu wissen / daß daselbst sehr schöne wachsen / die einen trefflichen Geruch haben. Unter andern siehet man da eine Arth von weissen Lilien/ die recht herrlich riechen/ dann sie kommen dem Jasmin bey; und ist der Geruch so starck/ daß sich derselbe von einer einigen Blume durch ein gantzes Gemach außbreitet und dasselbe erfüllet. Die Zwibeln und Blätter sind den unsrigen Lilien gleich / aber die Blätter der Blume stehen zerstreuet / und sind in kleine Stücklein zertheilet/ gleich als ob sie auß Kurtzweil mit einer Scheren wären zerschnitten worden. Es hat daselbst auch noch andere Lilien/ welche mit unsern gelben Lilien nicht zuvergleichen.

XI.

Von den zweyerley Arthen der Passion-Blume.

MAn siehet in den Antillen eine Pflantze/ welche wegen ihrer schönen Blätter/ lieblichen Geruch der Blume/ und Treffligkeit der Frucht sehr berühmet ist. Die Spanier nennen sie Grenadile, die Holländer Rhang-Appel, und die Frantzosen la fleur de la Passion, (zu Teutsch Passion-Blume/ oder Blume deß Leidens Christi) weil man an der Blume mit Verwun-

wunderung siehet / wie ein Theil deß Zeuges bey dem Leiden unsers Erlösers darinnen abgebildet.

Es bekennen zwar etliche nachgrüblende Liebhaber / die diese Blume genau betrachtet / daß sie an derselben eine Gleichheit gemercket mit der Krone / Dornē / Geissel / Nägel / Hammer und der Seulen; doch sagen sie auch / daß der meiste Theil dieser Sachen fast eben auch auff die Weise gestaltet / wie die Jungfrau / der Löw und Beer unter den Himmlischen Gestirnen / und fallen deß Acostæ Meinung bey / der im 27. Capitel deß vierdten Buchs seiner Historien schreibet / daß wo man das Gezeug deß Leidens Christi in dieser Blumen finden wolle / man eine starcke Einbildung haben müsse / und auß Gottesfurcht etwas davon glauben könne.

Es hat unterschiedliche Gattungen dieser Blumen / welche alle dieses miteinander gemein haben / daß sie auff der Erden kriechen wie der Epheu / wo sie nicht einen Baum antreffen / den sie umbfassen und sich daran auffrichten; daß ihre Blumen sich auffthun nachdem die Sonne hervor kommen / und vor deroselben Untergang sich wieder schliessen; und daß sie eine delicate und überauß kühlende Frucht tragen. Aber die äusserliche Gestalt der Blätter / Blumen und Früchte ist an etlichen sehr ungleich / daß man sich daher nicht verwundern darff / warumb die jenigen so in ihren Schrifften von dieser Pflantzen gehandelt / in dem sie

davor gehalten/ daß es nur eine Arth derselben gebe/in ihren Beschreibungen nicht überein-stimmen. Die Einwohner in Brasilia zehlen bey siebenerley Gattungen; in den Antillen aber weiß man nur von zweyerley/dessen Abrisse wir hiebey setzen lassen. Die eine hat ziemlich breite Blätter/welche in fünff Theil getheilet/von denen das mittelste oben rund ist/ die vier andere aber lauffen in eine Spitze auß. Wann die Blume auffgangen / ist sie grösser als eine Rose. Unten ist sie mit drey kleinen und runden Blättern umbschlossen; sie selbsten bestehet auß vielen andern schönen Blättern/ deren etliche Himmelblau / und mit kleinen rothen Tüpfflein in Gestalt einer Krone besprenget sind/andere aber haben eine Purpurfarb. Diese gantze schöne Blume ist mit einer Menge kleiner Zäserlein umbgeben/die sich wie Wasserwellen krümmen/ und gleichsam die Strahlen sind dieser Sonnen unter den Blumen; sie sind mit Leibfarb / weiß / roth / blau und noch mehr lebhafften Farben gezieret/welches überauß artig zu sehen. Die andere Gattnng hat auch Blätter/so in 5. Theil getheilet sind/wie die erste; aber die Blume/welche wie ein Kelchlein gestaltet/ und oben mit weissen und rothen Zäserlein umbfasset/ ist nicht so breit; inwendig ist sie mit weissen spitzen Blättern gezieret. Diese beyderley Arthen der Passion-Blume stossen in der Mitte ein Stengelein in die Höhe/ welches oben einen Knopff hat / darauff 3. Körnlein stehen/ die wie Nägel gestaltet: umb

die-

dieses Stengelein oder Seule sind fünff weisse Zäserlein/die so viel gelbe Zünglein tragen/ welche den jenigen gleichen/die man in den Lilien siehet; und diese/wie man sagt/ sollen die fünff Wunden unsers Heylandes abbilden.

Wann diese lieblich riechende Blumen abfallen/ so nimmet der Knopff auff der Seulen so zu/daß er eine schöne und glatte Frucht machet/in der Grösse eines mittelmäßigẽ Apffels; dessen Schele so dick als wie an den Granat-Aepffeln/ und mit einem wohlschmeckenden Safft angefüllet ist/ in welchem ein grosse Menge schwartzer und sehr harter Kerne sind. Man verordnet diese Frucht/als eine köstliche Kühl- und Stärckung/ denen so das Fieber haben/und bezeuget die Erfahrung/ daß sie eine sonderliche Krafft hat/ den Appetit zu erwecken/die Lebensgeister zu erquicken/und den Sod zuvertreiben. Die Einwohner in Brasilia ziehen diese Pflantze mit grosser Sorge/ und gebrauchen sich derselben als einer sonderlichen Zierath zu Bedeckung der Gänge und Hüttlein in ihren Gärten/ dann die Blätter und Blumen geben einen sehr angenehmen Schatten; Auß der Frucht machen sie einen Hertzstärckenden Syrup/welcher sehr hoch bey ihnen gehalten wird/weil er ohne vorerwehnte Eigenschafften noch diese Tugend hat/ daß er allen Eckel vertreibet bey denen/so gewöhnlich davon gebrauchen. Wann die Schele der Frucht und die Blumen eingemacht werden/ haben sie eben diese Kräffte die der Safft hat.

XII.

Von dem Bisam-Kraut.

ES gibt auch daselbst ein Kraut / welches man das Bisam-Kraut nennet. Dieses hat einen ziemlich hohen Stengel / und wächset dicht / wie ein kleiner Busch ohne Dornen. Seine Blätter sind etwas lang und grob; seine Blumen seind gelb und sehr schön anzusehē / in Gestalt eines Kelch- oder Glöckleins / welche sich hernach in einen ziemlich dicken Knopff verwandeln / welcher / wann er zeitig ist / inwendig weiß wie ein Atlaß und von aussen graulicht ist. Die Körnlein die in diesen Knöpffen verschlossen / haben auch eine solche graulichte Bisamfarbe; und riechen recht als Bisam / wann sie noch frisch sind / (daher sie auch Bisam-Kröner genennet werden /) und wann man sie an einem trucknen Orth und Geschirr verwahret / da sie nicht viel in die Lufft kommen / behalten sie lange Zeit diesen Geruch.

Deßgleichen sind viele andere Kräuter / unterschiedliche Stauden / ja der meiste Theil der Winden oder Lienes, die unter den Büschen kriechen / oder an den Bäumen / die in den Antillen wachsen / sich in die Höhe thun / welche sehr schöne Blumen tragen / die in das Gesicht so anmuthig stehen / als lieblich und angenehm sie sonsten dem Geruch vorkommen. Daß man also / wann man über das Feld gehet / zum öff-

Agouty.
Tatou
Iauaris
Opaſsum

tern an solche Orth kommet / da die Lufft von dem herrlichen Geruch gantz erfüllet ist.

Das 12. Capitel.

Von den fünfferley Gattungen der vierfüssigen Thiere / die man in diesen Inseln gefunden.

EHe die Spanier und Portugiesen Wohnplätze in America auffgerichtet / sahe man daselbst keine Pferde / Ochsen / Kühe / Hämmel / Schafe / Ziegen / Schweine oder Hunde. Damit sie aber ihre Schiffahrten desto besser verrichten / und ihre Schiffe im Nothfall mit Lebensmitteln versehen und erfrischen könten / haben sie von allen diesen Thieren an unterschiedliche Oerter dieser neuen Welt gesetzet; da sie sich dann dergestalt gemehret / daß sie heutiges Tages da so gemein sind / als an einigem Orth in Europa immermehr.

Es hat aber ohne dieses frembde Vieh allezeit in den Antillen etliche vierfüssige Thiere geben / als da sind das Opassum, das Javaris, das Tatou, das Agouty und die Bisam-Ratte / welche wir in diesẽ Capitel beschreiben wollen.

I.

Von dem Opassum.

DAs Opassum, welches eben das jenige Thier ist / so von den Brasilianern Cari-

gueya genemmet wird/ ist so groß als ein Spanfärcklein von 6. Wochen. Es hat einen spitzigen Rüssel/ und den untern Kinbacken kürtzer als den oberen / gleich wie die Schweine; lange/ breite und starcke Ohren/ und einen langen Schwantz / der an dem End kahl und gekrümmet ist. Auff dem Rücken hat es schwartze Haar mit grauen untermischet/ und unter dem Bauch und Halß ist es gelblich. Es hat überauß spitze Nägel / mit welchen es gar leicht und geschwind auff die Bäume klettert. Es nehret sich von Vögeln/ nnd stellet den Hünern nach wie ein Fuchs / wo es aber keinen Raub bekommen kan/ so isset es Früchte.

Dieses ist sonderlich an diesem Thier wohl zumercken / daß sich seine Haut unter dem Bauch zusammen faltet/ und einen Sack machet/ in welchem es seine Junge träget/ die es von sich auff die Erden leget wann es will / in dem es diesen uatürlichen Sack auffschliesset. Wann es hernach weiter gehen wil / öffnet es denselben wieder/ lässet bie Jungen hinein kriechen / und träget sie überall mit sich. Das Weiblein säuget seine Jungen stehend; Dann seine Dutten sind verborgen in diesem Sack/ welcher inwendig mit Haaren bedecket / die viel weicher und sanffter sind / als die so von aussen stehen. Es bringt das Weiblein gemeinlich 6. Jungen; aber das Männlein/ welches auch einen dergleichen Sack unter dem Bauch hat / wechselt mit dem Weiblein im tragen / und benimmet ihme die Last / ob es

schon

schon dieselbige nicht säugen kan. Diese Thiere sind in Virginia und Nova Hispania gar gemein. Der Wallfisch / der solchen bequemen Sack von der Natur nicht empfangen hat / verbirget seine Jungen / wie Philostratus berichtet / in seinem Maul. Die Wiesel liebet ihre Jungen so sehr / daß sie dieselbe / auß Furcht sie möchten ihr etwa genommen werden / auch mit dem Maul weg träget / und darinnen hin und wieder wirfft.

II.

Von dem Javaris.

Es hat auch in etlichen dieser Inseln / als in der Insel Tabago, eine Arth wilder Schweine / welche gleichfalls in Brasilia und Nicaragua gesehen weeden. Sie sind fast in allem den wilden Schweinen in unsern Wäldern gleich. Aber sie haben wenig Speck / kurtze Ohren / fast keine Schwäntze / und stehet ihnen der Nabel auff dem Rücken. Man siehet daß etliche gantz schwartz sind / andere aber mit weissen Flecken gesprenckt. Ihr Gruntzen ist viel schröcklicher / als der zahmen Schweine. Man nennet sie Javaris. Es hat dieses Wildpret sehr guten Geschmack; aber es ist nicht leicht zu hetzen / dañ weil dieses wilde Schwein ein Lufftloch auff dem Rücken hat / durch welches es den Athem ein und außlässet / und die Lunge kühlet / so ermüdet es fast nicht in dem Lauffen / und wann es von den Hunden gehe-

tzet und gezwungen wird sich zu stellen/ hat es solche scharffe und schneidende Waffen / mit welchen es alle die jenige / so sich unterstehen ihme nahe zu tretten/und einen Fang zu geben/ erschläget.

III.

Von dem Tatou.

DJe Tatous, welche auch auff der Insel Tabago gefunden werden / sind mit einer harten Schuppen bewaffnet / mit welcher sie sich bedecken als mit einem Harnisch. Sie haben einen Kopff wie ein Spanfärcklein/und einen dergleichen Rüssel/mit welchem sie die Erde umbwühlen. An jedweder Pfoten haben sie auch fünff sehr spitzige Klauen/ welcher sie sich gebrauchen die Erde geschwind mit aufzuwerffen/und die Wurtzeln herauß zu nehmen/ mit denen sie sich zu Nachtzeit nehren. Man hält dafür daß ihr Fleisch delicat zu essen seye/ und daß sie ein klein Beinlein in dem Schwantz haben/welches wider die Taubheit und übeles Gehör diene. Die Erfahrung hat bekräfftiget/daß es dem Sausen in den Ohren abhelffe / und den schmertzen derselben stille/ wann man es in Baumwolle einwickelt / und in dieselbe hinein leget. Etliche dieser Thier sind so groß wie die Füchse / aber die auff der Insel Tabago sind viel kleiner.

Wann diese Thier verfolget werden / oder sonsten ihrer Ruhe pflegen/welches sie gemeinlich

lich an dem Tag thun / machen sie sich gantz Kugelrund / und ziehen ihre Füsse / ihren Kopff und ihre Ohren so wohl unter die harte und feste Schuppen zusammen / daß kein Theil an ihrem Leib ist / das nicht mit diesem natürlichen Harnisch bedecket wäre / welcher weder durch die Waffen der Jäger noch von den Zähnen der Hunde kan beschädiget werden; und wo sie an einen jähen Orth kommen / waltzen sie sich / ohne einige Furcht / daß sie ihnen Schaden thun möchten / von der Höhe herab in den Grund. Linschot gedencket / daß in dem Morgenländischen Indien / in dem Fluß Goa, ein Meer-wunder gefangen worden / welches gantz mit Schuppen so hart als ein Eisen bedecket gewesen; und sich auch / wann man es angerühret / zusammen gekugelt.

IV.

Von dem Agouty.

DAs Agouty ist von brauner Farbe die fast schwartzlich ist. Es hat rauhe und helle Haar / und einen kleinē Schwantz ohne Haar. In dem oberen Kinbacken hat es zween Zähn / und eben so viel in dem untern. Mit den beyden fordern Pfoten hält es sein Essen gleich wie das Eichhörnlein. Sein Geschrey lautet als wann es deutlich Couyé sagte. Es wird ihme mit den Hunden nachgestellet / weil sein Fleisch / wiewol es in etwas einen Wildprett-Geschmack hat / von vielen eben so sehr

als

als das Kaninichen-Fleisch geliebet wird. Wann es gejaget wird/ fliehet es in die hole Bäume/auß welchen es mit Rauch herauß getrieben wird/da es dann überauß sehr schreyet. Wann es jung gefangen wird/ lässet es sich leicht zähmen/und so man es erzürnet/ bürstet es die Haar auff dem Rücken in die Höhe/ und schlägt mit den hindern Füssen auff die Erde/ gleich wie die Kaninichen/mit welchē es auch in gleicher Grösse ist. Aber seine Ohren sind kurtz und rund/und seine Zähne so scharff als ein Scheermesser.

V.

Von den Bisam-Ratten.

DJe Bisam-Ratten/von den Frantzosen Piloris genant/ haben ihre Auffenthalt meistentheils in den Löchern der Erden/ wie die Kaninichen/ welcher Grösse sie fast auch haben; aber die Gestalt betreffend/gleichen sie den grossen Ratten/ die man anderstwo siehet/ gantz und gar/ ohne daß der meiste Theil an dem Bauch weisse Haare haben; die andere Haar aber am übrigen Theil deß Leibes schwartz oder Kastanienbraun sind. Diese Thier haben einen Bisam-Geruch/ der das Hertz schwächet/und den Orth da sie sich auffhalten/ so sehr erfüllet/ daß man ihre Gegenwart leicht mercket.

Es gibt auff dem festen Land Americæ noch unterschiedliche vierfüssige Thier/die aber auf diesen Inseln nicht anzutreffen sind.

Das

Das 13. Capitel.

Von den kriechenden Thieren / so man in diesen Inseln findet.

NAchdem wir in dem vorhergehenden Capitel von den vierfüssigen Thieren geredet/welche in den Antillen gefunden worden/ als die frembde Völcker sich daselbst niedergelassen; müssen wir nunmehr handeln von den Kriechenden / die auch sehr häuffig da sind; Dann diese Thiere/welche von Natur die Kälte hassen/vermehren sich überauß sehr in diesen hitzigen Ländern / darzu dann auch die grosse Wälder und Felsen in diesen Inseln viel thun/ weil sie sich an diesen Orthen versichert auffhalten können.

I.

Von unterschiedlichen Arthen Gewürm und Schlangen.

ES gibt sehr wenig gifftige Thier in den Antillen. Zwar hat es da viel Gewürm und Schlangen von unterschiedlicher Farbe und Gestalt/ wie man dann etlich siehet / die von neun biß zehen Schuh lang sind / und so dick als ein Arm oder Schenckel. Ja man hat eines mahls eine Schlange daselbst getödet/welche ein gantzes Huhn mit seinen Federn / und

über ein Dutzend Eyer in dem Bauch hatte/ weil sie das Huhn über den Eyern angetroffen. Man hat eine andere gefunden / die eine Katze verschlungen. Daher man leicht schliessen kan/ wie groß diese Thier seyn müssen.

So wunderseltzam sie aber sind / haben sie doch keinen Gifft in dem meisten Theil dieser Landen. Ja etliche Einwohner/ wann sie solche auff den Dächern ihrer Häuser haben/ welche zum öfftern mit Palmen-Blättern oder Zucker-Rohr gedecket sind / jagen sie solche nicht davon weg/ weil sie alle Ratten auß ihren Nestern treiben und aufffressen. Doch muß man auch bekennen / daß sie den jungen Hühnlein nachstellen. Man hat auch gemercket / daß sie so listig sind / und auff ein brütend Huhn lauren / deme sie auch in wehrender Zeit keinen Schaden thun; so bald aber die Eyer außgebrütet/ fressen sie die junge Hühnlein / und wann sie nicht mächtig genug sind selbige zu verschlingen/ so ersticken sie das alte Huhn.

Es hat auch noch eine andere Art/ die überauß schön und anmuthig anzusehen: dann sie sind gantz grün/ ohn allein unter dem Bauch/ da sie graulicht scheinen. Sie sind anderthalb auch zuweilen zwey Ehlen lang: nach der Länge aber sind sie sehr dünn / indem sie mehrentheils eines Daumens dick. Sie leben nur von Fröschen/ welche sie an den Wassern aufffangen/ oder von Vögeln / die sie auff den Bäumen oder in ihren Nestern / wo sie darzu kommen können/ erschnappen. Ist also diese Gat-

tung

kung Schlangen edeler als die andern / dann sie lebet nur von der Fischerey und Jagt. Etliche Einwohner / welche alle diese Art Schlangen zu sehen gewohnet sind / greiffen sie ohne Furcht an / und tragen sie in ihrem Busem. Die jenige so in Asia und Africa gereyset / sagen daß sie daselbsten dergleichen gefunden. Dann sie erzehlen daß es in der grossen Tartarey Berge gebe; da sich wundergrosse Schlangen aufhalten / die aber gantz nicht gifftig / sondern sehr gut zu essen sind; und in dem Königreich Syrien haben sie diese Thier mit den Kindern spielen sehen / welche ihnen ein Stück Brods geben. Man sagt auch daß in den Gebürgen Andes, in dem Königreich Peru, ungeheure Schlangen gesehen werden / welche von 25. biß 30. Schuh lang sind / und keinem einigen Menschen Leydes thun.

Belangend die Inseln Martinino nnd S. Luciæ, so gleichen sie hierinn den andern Antillen nicht. Dann es gibt zwar etliche dieser Thier daselbst / die nicht gefährlich sind. Die / so nicht gefährlich / sind viel dicker und länger als die andere. Weßwegen die jenige so sie nicht kennen / sich mehr darfür fürchten / als für denen / die warhafftig zu fürchten sind. Nichts desto weniger thun sie keinen Schaden; sondern fliehen vielmehr so geschwind sie können / wann sie jemands gewahr werden. Daher sie auch Läufferinnen genennet werden. Sie haben auff dem Rücken schwartze und weisse Flecken /

an welchen man sie leichtlich erkennen/und desto besser unterscheiden kan.

Die gefährliche Schlangen sind von zweyerley Arthen. Die eine Arth ist auff dem Rücken grau/und recht wie ein Sammet. Die andern sind gantz gelb oder roth / und wegen dieser Farb schrecklich anzusehen / ob sie schon nicht schädlicher/ja vielleicht weniger als die ersten sind. Beyderley Arth essen die Ratten gern/eben wie die jenige so keinen Gifft haben; und wo die Ratten häuffig in einem Hause sind/were es wol ein Wunder / wann es auch nicht Schlangen da geben solte. Sie sind unterschiedlicher Dicke und Länge/ und hält man davor/daß die kürtzesten am allergefährlichsten seyen. Sie haben einen platten und breiten Kopff/ein sehr grosses Maul/darinnen acht und bißweilen zehen Zähne stehen; deren etliche krumm sind/und so spitzig/daß man sich nichts einbilden kan/das spitziger were. Durch diese Zähne/so hohl sind/ giessen sie geschwind ihr Gifft auß/welches in den Drüßlein eingeschlossen/die zu beyden Seiten in dem Mund/ gerad an dem Orth wo die Wurtzeln der Zähne sind/ sich befinden. Sie zerkauen niemahlen die Speise damit sie sich nehren / sondern verschlingen sie gantz/nach deme sie dieselbe/wañ sie zu groß ist / nieder getrucket und platt gemacht. Etliche sagen/daß wann sie die Zähne zum kauen gebrauchten/ sie sich selbsten mit ihrem eigenen Gifft vergeben würden/ daß sie

aber

Iguanas
Anolis
Rocquet
Mücken.
Verschlinger
Landhecht

aber diesem vorkommen möchten / so bedecken sie ihre Zähne / wann sie essen.

Diese Thier sind so giftig in diesen beyden Inseln / daß wo sie jemand gebissen / und derselbe nicht auff das allereheest sich eines herrlichen und trefflichen Mittels darwider bedienet / so wird die Wunde innerhalb zwo Stunden unheilbar. Doch ist dieses an ihnen zu loben / daß sie niemahlen jemand beissen / wann man sie nicht anrühret; auch nichts vergifften darauff sie liegen.

II.

Von den Eydexen.

Es hat mancherley Gattungen Eydexen in diesen Inseln. Die grössesten und sonderlichsten sind die / welche etliche Indier Iguanas, die Brasilianer Senemhi, und die Caraiber Ouâyamaca nennen. Wann sie ihre völlige Grösse erreichet / sind sie ohngefehr 5. Schuh lang / von dem Kopff biß an den Schwantz zurechnen / der wohl eben so lang als der übrige Leib ist: ihre Dicke belangend / mögen sie einen Schuh lang im Begriff haben. Nach deme das Land ist / darauff sie sich nehren / nach dem haben sie auch unterschiedliche Farben an ihrer Haut. Auß welcher Ursach dann vielleicht die Portugiesen sie Cameleonten genennet / und darvor gehalten / daß es eine Arth derselben seye. In etlichen Inseln haben die Weiblein eine schöne grüne Haut / mit weissen und schwartzen Flecklein gesprenckt / die

Männlein aber sind grau: hergegen sind sie in andern schwartz/und die Weiblein hellgrau/ mit schwartz und grünen Strichlein untermenget; Ja an etlichen Orthen haben die Männlein und Weiblein alle kleine Schuppen an ihrer Haut/ so gläntzend und gleichsam verbrämt/daß man meynen solte/wo man sie von weitem siehet/sie seyen mit einem güldenen oder silberenen Stück überzogen. Auff dem Rücken haben sie Stacheln gleich wie eine Seege gestaltet/ welche sie auffrichten und niederlassen wann sie wollen / und von dem Kopff an biß an das End deß Schwantzes immer kleiner fallen.

Sie haben vier Füsse / und an jedem fünff Zeen / daran sehr spitzige Klauen sind. Sie lauffen geschwind / und klettern auff die Bäume. Wann sie von den Jägern gesehen worden/ so erwarten sie gedultig und ohne Bewegen den Schuß eines Bogens oder Rohrs/ entweder weil sie die Leute gerne sehen/ oder daß sie von Natur dumm sind/ und sich wenig fürchten. Ja sie leiden daß man ihnen einen Fallstrick an den Halß leget/ welchen man an eine Stange bindet/ und sie damit von den Bäumen ziehet/ da sie auff sitzen. Wann sie zornig sind blasen sie einen grossen Kropff auf/ der ihnen unter dem Halß hänget / und sie schröcklich machet; Sie haben auch ein weites Maul/ eine dicke Zunge/ nnd etliche ziemlich spitze Zähne. Sie lassen nicht leicht ge-

hen

hen was sie einmahl mit den Zähnen gefasset; doch haben sie keinen Gifft.

Die Weiblein legen Eyer / die so groß als die Eyer der Holtz-Tauben sind / aber eine weiche Schale haben. Sie verstecken sie zimlich tieff in den Sand der an dem Ufer deß Meers lieget / und lassen sie von der Sonnen außbrüten / daher es kommen / daß sie etliche in ihren Büchern unter die Lufft-Wasser Thiere setzen. Die Europeer haben die Weise / diese Heydexen zu fangen / von den Wilden gelernet / und sind auch so kühn worden / daß sie solche essen. Sie sind überauß schwer zu tödten; man hat wohl auff etliche dreymahl mit einem Rohr geschossen / und einen Theil deß Eingeweyds weggenommen / gleichwohl sind sie nicht gestorben. Wann man ihnen aber ein Höltzlein in die Nase stecket / oder eine Stecknadel in das kleine Löchlein / welches sie zwischen den beyden Augen haben / die dann gar leicht hinein gehet / so sterben sie alsobald. Die Caraiber können sie sehr wohl mit einem Fallstrick fangen / welcher ihnen listiger weise umb den Halß geworffen wird / oder wann sie solche im Lauff ertappen / nehmen sie dieselbe bey dem Schwantz / welcher weil er sehr lang ist / eine schöne Beute giebt; und ehe sich die Thiere umbwenden / und sie beissen können / ergreiffen sie solche bey dem Genick; hernach kehren sie ihnen die Füsse auff den Rücken / binden sie zusammen / und behalten sie also über 14. Tage / ohne einige Speise.

Ihr

Ihr Fleisch ist weiß und an etlichen Orten mit Fett bedecket. Die so es essen befinden es sehr delicat, bevorab wann ihm der sonderliche widrige Geschmack / den es von Natur hat / durch gute Gewürtz und eine säurliche Brühe benommen wird. Jedoch ist nicht rathsam daß man offt davon esse / weil es den Leib zu sehr außtrucknet / und der Gesundheit etwas schädlich ist. Die Eyer haben kein Weisses / sondern lauter Gelbes inwendig / welches die Suppen so wohlgeschmack machet / als unsere Hüner-Eyer.

Ohne diese grosse Eydexen siehet man in diesen Inseln noch vier andere Gattungen / welche viel kleiner sind.

III.

Von den Anolis.

DJe Anolis sind in allen Wohnungen sehr gemein. Sie sind so groß und lang als unsere Eydexen; aber sie haben einen länglichtern Kopff / eine gelbliche Haut / und auff dem Rücken blaue / grüne und graue Striche / welche oben von dem Kopff anfangen / und biß zu End deß Schwantzes gehen. Sie halten sich in den Löchern der Erden auff / und haben zu Nacht einen weit schärfferen und unangenehmern Gesang oder Geschrey als die Heuschrecken. Sie stehen nimmer still den Tag über / sondern lauffen stetig umb die Häuser herumb / und suchen ihre Nahrung.

IV.

Von den Roquet.

DJe Roquet sind kleiner als die Anolis. Ihre Haut ist färbig mit gelben oder schwartzen Tüpfflein besprengt. Die beyde fördere Füsse sind etwas höher als die andern. Sie haben funcklende und überauß frische lebhaffte Augen. Den Kopff halten sie allezeit in die Höhe / und sind so munter / daß sie ohn unterlaß hüpffen / wie die Vögel / wañ sie sich ihrer Flügel nicht gebrauchen wollen. Ihr Schwantz ist so sehr über den Rücken gekrümmet / daß er fast zween Kreiß übereinander machet. Sie sehen die Menschen gar gerne / und wo sie sich an dem Orth da solche sind / auffhalten / lassen sie immer die Augen auff dieselbe schiessen. Wann sie ein wenig verfolget werden / thun sie das Maul auff und lassen die Zunge herauß hangen wie die kleine Jagt-Hunde.

V.

Von den Maboujas.

DJe Maboujas sind von unterschiedlichen Farben. Die jenige welche sich in den faulen Bäumen und an den sumpffigten Orthen aufhalten / deßgleichen in den tieffen und engen Thälern / wo die Soñe nicht hinkommen kan / sind schwartz und überauß abscheulich / daher ihnen die Wilden ohne Zweifel eben den Namen gegebẽ / welcher sonstẽ den Teufel bedeutet.

Sie sind gemeinlich nicht viel über einen Daumen dick/und sechs oder 7. Zoll lang. Ihre Haut ist gleichsam gantz öhligt.

VI.
Von den Mücken-verschlingern.

DIe jenige / welche von den Frantzosen Mückenverschlinger wegen ihrer gewöhnlichsten Arbeit/und von den Caraibern Oulleouma genennet werdē/ sind die kleinesten unter allen kriechenden Thieren / die auff diesen Inseln gefunden werden. Sie gleichen denen/ welche die Lateiner Stelliones nennen. Etliche scheinen als wann sie mit einem gulden Stück bedecket weren/andere haben eine grune verguldete / und noch andere schöne Farben. Sie machen sich so gemein mit den Leuten/daß sie kühnlich in die Gemächer lauffen/doch gleichwohl keinen Schaden darinn thun; sondern vielmehr dieselbe von den Fliegen und dergleichen Ungezieffer säubern. Welches sie so hurtig und listig verrichten/ daß die Verschlagenheit der Jäger nicht zu vergleichē mit der Arglistigkeit die diese kleine Thierlein haben. Dann sie stellen sich gleichsam auff die Schildwache auff ein Brett/auf dē Tisch/ oder auff etwas anders / so höher als der Bodem ist/ da sie vermeinen daß sich die Fliegen hinsetzen werden/ und tucken sich alsdann nieder. Wann sie nun ihres Raubs gewahr werden/

den / sehen sie demselben überall nach / und kehren die Augen davon nicht ab / sondern so offt die Fliegen ihren Ohr verändern / so offt drehen und wenden sie den Kopff / und machẽ allerhand Posturen. Zuweilen richten sie den halben Leib in die höhe / stehen auff den fördern Füssen / schnauben nach ihrem Wildpret / und thun ihr spitzes Maul / welches zimlich weit gespalten / auff / als fressen und verschlingen sie die Fliegen allbereit / in Hoffnung. Man mache sonsten ein Geräusch in dem Gemach oder nahe sich sonsten zu ihnen / so halten sie doch allezeit ein wachendes Aug auff ihre Beute / und verlassen ihre Stelle nicht; endlich wann sie ihren Vortheil ersehen / so schiessen sie so gerad auff die Fliegen zu / daß dieselbige ihnen gahr selten entwischen. Es ist wohl ein einfältiger und unschuldiger Lust / wann man betrachtet den sonderbaren Fleiß / den diese kleine Thiere anwenden / ihre Nahrung zu suchen.

Sie sind auch noch so zahm / daß sie auff den Tisch lauffen / wann man isset / und wo sie eine Fliege ersehen / verfolgen sie dieselbe biß auf die Teller deren so am Tische sitzen und essen / ja sie fangen sie wol von derselben Händen und Kleidern hinweg. Sonsten sind sie so glatt und sauber / daß sie niemanden einigen Unlusten oder Eckel erwecken / wann sie über die Speise hinlauffen. Zur Nachtzeit pflegen sie auch ihre Music zu halten wie die Anolis, und andere kleine Eyderen. Ihr Geschlecht fortzupflantzen legen sie Eyer so groß als eine Erbse / welche

che sie mit ein wenig Erden bedecken/ und von der Sonnen außbrüten lassen. So bald man sie tödet/ welches wegen der Aufmercksamkeit/ die sie in ihrer Jagt haben/ gar leicht zu thun/ verliehren sie alsobald ihren Glantz/ das Gold/ die schöne Farbe und die gantze Zierde ihrer Haut vergehet / schiest ab und wird bleich.

Wo man einige von diesen kriechenden Thieren / die wir jetzund beschrieben/ vor eine Arth deß Cameleons halten solte / so solten es diese letzten seyn/ weil sie gar leicht die Farbe von allem dem jenigen annehmen / darauff sie zu sitzen pflegen. Dann die so sich umb die junge Palmen auffhalten / sind gantz grün wie die Blätter dieser Bäume; die so auff den Pomerantzen-Bäumen lauffen/ sind gelb wie derselben Früchte. Ja man hat andere gesehen/ die/ weil sie stetig in einer Kammer gewesen/ darinnen ein Umbhang von Schieler Taffet an einem Bett gehangen/ einen hauffen Jungen gebracht/ welche alle an dem Leib mit vielen Farben bemahlt gewesen / eben wie der Taffet/ damit das Bett außgezieret worden. Man könte vielleicht diese Würckung den Kräfften ihrer kleinen Einbildung zuschreiben / aber wir überlassen diese Spindisirung den Nachgrüblenden.

VII.

Von den Land-Hechten.

Es hat in etlichen dieser Inseln Land-Hechte / welche gantz die Gestalt / Haut und Kopff haben / wie unsere Wasser-Hechte. Aber an statt der Floßfedern haben sie vier Füsse / welche so schwach sind / daß sie solche nach sich schleiffen / wann sie nach Arth der Schlangen gehen und kriechen / oder damit wir bey unserm Gleichnüß bleiben / wie die Hechte wann sie ausser dem Wasser sind / sich bewegen. Die grössesten sind uber funffzehen Zoll nicht lang / und haben eine rechtmäßige Dicke. Ihre Haut ist mit kleinen Schuppen bedecket / welche sehr hell gläntzen / und eine Silberfarb haben. Es haben etliche raritätliebende von den kleinen in ihren Kunst-Kammern / die ihnen vor Salamandern gegeben worden.

Zur Nachtzeit machen sie ein schröcklich Geschrey unter den Felsen und in den Gründen der Höhlen da sie sich aufhalten. Dieses Geschrey ist viel stärcker und unangenehmer als der Frösche und Kröten / und verwandelt und verändert sich nach Veränderung deß Orths / da sie verborgen liegen. Sie lassen sich fast nit sehen / als nur wann die Nacht herbey kommet / und wann man sie bey Tage siehet / so jaget ihre Bewegung / welche auff vorbesagte Weise geschiehet / einem einen Schrecken ein.

VIII.

Von den Scorpionen und einer andern Arth schädlicher Eydexen.

ES gibt in diesen Inseln auch Scorpionen/ welche den Europeischen gantz gleichen / aber ihre Stiche sind nicht so gefährlich. Sie haben ein gelbe / graue oder braune Farbe/ nach Unterscheid der Orthen wo sie gefunden werden.

Wann man an den sumpffigten Orthen Brunnen oder Cisternen gräbet / findet man offt eine Arth abscheulicher Eydexen. Sie sind ohngefehr sechs Zoll lang. Die Haut auf dem Rücken ist schwartz/und mit kleinen grauen Schuppen hie und da besetzt / welche gläntzen als ob sie mit Oehl bestrichen wären. Unten an dem Bauch haben sie auch Schuppen gleich wie auff dem Rücken / aber die Haut ist daselbst bleichgelb. Der Kopff ist klein und spitzig/das Maul zimlich weit/ und die Zähne darinnen sind überauß scharff. Sie haben 2. kleine Augen/ aber sie können deß Tages Licht nicht leiden/dann so bald man sie auß der Erden gebracht/wollen sie sich wieder verbergen/ bemühen sich ein Loch zumachen / mit ihren Füssen/ an deren jedem fünff harte und krumme Nägel stehen/mit welchen sie die Erde öffnen/ gleich wie die Maulwürffe / und überall wo sie hin wollen kriechen. Sie thun in den

Soldat
Viel-Fuſs
Gehörnte Fliege
Seltzame Spinne.
Flie-gend Tÿgen

Gärten grossen Schaden/in dem sie die Wurtzeln der Bäume benagen und abfressen. Ihre Bisse sind eben so gifftig/als die Bisse der allerärgsten Schlangen.

Das 14. Capitel.

Von dem Ungezieffer das in den Antillen gemein ist.

ES erzehlen nicht allein die Himmel / und andere grosse und höhere Geschöpffe in der Natur/ die Ehre deß mächtigen Gottes/ sondern auch die kleineste und verachteste geben das Werck seiner Hände zu erkennen / uud stellen allen den jenigen / die sie mit fleiß betrachten / eine reiche und uberflussige Materi vor/ daher sie Ursach haben die Allmächtigkeit seiner hohen Majestät zu loben. Derhalben wir darvor halten es werde den jenigen/die ihr Belieben daran haben/ daß sie den Geheimnussen der Natur nachdencken/und die Wunder Gottes erwegen / welcher auß seinen unerschöpfflichen Schätzen so viel reiche Zierden verborgene Eigenschafftē/ und seltene Schönheiten herauß genommen/ daß er die geringste seiner Geschöpffe damit bekleidete/ nicht unangenehm seyn/wann wir in diesem Capitel etliche Ungezieffer beschreiben / die gemeinlich in den Antillen gesehen werden / und ihre sonderbahren Eigenschafften haben/die gleichsam Strahlen der Herrlich-keit Gottes sind/welche

die Schwachheit und Niedrigkeit dieser Geschöpffe durch ein sonderliches Ansehen stärcken und erhöhen.

I.

Von dem unziefer/ Soldatē genant/ und von den Schnecken.

Unter den Ungeziefern/ welche häuffig in diesen heisen Ländern sind / gibt es eine Arth Schnecken/ welche die Frantzosen Soldaten nennen/ weil sie keine Häußlein haben/ die ihnen eigendlich zugehöreten / und die sie aus ihrem eigenen Geifer gemacht hetten/ wie die gemeine Schnecken; sondern so bald sie auß einer verfaulten Materi / oder sonsten / gewachsen/ ist ihnen von Natur eingegeben/ daß sie ihren kleinen und schwachen Leib wider die Ungestümme deß Wetters beschützen/und vor andern Thieren/so ihnen nachstellen/verwahren; und deßwegen suchen sie ein frembdes Hauß / und so sie eines finden / das ihnen anstehet/ nehmen sie es ein / machen es zurecht/ und schicken sich drein / so gut sie können/ wie die Soldatē/ welche keine bleibende Stätte haben; sondern allezeit auß anderer Leut Häuser ihre Wohnungen machen/und nach dem sie solche antreffen / sich darinnen behelffen.

Gemeinlich siehet man sie in den Häusern der Burgaus, welches grosse Meerschnecken sind.

sind. Wann diese erste Gäste darauß verstorben/ finden sie die leere Häuser an dem Ufer deß Meers/ und gebrauchen sich solcher hernach. Doch findet man auch diese kleine Soldaten in allerhand andern Schnecken-Häusern/ ja in den Schalen der Lienen-Nüsse/ und hat man etliche gesehen/ die sich in die Füsse der toden Meer-Krebse einquartiret gehabt. Wann sie wachsen und zunehmen/ suchen sie ein weiters Hauß/ das mit der Grösse ihres Leibes überein komme/ verlassen dann das erste und kriechen in dieses hinein. Daß sie also unterschiedliche Gestalten haben/ nach Unterscheid der entlehneten Häuser. Es scheinet daß Plinius in dem 9. Buch am 31. uñ 42. Capitel dieser Soldaten gedencke unter dem Nahmen Pinnother oder einer Arth der kleine Krebse/ denen er gleiches zuschreibet. (Sie werden auch von Æliano in dem 7. Buch am 31. Capitel/ und von Matthiolo in seinem Commentario über das 2. Buch Dioscoridis am 11. Capitel beschrieben/ und von ihnen Cancelli oder kleine Krebse genennet.) Ihr Leib ist sehr zart/ außgenommen der Kopff und die Füsse. Sie haben zur Wehre grosse Scheren/ gleich wie andere Krebse/ mit welchen sie den Eingang ihres Häußleins verwahren und den gantzen Leib beschützen. Diese Scheren sind inwendig spitzig oder gekerbt/ und wo sie etwas mit denselben erwischen/ halten sie es so hart und lassen nicht nach/ biß sie ein Stück davon abgepfetzet. Dieses Ungezieffer gehet geschwinder als die ge-

meine Schnecken/ und bestreichet mit seinem Geiffer den Orth nicht/ darüber es gangen.

Wann man diesen Soldat anrühret/ wird er zornig und machet ein Getöß; und so man ihn auß dem Häußlein haben wil/ leget man es zum Feüer/ so kriechet er alsobald herauß: giebet man ihm aber solches wieder/ so gehet er hinder sich in dasselbe hinein. Wann ihrer etliche einander antreffen/ die ihre alte Häuser zu gleicher Zeit verlassen wollen/ und ein neues antreffen/ das ihnen allen anstehet/ so gerathen sie miteinander in einen Streit/ und nachdem sie eine Zeitlang mit Eiffer gestritten und sich ihrer Scheren wohl gebraucht/ werden die schwächsten endlich gezwungen dem Obsieger das Häußlein zu überlassen/ welcher solches alsobald einnimmet/ als eine köstliche eroberte Beut/ und in Frieden dasselbe bewohnet.

Etliche Einwohner essen diese Soldaten/ wie man die Schnecken an etlichen Orten isset; aber sie dienen vielmehr zur Artzney als zur Nahrung. Dann wann man sie auß dem Häußlein thut/ und in die Sonne legt/ geben sie ein Oehl von sich/ welches zu den erkälteten Gliedern sehr nützlich ist/ und auch sehr glücklich gebrauchet wird/ die erhärtete Geschwülste an dem Leib zuerweichen.

Es hat noch zweyerley Gattungen kleiner Schnecken/ welche sehr schön sind. Die erste sind platt/ und von brauner Farbe; Die andere aber spitzig und wie eine Schraube gestaltet; sie sind auch mit kleinen rothen/ gelben

und

und violfarben Strichen durchzogen / weßwegen sie sehr geachtet werden.

II.

Von den leuchtenden Fliegen.

MAn siehet in diesen Inseln unterschiedliche Arthen grosser Fliegen von mancherley Gestalt und Farben. Wir geben aber hier billich denen die Oberstelle / so die Frantzosen leuchtende Fliegen heissen / und von etlichen Wilden Cucuyos, und von den Caraibern mit einem fast gleichlautenden Wort Coyouyou genennet werden. Es ist diese Fliege weder ihrer Schönheit / noch Gestalt wegen / die nit sonderlich / lobenswerth; sondern nur allein wegen der leuchtenden Eigenschafft. Sie ist von brauner Farbe / so groß als eine Meykefer / und hat zween starcke und harte Flügel / und unter denselben noch zween die sehr zart sind / welche man nur siehet wann sie flieget. Und alsdann mercket man auch daß sie unter diesen zarten Fliegeln einen Glantz hat / und den gantzen Bezirck gleich wie ein Liecht beleuchtet. Uber dieses sind ihre beyde Augen so hellscheinend / daß sie zur Nachtzeit / (da man dann ihren Schein recht sehen kan /) überall die Finsternüß vertreibet / wo sie nur hinflieget.

Sie sauset nicht im fliegen / und lebet von der Blüt an den Bäumen. Wann sie mit den Fingern etwas hart gehalten wird / ist sie

so glatt und schlüpfferich/ daß sie mit geringer Stärcke/ die sie ihre Freyheit zuerlangen anwendet/ ohnversehens entwischt und sich loßmachet. Wann man sie eingeschlossen hält/ verbirget sie den Schein/den sie unter den zarten Flügeln hat/ und leuchtet nur mit den Augen/ welcher Glantz doch sehr schwach ist/ und nicht zuvergleichen mit dem/ so sie von sich giebet/wann sie frey ist. Sie hat keinen Stachel nicht / damit sie sich wehren könte. Die Indier haben solche gar gern in ihren Häusern / weil sie ihnen an statt der Lampen dienen. Und wann man zur Nachtzeit die Kammern nicht wohl verwahret und zuschliesset/ fliegen sie von sich selbsten hinein/und hindern offt den Schlaff.

Es gibt auch in diesen Inseln sonderliche gläntzende Würme / die wie die Mücken fliegen. Gantz Italien und alle Morgenländische Orth sind mit diesen Würmen erfüllet. Der berühmte Verfasser deß Frantzösischen Buchs/der errettete Moses genant / gedencket auch derselben in der Vorrede seines Wercks. Und nahe an dem End seines Gedichts / beschreibet dieser treffliche Poet eine Nacht/ in etlichen Reimzeilen/welche in unsere Sprach übersetzet also lauten mögen:

Es hatten allbereit die düstre Schatten Stunden
Das blaue Himmels Zelt/nachdem die Sonn' verschwunden/

Mit

Mit Lichtern außgeziert/ es stieg jemehr empohr
Der Silber-weisse Mond/ und gieng den Sternen vor.
Das Feld war gantz beseet mit dem beseelten Feuer/
Es striche durch die Lufft das fliegend Ungeheuer/
Sie/ dieser Erden Stern' bekriegten allzumahl
Die schwartze Finsternüß mit ihrem güldnen Strahl.
Es setzten etlich' sich/ und scheinten in dem Dunckeln
Auff Mirjams schönem Haar/ als wären es Carfunckeln;
Sie glåntzten/ diese Thier/ (darauß man dann erkant
Deß grossen Gottes Glantz/) von Flammen ohne Brand.

Jedoch so hellscheinend als diese kleine Morgenländische Gestirne immer seyn können/ so sind sie doch nur als kleine Füncklein zu rechnen gegen dem grossen Feuer/ welches diese grosse Americanische Fackeln von sich werffen. Dann man kan zur Nachtzeit nicht allein den Weg wo man gehet bey ihrem Schein gar wohl sehen; sondern man kan auch darbey leicht schreiben/ und ohne Mühe die reineste Schrifft lesen. Es berichtet ein Spanischer Historienschreiber/ daß die Indier auff der Insel St. Domingo sich dieser kleinen Fliegen

bedienen/dieselbe an ihre Hände und Füsse fest machen/und sie vor Liechter gebrauchen/ wañ sie bey Nacht auff die Jagt gehen. Man sagt auch/ daß etliche andere Indier die leuchtende Feuchtigkeit/ die diese Fliegen in ihren Augen und unter den Flügeln haben/ herauß trucken/ und die Brust bey ihren nächtlichen Kurtzweilen damit bestreichen; daher sie dann mitten in den Finsternüssen scheinen / als wann sie mit Flammen bedecket wären / und kommen denen so sie ansehen gleichsam wie abscheuliche Gespenster vor.

Diese Fliegen lassen sich leicht in der Nacht fangen/wann man in der Lufft einen lebendigen Brand hin und her beweget. Dann so bald die jenige/ die bey angehender Nacht auß dem Gehöltz fliegen/dieses Feuer sehen/ vermeinen sie daß es andre ihres gleichen Fliegen seyen/ und fliegen gerad auff den Orth zu / da sie diesen Schein sehen/ so schläget man sie alsdann mit dem Hut nieder / oder sie fliegen wol von sich selbsten wider den Brand/ und fallen daumelend auff die Erden.

Es wird sich ohne zweifel nicht uneben schicken/das jenige hieher zu setzen / was der Herr du Montel, ein Frantzösischer Edelmann/(ein Mann von solcher Auffrichtig- und Glaubwürdigkeit als gelehrt und begierig er ist in Erforschung ungewöhnlicher Dinge/desse rühmlichen Freygebigkeit wir auch viele schöne und rare Anmerckungen/die diese Historische Beschreibung außzieren/zu dancken haben) neu-

licher Zeit an einen seiner Freunde von diesen Fliegen geschrieben. Seine Wort lauten im Teutschen also: Als ich in der Insel Hispaniola oder St. Domingo war / bin ich offt / wann die Nacht herbey kommen / vor den kleinen Hütten still gestanden / welche wir auffgerichtet / um etliche Tage daselbst zu verbleiben / und die Außbesserung unseres Schiffs zuerwarten: Ich bin / sag ich / offt still gestanden / und habe die Lufft betrachtet / welche an vielen Orthen von diesen kleinē irrenden Sternen gantz erleuchtet war. Sonderlich aber war es überauß schön anzusehen / wann sie an die grosse Bäume kamen / welche eine Arth Feygen tragen / und nahe bey unsern Hütten stunden. Dann sie flogen seltzam durcheinander / bald umb diese Bäume herumb / bald unter die dichte Aeste / welche alsdann das Licht dieser kleinen Sterne eine kurtze Zeit verbargen / und eine Finsternüß verursachten; geschwind aber dieses Licht wiederumb sehen liessen / welches seine gebrochene Strahlen durch die Blätter hinwarffe. Bald sahen wir diese Klarheit von der Seiten her / bald aber gerad

und schnurrechts auff uns zufallen. Hernach machten sich diese Fliegen auß der Dunckelheit dieser Bäume loß/ kamen auff uns zu/ und flogen in die näheste Pomerantzen-Bäume/ welche sie gleichsam gantz in Brand steckten/ und liessen uns derselben schöne vergüldete Früchte sehen/ die die Nacht unsern Augen geraubet hatte/ sie bemahleten ihre Blüth/ und gaben ihren Blättern eine solche lebhaffte Farbe/ daß ihre Grüne/ die von Natur anmuthig ist/ ihren Glantz umb ein merckliches/ durch diese reiche Bescheinung/ verdoppelte und erhöhete. Ich wünschte mir damahls die Geschickligkeit eines Mahlers/ daß ich eine mit so vielen Feuren erleuchtete Nacht/ und eine so lustige und heitere Landschafft hätte abbilden können. Verzeihet mir/ daß ich mich so lange Zeit bey der Historie einer Fliege auffhalte/ es hat ja der treffliche Poet du Bartas solche vor diesem unter die Vögel gesetzet/ an dem fünfften Tag in der ersten Wochen seines Buchs/ dessen herrliche Reimen diesen Verstand im Teutschen beyläufftig haben mögen:

Der

Der feurige Cucuy in jenem neuen Land
Trägt Feuer an der Stirn/trägt an den Flügeln Brand.
Der Seidensticker pflegt bey dieses Lichtes Strahlen
Mit seiner Nadel offt die Teppich schön zu mahlen;
Bey dieser Flammen Schein hat offt in dunckler Nacht
Des klugen Drehers Hand ein künstlich Werck gemacht:
Bey diesen Strahlen wühlt der Geitz in seinen Schätzen/
Der Schreiber pflegt dabey die Feder anzusetzen.

Es ist kein Zweiffel/wo man ein Cristallen Geschirr nehme/ und thäte fünff oder sechs dieser schönen Fliegen hinein/ daß der Glantz/ den solche von sich geben würden/zu allen denen Verrichtungen dienen solte/ welche dieser Poet hie beschreibet; sie würden gewißlich eine lebende und unvergleichliche Fackel machen. Aber so bald diese Fliegen todt sind/so scheinen sie nicht mehr. Ihr gantzer Glantz verlischet mit

ihrem Leben. Dieses ist / was gedachter Ruhmwürdige Edelmann erzehlet.

III.

Von den Phalangen oder gehörnten Fliegen.

DAmit wir zu der andern Arth der grossen Fliegen kommen / die man in den Antillen siehet / und von etlichen Phalangen genennet werden / so gibt es derselben welche viel grösser als die Cucuyos, und wunderseltzam gestaltet sind. Man findet etliche die zween Schnäbel haben / gleich wie der Elefant einen hat; der eine ist in die Höhe / der ander nidergekrümmet. Andere haben drey Hörner / eines wächset auß dem Rücken / die andere beyde stehen am Kopff. Der übrige Leib ist schwartz gleich wie die Hörner / und gläntzet wie der schwartze Agatstein. Wiederumb siehet man andere / die ein Horn von vier Zoll lang haben / in Gestalt eines Schnepffen-schnabels / welches oben glatt / und unten mit zarten Härlein bedecket ist; Dieses Horn gehet ihnen auß dem Rücken gerad uber dem Kopff hin / daran sie noch ein ander Horn haben / welches den Schröter-Hörnern gleichet / und so schwartz als das Eben-Holtz / und so hell als ein Glaß ist. Der gantze Leib ist Haarfarbig / glatt und wie ein Damast. Sie haben einen Kopff und eine Schnautz wie die Affen / zwey grosse / gelbe und völlige Augen / ein weites

kes Maul / und Zähne die einer kleinen Seege nicht ungleich sind. Wir wollen nochmahlen hie hören / was unser treuer und fleissiger Wandersmann von diesen Phalangen berichtet.

Ich hab gesehen / sagt er / eine von der Arth dieser grossen Fliegen / welche überauß schön gewesen. Sie war ohngefehr 3. Zoll lang; hatte einen blauen Kopff / in der Gestalt eines Heuschrecken-kopffs / ohne daß die beyde Augen grün waren wie ein Schmaragd / und mit kleinen weissen Hårlein umbfasset. Oben auff den Flůgeln hatte sie eine glåntzende Violfarb / die als ein Damast mit vielen Leibfarben Abtheilungen gezieret war / welcher Glantz durch einen silberweissen Strich erhöhet wurde. Sonsten waren diese Abtheilungen so gleichrichtig beyeinander gesetzet / daß es schiene als håtten der Circkel und Pensel alle Reguln der Sehekunst / und anmuthige Zierden der Mahlerey dabey in acht genommen. Unten am Leib war sie von gleicher Farbe / wie am Kopff / ohne daß sie sechs schwartze Füsse hatte / welche sich artig gegen den Bauch krůmmeten. Wann man die harte und

feste Flügel voneinander thäte/ sahe man zween zarte Flügel/ welche viel zärter als seiden Flor/ und so roth als Scharlach waren. Diese Fliege hab ich auff der Insel deß H. Kreutzes bey einem Engelländer gesehen/und alsobald die Beschreibung in meine Schribtaffel eingezeichnet. Ich meinete von Anfang daß sie nach der Kunst also bemahlet wäre/ wegen der hohen Leibfarb/ und deß silbernen Durchzugs; aber als ich sie begriff/sahe ich daß es natürlich war/ und dachte bey mir/ die Natur müste überauß lustiges Sinnes gewesen seyn / da sie diese kleine Königin unter dem Ungezieffer so reichlich außgeschmücket hat.

IV.
Von dem Vielfuß oder Scolopendra.

DIeses Ungezieffer wird Vielfuß genennet/ wegen seiner grossen Menge Füsse/ die an seinem gantzen untern Leib stehen/ mit denen es auff der Erden / mit unglaublicher Geschwindigkeit/ sonderlich wann es verfolget wird/hinkriechet. Es ist ohngefehr sechs Zoll lang. Sein Ober-Leib ist mit Kastanien-braunē Schuppen gantz bedecket/welche sehr hart/ und

und ineinander gefüget stehen / wie die Ziegel auff einem Dach; Das gefährlichste aber an diesem Thier ist / daß es an seinem Kopff und Schwantz Hörner hat / mit welchen es so scharff pfetzet / und so ein böses Gifft in die Wunde hinein giesset / daß man bey vier und zwantzig Stunden / zuweilen auch etwas länger / einen uberauß grossen Schmertzen empfindet.

V.

Von den Spinnen.

MAn siehet in unterschiedlichen der Antillen grosse Spinnen / welche etliche unter die Phalangen zehlen / wegen ihrer seltzamen Gestalt / und ungewöhnlichen Grösse / dann wann sie ihre Füsse außstrecken / sind sie im Begriff grösser als eine Hand breit ist. Ihr gantzer Leib bestehet auß zweyen Theilen / deren das eine platt ist / und das andere rund und in eine spitze außlaufft / gleich wie ein Tauben-Ey. Sie haben alle ein Loch auff dem Rücken / welches gleichsam ihr Nabel ist. Ihr Maul läst sich nicht wohl sehen / weilen es fast gantz mit einem graulichen Haar bedecket / welches zuweilen mit rothen untermenget ist. Sie ist auff beyden Seiten mit zwey sehr spitzen Hacken gewaffnet / welche starck und glatt sind / und eine solche gläntzende schwartze Farbe haben / daß etliche dieselbe in Gold einfassen lassen / und vor Zahnstecher gebrauchen / welche sonderlich hoch gehalten werden von allen de-

nen/so die Krafft dieser Hacken wissen; Dann sie verhüten allen Schmertzen und Faulung an den jenigen Gliedern / die damit bestrichen werden.

Wann diese Spinnen alt worden/sind sie überall mit einer schwärtzlichen Wolle bedecket/welche so sanfft als ein Sammet ist. Sie gehen auff zehen Füssen / die an den Seiten haaricht sind und unten kleine Spitzen haben/ mit welchen sie sich überall/ wo sie hinklettern wollen / desto leichter anhangen. Alle diese Füsse gehen auß dem vorderen Theil deß Leibs: Ein jeglicher derselben hat vier Geleiche/ und an dem End ein schwartzes und hartes Horn/ welches in zwey Theil getheilet / wie eine kleine Gabel.

Alle Jahr legen sie ihre alte Haut ab/wie die Schlangen / deßgleichen auch die beyde Hacken/ welche ihnen an statt der Zäne und zum Schutz dienen; die so diese köstliche Bälcke finden/ können die gantze Gestalt ihrer Leiber daran sehen/ welche also beschaffen / wie das Kupffer dieses Capitels außweiset. Ihre Augen sind so klein und liegen so tieff/ daß sie nicht anderst als zwey kleine Tupfflein scheinen. Sie nehren sich von Fliegen und dergleichen Ungezieffer; und hat man gesehen/daß sie an etlichen Orthen so starcke Spinnweben machen/ daß die kleine Vögel/ so sich darinn verwirren/ genug zu thun haben/wann sie wieder loß kommen wollen. Dieses wird auch gesagt von den Spinnen/welche in der Insul Vermuda, so die

En-

Engelländer bewohnen/ gefunden werden; es ist auch gar glaublich/ daß diese von dergleichen Arth seyen.

VI.

Von dem fliegenden Tyger.

MAn hat diesem Ungezieffer den Namen deß fliegenden Tygers gegeben/ weil es überall an seinem Leib mit Flecklein von unterschiedlichen Farben besprengt ist/ gleich wie das Tyger-Thier. Es ist so groß als ein Schröter; Sein Kopff ist spitzig/ und mit zwey grossen Augen gezieret/ welche so groß und glänzend sind als ein Schmaragd. Sein Maul ist mit zween harten Hacken gewaffnet/ die überauß spitz sind/ mit welchen es seinen Raub hält/ so lang biß es den Safft herauß gesogen. Sein gantzer Leib ist mit einer harten uñ braunen Haut/ als mit einem Harnisch/ bekleidet. Seine Flügel welche auch von harter Materi/ bedecken vier Flügelein/ die so zart als ein seiden Flor sind. Es hat sechs Füsse/ derer jedweder drey Geleiche/ und viele kleine Spitzen hat. Deß Tages über stellet es stetig dem andern Ungezieffer nach/ und zur Nachtzeit setzet es sich auff die Bäume/ und hat einen Gesang eben wie die Heuschrecken.

VII.

Von den Bienen und etlichen andern Ungeziefern.

DJe Bienen/ so man in den Antillen siehet/ sind den jenigen nicht gar ungleich/ die in dem Mittägigen America gefunden werden; doch sind sie alle beyde viel kleiner als die Europæische. Etliche haben eine graue/ andere aber eine braune oder blaue farbe: und diese letztere machen mehr Wachs und bessern Honig. Sie halten sich alle in den Rissen der Felsen/ oder in den hohlen Bäumen auff. Ihr Wachs ist weich/ und hat eine solche schwartze Farbe/ daß man durch keine Kunst dasselbe weiß machen kan: Hergegen aber ist ihr Honig viel weisser/ viel süsser und viel heller / als der unsrige. Man kan diese Bienen ohne einige Gefahr angreiffen/ weil sie fast gantz und gar keinen Stachel haben.

Man findet noch in diesen Inseln unterschiedliche Schröter / und eine grosse Menge Heuschrecken/ und Zweyfalter/ welche über alle massen schön sind. Man siehet auch daselbst beydes auff der Erden und in der Lufft mancherley beschwerliche und schädliche Ungezicfer / welche die Einwohner überauß plagen; wir wollen aber von diesen und etlichen andern Beschwerligkeiten in den zwey letzten Capiteln dieses ersten Buchs reden.

Das

Orinoquen-
Adler
Flamman
Colibry
Kropff Vogel
Wasser
huhn
Pintade-huhn

Das 15. Capitel.

Von den vornembsten Vögeln in den Antillen.

DJe Wercke deß HErrn sind groß / er hat sie alle weißlich geordnet / die Erde ist voll seiner Güther ; jedoch muß man bekennen / daß unter allen Geschöpffen / welche keine vernünfftige Seelen haben / die Vögel viel höher als alle andere die unerschöpffliche Reichthümer seiner Gütigkeit und Vorsehung verkündigen : und daß sie uns durch ihren süssen Gesang / durch ihren hurtigen flug / durch die lebhaffte farben und allen Pracht ihrer federn anreitzen die höheste Majestät Gottes zu loben und preisen / der sie alle so herrlich gezieret / und so vollkommen außgeschmücket hat. Wir wollen derhalben in unsern Betrachtungen fortfahren / und nachdem wir von den Bäumen / Pflantzen / Kräutern / vierfüssigen Thieren / Gewürmen und Ungezieffer / mit denen das Land der Antillen bedecket ist / gehandelt / als wollen wir in diesem Capitel die vornemsten Vögel beschreiben / welche die Lufft dieser angenehmen Inseln bewohnen / und die Zierde der immerwehrenden Grüne so vieler köstlichen Bäume / mit denen die Erde daselbst gekrönet / umb ein grosses vermehren.

I. Von

I.

Von den Fregaten.

WAnn man auff diese Inseln zufähret / kommen etliche Meervögel den Schiffen entgegen/gleich als ob sie dieselbige zuerkundigen wären außgeschicket worden. So bald die neue Ankommende solche erblicken/vermeinen sie daß sie nun bald das Land sehen werden. Aber es ist eine vergebliche Hoffnung/uñ darff man sich dieses nicht eher einbilden / biß man sie hauffenweiß fliehen siehet. Dann es gibt eine Arth derselben / die sich offt auff das hohe Meer/ über zweyhundert Frantzösischer Meilen vom Land begeben.

Die Frantzosen neñen sie Fregaten, wegẽ deß stethen uñ leichtẽ Flugs. Es haben diese Vögel bey nahe eben so viel Fleisch als eine Ente; aber ihre Flügel sind weit grösser / sie fliegen auch mit solcher Geschwindigkeit / daß man sie in gar kurtzer Zeit auß dem Gesicht verliehret.

Ihre Federn haben unterschiedene Farben; etliche sind gantz schwartz / und etliche gantz grau/ ohne an dem Bauch und Flügeln sind sie mit weissen untermenget. Sie können die Fische überauß wohl fangen/dann wann sie einen oben auff dem Wasser sehen/ erhaschen sie ihn gleichsam spielend / und verzehren ihn. Sonderlich sind sie überauß geschickt die fliegende Fische zuertappen; dann so bald sie sehẽ/ daß diese delicate Beute gezwungen wird/das Wasser zu verlassen/ und sich in die freye Lufft

zubegeben/damit sie den grausamen Verfolgungen ihrer Feind in dem Meer entgehen mögen/so wissen sie so wohl an den Orth sich zu stellen/da diese Fische ihren Außfall thun werden/daß so bald solche auß dem Wasser steigen/ sie dieselbe mit ihrem Schnabel oder Klauen empfangen. Daß also diese unschuldige und unglückseelige Fische / in dem sie den Zähnen ihrer Wasser-Feinde entrinnen wollen/ offt in die Klauen der Lufft-Feinde fallen/ die eben so übel mit ihnen verfahren.

Diese Vögel haben ihren Auffenthalt auff den Felsen so in dem Meer stehen/ und in den kleinen unbewohneten Inseln/an welchen einsamen Orthen sie auch zu nisten pflegen. Ihr Fleisch wird nicht groß geachtet/aber ihr fett wird sehr fleissig auffgehaben/weil man erfahren/ daß es sehr dienlich zur Heilung/ oder doch auff das wenigste zur Linderung der Gicht/deß Krampffs/ und andern von Kälte herrührenden Lähmungen der Glieder.

II.

Von den Fahlen.

DIese Vögel werden von den Frantzosen Fahlen genennet/ wegen der Farbe auff ihrem Rücken/ unter dem Bauch aber sind sie weiß. Sie sind so groß als ein Wasser-Huhn; aber gemeinlich so mager/ daß sie nur der Federn halben geachtet werden. Sie haben Füsse gleich den Endten/und einen spitzen Schnabel/

vel/wie die Schnepffen. Sie nehren sich von kleinen Fischen/ gleich wie die Fregaten; und sind die allerdummesten unter allen Meer- und Land-Vögeln/ die in den Antillen sind; dann so bald sie eines Schiffes gewahr werden/sonderlich wann die Nacht herein bricht/ setzen sie sich alsobald darauff/ entweder weil sie solches vor einen schwebenden Felsen ansehen/ oder sonsten ermüdet seyn vom fliegen: und sind so unbedachtsam/daß sie sich ohne Mühe greiffen lassen.

III.

Von den kleinen weissen Reygern/ und etlichen andern Meer- und Flüß-Vögeln.

MAn siehet nahe bey diesen Inseln/zuweilen auch auff dem hohen Meer/ Vögel/ die schneeweiß sind / und einen solchen rothen Schnabel und Füsse haben als die Corallen. Sie sind ein klein wenig grösser als die Krähen/und werden vor eine Arth der weissen Reyger gehalten/weil sie einen Schwantz haben/ der in zweyen langen und köstlichen Federn bestehet / und daher von allen andern Vögeln/ die auff dem Meer fliegen / unterschieden werden.

Unter den Vögeln / so an den Flüssen und stehenden Wassern sich auffhalten/finden sich Wasser-Hähnlein / Täucher / Wasser-Hühner/Enten/wilde Gänse/ und noch eine Arth klei-

kleiner Enten/die über den gantzen Leib so weiß als ein Schnee sind / und einen schwartzen Schnabel und schwartze Füsse haben/deßgleichen kleine weisse Reyger/von überauß weisser farbe/welche so groß als eine Taube sind/und einen Schnabel wie die Schnepffen haben/ sich in dem Sand und an den Felsen auffhalten/und von Fischen leben. Es wird ihnen insonderheit sehr nachgestellet/wegen der köstlichen Federn/welche so zart und rein sind als eine Seide / und ihnen eine sonderliche Zierde und Ansehen geben. Weil aber alle diese Meer- und Fluß-Vögel auch anderstwo bekant sind/ ist es unvonnöthen / dieselbe zu beschreiben.

IV.

Von dem Kropff-Vogel.

ES wird in allen diesen Inseln noch ein grosser Vogel gefunden / welcher nur von Fischen lebet. Er ist so groß als eine grosse Ente/hat Aschenfarbe federn/ und ist scheußlich anzusehen. Sein Schnabel ist lang und platt / der Kopff groß/die Augen klein uñ tieff gelegen/ und der Halß ziemlich kurtz/ unter welchem ein Kropff hanget/ der so überauß groß und weit ist/ daß er einen Eymer voll Wasser in sich begreiffen kan. Daher er auch Kropff Vogel genennet wird. Man siehet diese Vögel gemeinlich auff den Bäumen / die an dem Ufer deß Meers stehen / allwo sie

sich

sich verborgen und auff den Raub lauren. Dann so bald sie einen Fisch oben auff dem Wasser schwimmen sehen/ dem sie beykommen können/ schiessen sie auff denselben zu/ und tragen ihn hinweg. Sie sind so fråssig/ daß sie ziemlich grosse Fische auff einmal hinunter schlingen/ und sich gleich darauf wieder auff die Schildwache stellen. Da sie dann so fleissig auf ihre Fischerey achtung geben/ daß sie das Gesicht von dem Meer/ da sie ihre Beute zu überkommen verhoffen/ nicht abwenden/ und also leicht von dem Land her können geschossen werden/ und der Nachstellung nicht einmahl wahrnehmen. Sie sind traurig und melancholisch / welches sich zu ihrem Fischfang schicket. Ihre Augen sind so scharffsehend/ daß sie die Fische sehr weit in das Meer hinein/ und eine Klaffter tieff in dem Meer ersehen können: jedoch warten sie biß solche fast oben auff dem Wasser sind/ und alsdann fliegen sie auff dieselbe zu. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen.

V.

Von den Wasser-Hühnern.

DIe Inseln/ welche man Virgines nennet/ werden unter allen Antillen gerühmet/ daß sie eine grosse Menge schöner und rarer Meer- und Land-Vögel haben. Dann ohne diese/ davon wir jetzund geredet / und daselbst häuffig gefunden werden/ siehet man eine Arth klei-

kleiner Wasser-Hühner / welche sehr schöne Federn haben. Sie sind nicht grösser dann eine Taube/ihr Schnabel aber ist viel länger/ und von gelber Farbe/die obere Beine sind höher / und haben gleich wie die Füsse eine hochrothe farbe. Die Federn auff dem Rücken / an den Flügeln und Schwantz sind leibfärbig und hell/mit grünen und schwartzen untermenget/ welche gleichsam der Grund sind / der diese gläntzende Farben erhöhet. Unter den Flügeln und an dem Bauch sind sie goldgelb. Der Halß und die Brust ist mit einer anmuthigen Vermischung aller farben/die sie an dem gantzen Leib haben/ außgezieret / und ihr Kopff/ welcher klein ist / und kleine funcklende Augen hat/ist mit einer Haube oder Busch von vielen kleinen Federn gekrönet / die auch mit mancherley schönen Farben gleichsam bemahlet sind.

VI.

Von dem Flamman.

AN den stehenden Wassern und sumpffichten Orthen / da man selten hinkommet/ halten sich schöne und grosse Vögel auff / welche so groß als eine wilde Gantz / und wie diejenige gestaltet sind / so von den Holländern Lepelaër genennet werden/wegen ihres schnabels / der vornen wie ein Löffel eingebogen. Ihr Schnabel ist demselben gantz gleich / der Halß sehr lang/und die Füsse so hoch/daß der

ubri-

übrige Theil ihres Leibs ohngefehr zween gute Schuh hoch von der Erden stehet. Sie haben aber nicht einerley Farben/ dann wann sie jung sind/ haben sie weisse Federn/ nach dem sie hernach wachsen/ werden sie Rosenfarbig/ und letzlich wann sie alt sind/ haben sie eine rechte Leibfarb. Es hat das Ansehen daß er dieser Farb halben von den Frantzosen Flammant, das ist flammend genennet worden. Bey den Griechen und Lateinern heisset er Phœnicopterus. Man findet diese Vögel auch nahe bey Mompelier, welche nur allein unter den flügeln und an dem Bauch Leibfarb sind/ und eben auff dem Rücken schwartz. Man siehet auch etliche in den Inseln/ welche an den flügeln weisse und schwartze Federn vermenget haben.

Sie fliegen gemeinlich Hauffenweiß/ und haben ein solch scharffes Gehör und Geruch/ daß sie die Jäger und Büchsen von weitem mercken. Damit sie auch desto sicherer von allen Nachstellungen seyen/ setzen sie sich gern an freye Ort/ und mitten in die Sümpffe/ da sie ihrer feinde von weitem köñen gewahr werden/ und wann die andern die Wasser durchsuchen/ ihre Nahrung zubekommen/ so hält allezeit einer auß dem Hauffen die Wacht; welcher/ so bald er das geringste Geräusch höret/ oder einen Menschen siehet/ sich in die Höhe schwinget/ und ein Geschrey von sich gibt/ zum Zeichen/ daß die andern ihm nachfolgen sollen. Wann die Jäger auff der Insel St.

Domingo diese Vögel/ als welche daselbst gar gemein sind/ schiessen wollen/ stellen sie sich gegen den Wind/ auf daß der Geruch deß Pulvers ihnen so leicht nicht beykomme/ hernach bedecken sie sich mit einer Ochsen-Haut/ und gehen auff Händ und Füssen/ damit sie von den Vögeln vor dergleichen Thiere mögen angesehen werden/ biß sie an einen bequemen Ort kommen/ da sie auff dieselbe loßschiessen können: und durch diese List kommen sie in der Jäger Hände/ dann sie sind gewohnet die wilden Ochsen zu sehen/ welche von dem Gebürg herab zur Träncke gehen. Sie sind fett/ und haben ein zimlich delicat Fleisch. Ihre Haut/ die von weichen Pflaumfedern bedecket/ wird auffgehaben/ und zu gleichem Gebrauch wie die Schwanen- und Geyer-Häute angewendet.

VII.

Von den Americanischen Schwalben.

Es ist vor etlichen Jahren einem Raritätliebenden zu Rochelle in Franckreich auß diesen Inseln ein Vogel geschickt worden in der Grösse einer Schwalben/ deren er auch gantz gleich gewesen/ ohn allein daß die beyde grosse Federn am Schwantz etwas kürtzer waren/ der Schnabel krumm/ gleich wie die Papageyen-Schnäbel/ und die Füsse den Entenfüssen gleichten. Er war überall schwartz/

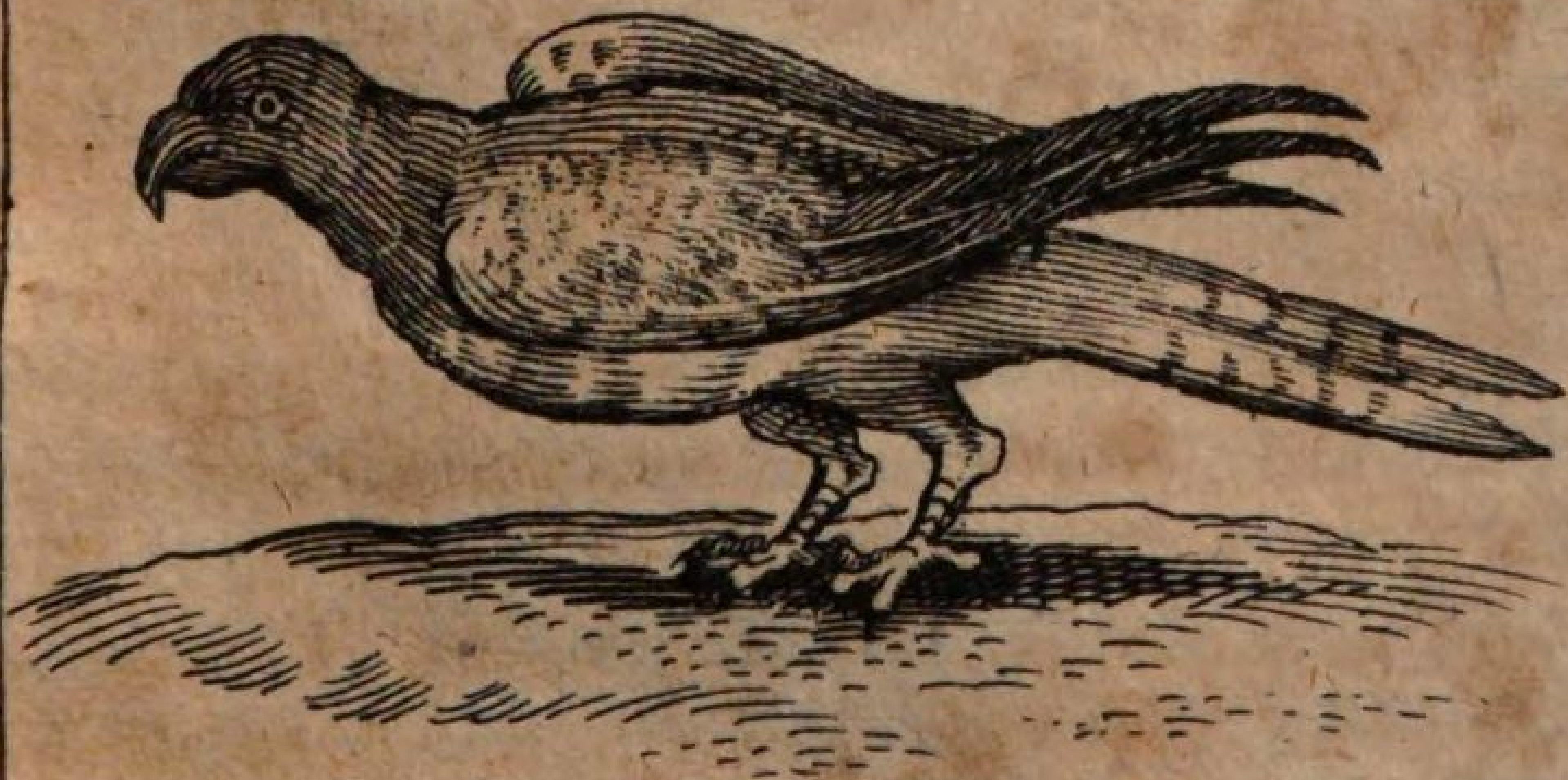
außgenommen an dem Bauch/da er eine weisse farbe hatte/wie die Schwalben; kürtzlich/ er gleichte diesen Vögeln/(ohne diesen kleinen Unterschied/) so wohl/ daß wir ihn nicht besser nennen konten als eine Americanische Schwalbe. Wir setzen ihn mit fleiß zu den Meer- und Flüß-Vögeln/weil die Gestalt seiner Füsse genug zuerkennen giebet/daß er in dē Wassern lebet. Und weil er so seltzam ist/ daß er unsers Wissens von niemand jemahlen beschrieben worden/ haben wir dessen eigentliche Abbildung hieher setzen lassen.

VIII.

Von unterschiedlichen Land-Vögeln.

OHne alle diese Vögel / welche sich an dem Meer/Flussen und stehenden Wassern aufhalten/ findet man in diesen Inseln eine sehr grosse Menge Feld-Hüner / Turtel-Tauben/ Krähen/ und Holtz-Tauben/ welche ein grosses Geschrey in den Wäldern machen. Man siehet daselbst dreyerley Gattungen Hühner; Die erste sind die gemeine Hühner/ die den unsrigen gleichen: Die andere sind die jenigen/ welche wir Indianische Hühner heissen: Und die dritte Gattung sind eine Arth Fasanen/ welche die Frantzosen nach dem Spanischen Nahmen Poules Pintades, das ist/ gemahlte Hühner nennen/ weil sie gleichsam bemahlet sind mit weissen farben/ uñ kleinen Tüpfflein/

die



die auff dem danckelen Grund scheinen/ als ob es so viel Augen wären.

Es gibt auch da viel Amseln/ Ziemer/ Troßeln und Kirschfincken/ die den unsrigen dieses Nahmens fast in allem gleichen.

Was die andern Vögel anlangt/ die nur in den Wäldern der Antillen gefunden werden/ sind dieselbe von vielerley Arthen/ und so reich und prächtig von farben / daß man bekennen muß/ ob sie schon den Europeischen in dem Gesang nicht gleichen / doch ihnen / was die Schönheit der federn betrifft / weit vorgehen. Wir zweiffeln nicht / nachfolgende Beschreibung etlicher von den vornehmsten dieser Vögel/ werde die Warheit unserer Wort zur gnüge bekräfftigen.

Den Anfang wollen wir von den Papageyen machen/ welche nach ihrer unterschiedenen Grösse in dreyerley Gattungen abgetheilet werden. Die erste sind die grösten / und werden Arras, und Canides oder Canives genennet/ die andern sind die mittlere oder gemeine Papageyen / und die dritte sind die kleine Papageyen.

IX.

Von den Arras oder grossen Papageyen.

Die Arras sind trefflich schöne Vögel / in der Grösse eines Fasanen : was aber die Gestalt deß Leibs belangt / sind sie den Papa-

geyen gleich. Sie haben alle einen zimlich grossen Kopff/lebhaffte und scharffsehende Augen / einen krummen Schnabel und langen Schwantz/welcher auß schönen federn von mancherley farben bestehet / nach Unterschied der Inseln/ da sie außgeheckt worden. Man siehet etliche/ die an dem Kopff/oben auff dem Halß und Rücken Himmelblau sind / und wie ein gewässerter Taffet; an dem Bauch und unter dem Halß und flügeln bleichgelb / und einen gantz rothen Schwantz haben. Andere sind fast an dem gantzen Leib feuerfarbig/ ohne an ihren flügeln/ da sie etliche gelbe/blaue und rothe federn haben.

Es finden sich auch noch andere / deren federn / als rothe / weisse / blaue / grüne und schwartze untereinander vermenget siehen/und also fünff schöne und lebhaffte farben haben/ welches überauß schön zu sehen. Sie fliegen gemeinlich hauffenweiß. Man solte auß ihren Geberden vermeineu/ daß sie sehr kühn uñ hertzhaft seyen/dann sie erschrecken nit von dem Knall/wann man auf sie loßschiesset/und so sie zum ersten mahl nit getroffen worden/erwartē sie ohne Bewegen / an dem Orth wo sie sitzen/ den andern Schuß: aber es schreiben die meisten diese Sicherheit vielmehr ihrer natürlichē Dummigkeit/als ihrem unerschrockenen Muth zu. Sie sind gar leicht zu zähmen/und lernen auch etliche Wort außsprechen / doch haben sie den mehrern Theil eine allzudicke Zunge/ daß man sie nicht wohl verstehen kan / gleich

wie

wie die Canides und kleine Papageyen auch. Sie können die Kälte so gar übel vertragen/ daß man sie nicht ohne grosse Mühe und Beschwerung über Meer bringen kan.

X.

Von den Canides.

Es werden die Canides sehr hoch gehalten/ welche in gleicher Grösse mit den vorigen sind/ aber viel schönere Federn haben. Der Herr du Montel, der unterschiedliche Reysen in America gethan/ und sehr fleissig alle Inseln besichtiget/ hat einen von diesen Vögeln in der Insel Quaracoa gesehen/ den er außführlich also beschrieben: Er konte mit gutem Fug/ sagt er/ unter die schönste Vögel der Welt gerechnet werden. Ich hab ihn so eigentlich betrachtet / und so offt in meinen Händen gehabt/ als ich an selbigem Orth war / daß ich mir seine Gestalt noch sehr wohl einbilden kan. Unter dem Bauch/ unter den Flügeln und unter dem Halß hatte er eitel Auror-farbe Federn/ welche wie ein gewässerter Taffet scheineten: auff dem Rücken und Helfte der Flügel eine überauß lebhaffte Himmelblaue Farbe; und der Schwantz und Schwingfedern waren von einer wunderschönen

und hellen Leibfarb untermenget/ und mit blauē/ graßgrünē und gläntzenden schwartzen Federn durchschossen/ welche letztere Farbe die andern erhöhete und ihnen ein viel grösseres Ansehen gabe. Das schönste an ihm aber war der Kopff/ der mit kleinen Rosenfarben Pflaumfedern bedecket/ und von grünen/ gelben und bleichblauen gesprenckt war/ welche als wie Wellen biß an den Rücken sich erstreckten. Seine Augenlieder waren weiß/ und der Augapffel gelb und roth/ wie ein Rubin der in Gold eingefasset ist. Auff dem Kopff hatte er eine Haube/ von Feuer-rothen Federn/ welche als eine glüende Kohle gläntzten/ diese waren mit vielen kleinen umbgeben/ die eine Perlen-Farbe hatten.

Ob er nun schon dieser reichen Zierde wegen recht verwunderlich war/ so war er doch nicht weniger lobenswerth wegen seiner Freundligkeit: Dann wiewohl er einen krummen Schnabel/ und Nägel oder Klauen an seinen Füssen hatte/ deren er als wie der Hände gebrauchte/ und sein Essen damit zu dem Schnabel reichte/ die so starck und spitzig waren/ daß er gar leicht

etwas

etwas damit zerreissen können: nichts destoweniger war er so zahm / daß er mit den kleinen Kindern spielete / und sie nicht beschädigte: Und wann man ihn auff die Handnahme / schlosse er seine Klauen so geschicklich zusammen / daß man die Spitzen nicht einmahl fühlete. Er leckete / wie ein kleiner Hund / mit seiner kurtzen und dicken Zungen / die jenige die ihm liebkoseten / und etwas leckerhafftiges zu essen gaben; er neigte seinen Kopff an ihre Backen / küßte sie schmeichelend / und bezeugete durch hunderterley Geberden seine Danckbarkeit; er liesse sich stellen wie man wolte / und es gefiel ihm wol wann man mit ihm spielete / und er seinen Freunden eine Kurtzweil machte. So gut und freundlich er sich aber stellete gegen die so ihm gutes thaten; so böß und unversöhnlich erzeigte er sich gegen die jenige / die ihn beleidiget hatten / konte solche unter andern wohl erkennen / und wo er ihnen beyzukommen vermogte / versetzete er ihnen eines mit seinem Schnabel oder mit seinen Klauen.

Im übrigen redete er die Holländische /

Spanische und Indianische Sprache: und sange in dieser letzten Lieder wie ein rechter Indianer. Er äffete auch andern Vögeln uñ Hauß Thieren nach. Er nennete seine Freunde mit dem Vor- uñ Beynahmen/ er lieffe und floge auff sie zu / so bald er sie merckte/ absonderlich wann er Hunger hatte. Wann sie aber eine Zeitlang nicht zugegen gewesen / und er solche nicht gesehen hatte/ erzeigte er sich frölich über ihrer Wiederkunfft/durch sein Freudengeschrey. Wann er genug gespielet und sich boßierlich gestellet hatte/ und man seiner Schmeicheleyen müd war / floge er oben auff das Tach der Hütten seines Pfleg-Herrn/ (welcher ein vornehmer Mann in derselben Insel war/) redete und sange daselbst / machte allerhand seltzame Bossen/ bespiegelte sich in seinen Federn/ welche er mit seinem Schnabel sauber außbutzete uñ glåntzend machte. Er war leicht zuerhalten; dann er asse nicht allein das Brod/ das man in diesen Inseln gewöhnlich hat / sondern es waren ihm auch alle Früchte und alle Wurtzeln / die daselbst wachsen/angenehm. Und wann man ihm

mehr gabe / als er essen mochte / verbarge er das übrige sehr fleissig unter die Blätter deß Daches der Hütten / und suchte solches im Nothfall wieder hervor. Kurtz / ich habe niemahls einen schönern und lieblichern Vogel gesehen / er wäre wol werth gewesen / daß man ihn dem König verehrt hätte / wann man ihn nur in Franckreich hätte überbringen können.

Dieses ist / was gedachter Edle und glaubwürdige Zeuge erzehlet / welcher noch hinzu setzet / daß er dem Herrn Rodenborck auß den Antillen gebracht worden / welcher damahls Gouvernör der Festung und Holländischen Wohnstätte / die in der Insel Quaracoa ist / gewesen.

XI.

Von den mittleren Papageyen.

MAn siehet fast in allē Antillen Papageyen / welche die Indianische Einwohner deß Landes in ihrer Sprache Kouléhuec nennen / und hauffenweiß wie die Staren fliegen. Die Jäger zehlen sie unter das Schnabel-Wildprett / und halten darvor / daß sie ihre Mühe und Pulver nicht verliehren / wann sie solche schiessen. Dann sie sind so gut und fett / als die beste junge Hühner; voraemlich wann sie noch jung sind / und zur Zeit da die meiste junge Bäume Beeren oder Früchte tragen / da-

von sie sich nehren. Sie sind von unterschiedlicher Grösse und mancherley Federn / nach Unterschied der Inseln; also daß die alte Einwohner dieser Oerther / auß ihrer Gestalt und an ihren federn den Orth da sie gehecket werden / erkennen können.

Es gibt eine wunderliche Arth dieser Vögel in einer von den Inseln / die man Virgines nennet. Sie sind grösser als die Wiedhopffen / deren Gestalt sie auch fast haben. Aber ihre federn sind mit so mancherley Gestalt gezieret / daß sich das Gesicht kaum genug daran erlustigen kan; und was das vornemste ist / so lernen sie trefflich wohlreden / und sprechen alles nach was sie hören.

XII.

Von den kleinen Papageyen.

DIe kleineste Papageyen sind nicht grösser als eine Amsel / ja man findet wol etliche / die einen Spatzen in der Grösse deß Leibs nicht übertreffen. Sie werden kleine Papageyen genennet; und sind mit gantz grünen federn bedecket / ohne unter dem Bauch / und an dem End der Flügel und deß Schwantzes / da sie gelblich scheinen. Sie lernen auch reden und pfeiffen; doch behalten sie allezeit etwas von ihrer wilden Arth an sich. Derohalben sie auch sehr hart pfetzen mit ihren Klauen / wann sie nicht wol auffgeräumt und in gutem Laun sind. Und wann sie die Freyheit haben können / fliegen sie in die Wälder / und sterben daselbst hungers.

Dann

Dann weil sie von Jugend auff in dem Kefich ernehret worden/ wo sie ihre Speise bereitet gefunden/ wissen sie nicht die jenige Bäume zu suchen und zu erkennen/ deren Beerlein ihnen zur Nahrung dienen.

XIII.
Von dem Tremblo.

IN etlichen Inseln/ sonderlich in der Insel Gardeloupe, wird ein kleiner Vogel gesehen/ den man Tremblo oder Zittervogel nennet/ weil er stetig zittert/ bevorab mit seinen flügeln/ welche er halb auffthut. Er ist so groß als eine Wachtel/ und seine federn sind etwas dunckelgrau/ gleich wie die Lerchen haben.

XIV.
Von den Americanischen Spatzen.

GLeich wie die Inseln Tabago und Barbudos unter den Antillen am meisten gegen Mittag gelegen/ als haben sie auch viel rarer Vögel/ die in den jenigen/ so sich mehr gegen Norden erstrecken/ nit gefunden werden. Unter andern siehet man daselbst einen/ der nit grösser als ein Spatz/ und trefflich schön von federn ist. Dann er hat an dem Kopff/ Halß und Rücken eine solche lebhaffte und gläntzende rothe Farbe/ daß wo man ihn in der Hand verborgen hält/ und nur den Halß oder Rücken sehen lässet/ man ihn/ auch nahe dabey/ vor eine glü-

ende Kohle halten solte. Unter den flügeln und an dem Bauch ist er Himmelblau; die federn der flügel und deß Schwantzes sind dunckelroth/mit kleinen weissen Tüpfflein gesprenckt/ welche in gleicher weite voneinander stehen/ und wie sein Augapffel gestaltet sind. Er hat auch einen Schnabel und solchen Gesang wie ein Spatz; weßwegen er dann billich ein Americanischer Spatz genennet wird.

XV.

Von dem Orinoquen-Adler.

ES flieget auch offt eine Gattung grosser Vögel von dem festen Land in diese Inseln/ welchem die Oberstelle unter den Raubvögeln/ die in den Antillen sind/gebieret. Die erste Einwohner der Insel Tabago haben sie Orinoquen-Adler genennet/weil er in der Grösse uñ Gestalt eines Adlers ist/und man davor hält/ daß dieser Vogel/welcher ein frembder überfliegender Vogel in dieser Insel ist/gemeinlich in dem jenigen Theil deß Mittägigen Americæ gesehen wird/das der grosse Fluß Orinoque befeuchtet. Alle seine federn sind hellgrau/mit schwartzen Tüpfflein gesprenckt/ ohne das eusserste seiner flügel und seines Schwantzes/da er gelblich ist. Er hat helle und scharffe Augen; sehr lange flügel/einen schnellen und leichten flug in Ansehen der Schwere seines Leibes. Er nehret sich von andern Vögeln/auff welche er grimmig zuschiesset/und nachdem er solche

gefäl-

gefället/ sie in Stücke zerreisset/ und verschlinget. Gleichwohl hat er ein solch heroisch Gemüth / daß er niemahln die jenige angreiffet/ welche schwach un̄ ohne Gegenwehr sind; sondern allein die Arras, mittelmäßige Papageyē/ und alle andere / so gleich wie er mit starcken und krummen Schnäbeln/ und spitzigen Klauen bewaffnet. Man hat auch in acht genommen/ daß er auff seine Beute nicht loßgehet/ so lang dieselbe auff der Erden ist/ oder auff einem Baum sitzet; sondern er wartet biß sie sich in die Höhe schwinget/ und alsdann streitet er mit ihr / wann sie einen gleichen Vortheil mit ihm hat.

XVI.

Von dem Mansfeny.

DEr Mansfeny ist auch eine Arth der kleinen Adler/ der von dem Raub lebet / aber er ist nicht so hertzhafftig als der von dem wir allererst geredet/ dann er stellet nur den Holtz-Tauben/ Turteltauben/ Hühnern und andern kleinen Vögeln nach/ die ihm nicht widerstehen können.

Es giebt noch in diesen Jnseln eine grosse Menge anderer Vögel von allerley Gattung und Arthen / deren der gröste Theil keinen eigentlichen Namen haben.

XVII.

Von dem Colibry.

DAmit wir die History von den Vögeln unserer

serer Antillen-Inseln würdig bekrönen / als wollen wir zum Beschluß reden von dem wunderlichen Vogel Colibry, welcher wunderlich ist wegen seiner Schönheit / wegẽ seiner Kleinheit / wegen seines Geruchs / und wegen seiner Lebensarth. Dann / weil er der allerkleineste ist unter allen Vögeln die man sehen mag / als bekräfftiget er herrlich den Spruch Plinii, der da sagt: Natura nusquam magis quàm in minimis tota est, das ist / Die Natur erzeiget sich in keinem Geschöpff so vollkommen / als in den allerkleinesten. Man findet etliche dieser Vögel / die so klein sind / daß sie in der Grösse kaum eine Maykäfer übertreffen. Etliche haben solche schöne Federn / daß sie an dem Halß / Flügeln und Rücken die mancherley farben deß Regenbogens vorbilden / welcher von den Alten Iris, und eine Tochter Thaumantis, das ist / der Verwunderung genennet wird / und daher den Nahmen Thaumantias bey den Poëten hat. Ja man siehet noch etliche / die unter dem Halß eine solche lebhaffte rothe farbe haben / daß man von weitem meynen solte es sey ein Carfunckelstein. An dem Bauch und unter den flügeln haben sie eine gelbe Goldfarbe; oben an den Füssen sind sie grün / wie ein Schmaragd / die Füsse und der Schnabel scheinen schwartz wie das polierte Ebenholtz; und die zwey kleine Augen sind gleichsam zween Diamanten / die mit einem länglichrunden und stahlgrünen Häut-

lein

lein umbfasset. Der Kopff ist graßgrün/ und hat einen solchen Glantz/ als ob er vergüldet wäre. Das Männlein ist auff dem Kopff mit einem kleinen Federbusch gekrönet / welcher auß allen denen unterschiedenen Farben bestehet/ die an diesem kleinen Leib sich befinden; der wohl ein recht Wunderwerck unter den Vögeln / und einer von den allerseltzamsten Geburthen der Natur ist. Dieses Federbüschlein/ damit er von dem Urheber der Natur so reichlich gezieret worden / richtet er auff und leget es nieder wann es ihm gefället. Es sind auch alle seine Federn viel schöner und gläntzender/ als die so das Weiblein hat.

So wunderlich aber dieser Vogel ist wegen seiner Gestalt und seiner Federn / so wunderlich ist er auch wegen seines flugs/ als welcher so geschwind und schnell ist / daß die grössete Vögel / in ihrer Maaß / die Lufft mit solcher Gewalt nicht zertheilen/und ein so lautes Geräusch machen/ als dieser artige kleine Colibry durch das schwingen seiner Flügel erreget. Man solte meynen/es seye ein kleiner Wirbelwind/der in der Lufft entstanden / und vor den Ohren hinpfeiffet. Und weil er gerne nahe bey den fürübergehenden hinfleugt/ kommet er zuweilen so unversehens daher gestrichen/ daß er bey den jenigen einen plötzlichen und lächerlichen Schrecken verursachet/die ihn eher hören als sehen.

Er nehret sich von dem Thau/welchen er von der Bäume Blüth mit seiner Zungen herab

ab fanget / die viel länger als der Schnabel / hohl wie ein Strohhalm / und so dick als eine kleine Nadel ist. Man siehet ihn gar selten auff der Erden oder auff den Bäumen sitzen; sondern umb die Bäume herumb schweben / da er seine Nahrung suchet. Und also hängt er gleichsam in der Lufft durch ein sanfftes Schwingen der Flügel / und ziehet zugleich den Thau in sich / welcher sich lange Zeit unten in der halb-auffgegangenen Blüte behält. In dem er nun dergestalt flattert / ist es ein Lust ihn zubetrachten; dann wann er seinen kleinen Federbusch außbreitet / solte man wol sagen / er hätte auff seinem Kopff eine Krohne von Rubinen und allerhand köstlichen Steinen. Und wann die Sonne alle reiche farben seiner federn erhöhet / wirfft er einen solchen funcklenden Glantz von sich / daß man ihn vor eine Rose von Edelgestein halten solte / die beseelet ist und in der Lufft flieget. An den Orthen / da es viel Baumwollbäume giebt / siehet man gemeinlich eine Menge dieser Colibris.

Ob schon seine Federn den Schein zimlich verliehren / wañ er todt ist / so sind sie doch noch so schön / daß man gesehen hat / wie etliches Frauenzimmer solche zur sonderbahren Zierd an statt der Ohrengehänge getragen. Und haben viele davor gehalten / daß ihnen solches besser anstünde / als alle andere.

Es hat aber dieser wunderbare Vogel nicht allein eine sonderliche anmuthige farbe; sondern es findet sich noch eine Arth desselben / wel-

welche / nachdem sie das Gesicht belustiget / auch den Geruch dermassen vergnüget und ergetzet / als die lieblichriechende Amber und der allerbeste Bisam.

Er bauet gemeinlich sein Nest unter einen kleinen Ast eines Pomerantzen- oder Baumwollbaums / und gleich wie solches mit seinem kleinen Leib überein kommet / also verbirget er es so wohl zwischen die Blätter / und setzet es an einen Orth / da es vor dem ungestümmen Wetter verwahret ist / und man es fast nicht sehen kan.

Er ist auch ein solcher verständiger Baumeister / daß er solches gegen Mittag leget / damit es nicht dem Ost- und Nordwind unterworffen / die gewöhnlich in diesen Ländern blasen. Von aussen bauet er es auß den kleinen Fäden einer Pflantzen / die man Pite nennet / davon die Indier ihre Seile machen. Diese Fädemlein sind so dünn als ein Haar / aber viel stärcker; er knüpffet und verwickelt dieselbe mit seinem Schnabel so fest umb den zweyzackichten kleinen Ast / welchen er sich seine Junge zu hecken außgesucht / daß dieses Nest / wann es also zwischen den Blättern verborgen / und unter dem Ast hänget / sich beydes ausser dem Gesicht und aller Gefahr / wie wir vorher gedacht / befindet. Wann er nun solches fest gemacht / und von aussen wohl verwahret durch diese Fädemlein / uñ etliche stücklein Rinde und Graßhälmlein / die er mit einer wunderbaren Geschickligkeit ineinander

geflochten

geflochten / so beleget er es inwendig mit der besten Baumwolle / und mit kleinen Pflaumfederlein / welche viel zarter sind als die allerreineste Seiden. Das Weiblein leget gemeinlich nur zwey Eyer / die länglich-rund / und so groß als eine Erbse / oder Zahl-Perle sind.

Wir können abermahl hierbey unsers in Reyßen wohlversuchten Edelmanns nicht vergessen / als welcher dieses Gebäw seiner fleißigen Betrachtung würdig geachtet. Derselbe schreibet unter andern an einen seiner Freunde also: Man findet zuweilen die Nester der Colibris unter den Zweigen der Taback-pflantzen / welche man so hoch auffwachsen lässet / als sie kōnen / damit man den Saamen davon bekomme. Ich erinnere mich / daß einer von unsern Mohren mir eines zeigte / welches sehr artig an einen dieser Zweige angehänget war. Ja wie ich in der Insel St. Christophori war / an der Spitze der Palm-Bäume / ließ mich ein Engelländer ein anders sehen / das an einen Rohrstock gebauet war / welcher das Tach seiner Taback-Hütten / wie man in den Inseln redet / stützete. Ich habe auch eines dieser Nester mit den Eyern gesehen / welches noch an dem Ast hienge / der abgeschnitten / und in die Kunst-Kammer

mer eines Raritåt-liebenden zur Zierde war auffgehångt worden; ja derselbe hatte noch das Månnlein und Weiblein außgebålgt/und in ihrer rechten Gestalt da stehen. Daselbst hab ich das Nest und den Vogel genau betrachtet; und nach dem ich mich über die Wercke Gottes an diesem kleinen Geschöpff verwundert/ sagte ich/ gantz entzückt dieses Nest/ welches so groß als eine Nuß war/ anschauend:

Wo man wil genau betrachten
Diesen Bau und sein' Gestalt/
Muß man nur bekennen bald/
Daß ihm nichtes gleich zu achten.
Es findt sich an dem Neste
Die Schönheit mit der Feste
Durch sonderbahre Kunst verbunden;
Der schnabel hat das Hauß geziert;
Dergleichen Werckzeug ist nie funden/
Mit dem man einen Bau aufführt.

Sonsten siehet man fast in allen Antillen diese Vögel/aber sie kommen nach Unterscheid der Inseln in der Grösse und Farbe der Federn mit einander nicht überein. Die schöneste und kleineste findet man in der Insel Aruba, welche zu der Holländischen Wohnstätte gehöret/die auff der Insel Quaracoa ist.

Vielleicht dürffte jemand hie Verlangen tra-

tragen / daß wir von dem Gesang dieses Vogels auch etwas redeten / und daß derselbige / nach dem er das Gesicht belustiget / und den Geruch verwunderlich erquicket / auch das Gehör durch die Liebligkeit seines Gesangs vergnügte. Etliche sagen vor gewiß / daß es eine Arth derselben gebe / welche zu gewisser Zeit deß Jahrs zu singen pflege. Aber es ist vermuthlich / daß dieser Gesang nichts anders seye / als ein kleines Geschrey / das dem Gesang der Heuschrecken gleichet / und allezeit in einem Thon gehet. Ob er aber schon nicht singet / so ist er doch ohne das von der Natur mit solchen herrlichen Gaben gezieret / daß er billich unter die schönste und trefflichste Vögel kan gezehlet werden.

Die so in Brasilia gewesen / erzehlen vor eine beständige Warheit / daß daselbst ein kleiner Vogel / mit Namen Gonambuch , gesehen werde / welcher eine weisse gläntzende Farbe habe / und nicht grösser als ein Hornüß seye / und der Nachtigal / was den hellen und reinen Gesang betrifft / im geringsten nicht weiche. Vielleicht ist es eine Arth der Colibris, wie dann auch etliche solche Vögel davor halten. Gleichwohl ist er weder wegen Schönheit der Federn / noch wegen deß Geruchs / oder andern anmuthigen Eigenschaften / mit dem zuvergleichen / welchen wir hie beschrieben haben.

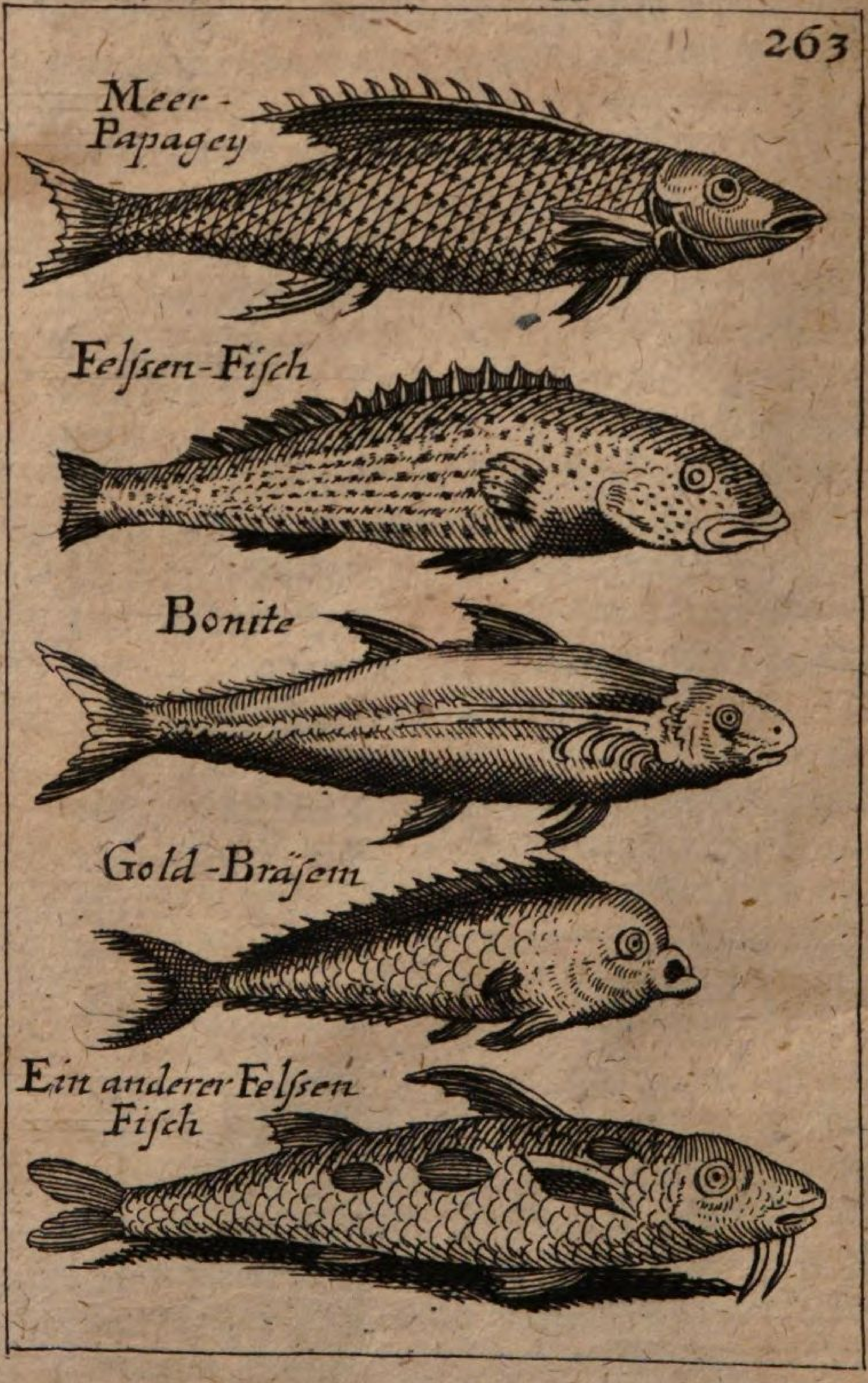
Die jenige haben es besser getroffen / die da sa-

sagen / daß dieses Meisterstück der Natur eine Arth von denen kleinen Vögeln seye / die von etlichen Indiern Guaraciaba, oder Guacariga, das ist / Sonnen-Strahlen / und Guaracigaba, das ist / Sonnen-Haar genennet werden. Die Spanier heissen sie Tominejos, dieweil / wann man einen mit seinem Neste auff die Goldwage leget / er gemeinlich nicht mehr wieget / als zwey desselben kleinen Gewichts / welches sie in ihrer Sprach Tominos nennen / das ist / 24. Aß.

Etliche sagen / daß ein Theil dieser Wunder-Vögel Colibris, von Anfang Fliegen seyẽ / die sich hernach in Vögel verwandeln. Andere schreiben / daß die Einwohner der Antillen diese Vögel Wiedergeborne nennen / weil sie das halbe Jahr uber schlaffen / wie die grosse Feldmäuse / und im Frühling wieder auffwachen / und mit dieser angenehmen Zeit gleichsam von neuem gebohren werden. Ja etliche sagen auch / daß / wann die Blüt von den Bäumen abfället / sie ihren kleinen Schnabel in die Stämme der Bäume stossen / und also unbeweglich und gleichsam tod sechs Monath lang behangen bleiben / biß sich die Erde wieder auffthut / und mit neuen Blumen pranget.

Aber wir wollen die warhafftige History unsers Colibry mit diesen Erzehlungen nicht verdächtig machen / sondern berühren dieselbige im vorbeygehen nur mit einem Finger; und schliessen dieses Capitel mit einer Sache wel-

welche wol werth ist / daß sie auffgezeichnet werde/und anderstwo nicht gesehen wird / es seye dann etwa in Guinea, wie Linschot gedencket. Es ist aber dieses der wunderbahre natürliche Antrieb / den Gott allen kleinen Vögeln in America eingegeben/ihr Geschlecht zu mehren. Dann weil es daselbsten in den Wäldern eine Gattung grosser/grüner und dünner Schlangen giebet/die auff die Bäume kriechē/ und von einem Ast zu dem andern sich umbwicklend zu den Nestern der Vögel kommen könten/ und ihre Eyer / deren sie sehr begierig sind/aufffressen: als bauen alle kleine Vögel/ die keinen solchen starcken Schnabel haben / daß sie sich schützen könten/und damit sie diese Raubereyen verhindern mögen / ihre Nester an die zackigten Ende sonderlicher schwancken Reyßer/die wie der Epheu auß der Erdē wachsen/sich an den Bäumen auffschwingen / und wann sie biß in die Höhe gestiegen / und nicht weiter kommen können/ sich wieder herab neigen/und zuweilen zwey oder drey Klaffter lang unter den Aesten hangen. Und an die Ende dieser Reyßer / welche die Frantzosen Lienes nennen/hängen die Vögel ihre Nester fest an/ mit solcher Geschickligkeit/daß wann man dieselbe in den Wäldern / deren es dann sehr viel daselbst giebt/antrifft / man sich nicht genug verwundern kan über den Zeug darauß sie gebauet/und über die Arbeit dieses kleinen schwebenden Hauses. Was die Pagageyen und andere Vögel/ die stärcker sind/anlanget/machen


Meer-
Papagey
Felſsen-Fiſch
Bonite
Gold-Bräſem
Ein anderer Felſsen
Fiſch

chen dieselbige ihre Nester in die hohle Bäume/ oder auff die Aeste/ wie die unsrige; Dann sie können mit dem Schnabel und Klauen die Schlangen/ welche ihnen nachstellen/ verjagen.

Bey diesem Capitel kan der Leser die Abbildungen der raresten und vornembsten Vögeln/ die wir beschrieben/ sehen; Aber man muß bekennen/ daß weder das Grab-Eysen/ noch der allerzarteste Pensel dieselbige in ihrer eygentlichen Schönheit/ mit allen Strichen und lebhafften Farben/ damit sie von Natur gezieret/ vorzustellen vermag.

Das 16. Capitel.

Von den Meer- und Fluß-Fischen der Antillen.

WIr sind nicht gesinnet/ die History von den Fischen der Antillen so genau auffzuführen/ wie diese weitläufftige Materi sonsten erforderte; weil wir aber bißhero betrachtet haben alle köstliche Schätze/ mit welcher Gott die Erde dieser glückseligen Oerther reichlich begabet/ als erfordert die Ordnung/ daß wir auch etwas reden von den Geschöpffen/ die da gefunden werden in dem Meer/ das diese Inseln umbgiebet und in den Flüssen/ so dieselbige befeuchten; und wollen also nur kürtzlich in diesem Capitel beschreiben/ die treffliche Fische

die

die daselbst häuffig zu finden / und dem Menschen zur Nahrung dienen / damit uns diese Betrachtung zuerkennen gebe / wie die allerweiseste Vorsehung Gottes ihre Wunder mit grosser Herrlich- und Freygebigkeit eben so wol in den tieffen Wassern / als auff dem Truckenen außgebreitet / und dannenhero billich seye / daß Himmel / Erde und Meer / und alles / das sich darinnen reget / den Höchsten Schöpffer lobe.

I.

Von den fliegenden Fischen.

Es halten ihrer viele / das jenige / was man von den fliegenden Fischen sagt / vor ein lustig Gedicht / ob schon solches von vielen glaubwürdigen und wohlgereyseten Leuten vor warhafftig bestättiget wird. Jedoch es mögen dieselbige / welche nichts glauben wollen / als was sie mit ihren Augen gesehen haben / davon halten was ihnen gefällt / so ist es die gewisseste Warheit / daß man unterwegs / wann man von den Canarien auff die Americanische Inseln zuschiffet / zum öfftern grosse Hauffen und gantze Schwärme Fische auß dem Meer steigen siehet / welche einer Picken hoch über dem Wasser / und bey nahe hundert Schritt / aber nicht weiter / fliegen; weil ihre Flügel in der warmen Lufft trucknen. Sie sind fast den Heringen gleich / doch haben sie einen runderen Kopff und breiteren Rücken. Sie haben Flügel wie die Speckmäuse / welche ein wenig hinder

der dem Kopff anfangen / und sich fast biß an den Schwantz erstrecken. Es geschiehet offt/ daß sie in dem fliegen wider die Segel stossen/ und bey hellem Tag auff den Uberlauff der Schiff fallen. Die so diese Fisch kochen lassen und gegessen/haben befunden/ daß sie sehr wohlgeschmack sind. Die Ursach warumb sie das Meer/als ihr gewöhnliches Element/verlassen/ ist diese/ weil sie von unterschiedlichen grossen Fischen verfolget uñ auffgefressen werden. Damit sie nun diesen Feinden entrinnen mögen / nehmen sie einen andern Weg/ thun einen Sprung in die Lufft / verwandeln ihre Floßfedern in Flügel/ und wollen also der Gefahr entgehen; aber sie finden ihre Feinde eben so wohl in der Lufft/ als in den Wassern. Dann es gibt etliche Meer-Vögel/ welche nur vom Raub leben/und ihnen mit gleicher Grausamkeit nachstellen/und sie in dem flug aufffangen/ wie wir schon allbereit in dem vorhergehenden Capitel gedacht haben.

Es wird vielleicht denen/so die History dieser geflügelten Fische der neuen Welt lesen/ nicht mißfallen/ wañ wir die Wort deß Verfassers der Sinischen Reyse-Beschreibung hieher setzen/welcher die Beschreibung dieser Fische also beschliesset: Da ich diß ungewöhnliche wunderseltzame Fliegen der Fische/ welche doch nur zum Schwimmen scheinen erschaffen zu seyn; und im Gegentheil das gäntzliche Unvermögen etlicher Vö-

gel zum Fliegen/die zwar Flügel haben/aber ihre schwere Leiber damit in die Lufft nicht erheben können / (wie ich an dem Straußen/Kasuwarisen/uñ andern außländischen Vögeln gesehen) ein wenig in Betrachtung nahm / gerieth ich auff einige / mit nachstehenden Reimen außgedruckte Gedancken:

So weit man reyßen kan/auff Meer/ auff
Berg/ auff Hügel/
Der Wunder Gottes voll beyd Erd uñ
Wasser sind;
Dort fliegen Vögel nicht; hie haben Fische
Flügel/
Und fliegen in die Lufft / mit Hauffen/
hoch/geschwind.

II.

Von den Meer-Papageyen.

ES gibt auch an diesen Orten Fische / welche Schuppen haben wie ein Karpe / aber von grüner Farbe wie die Papageyfedern sind; daher es auch kommen / daß sie die Frantzosen Meer-Papageyen nennen. Sie haben schöne und funcklende Augen / und die Augäpffel so klar als ein Crystall / welche mit einem silberfarben Kreiß umbgeben / der in einem andern eingeschlossen / so eine Schmaragdgrüne Far-

be

be hat/ wie die Schuppen / auff ihrem Rü-
cken/ dann die unter dem Bauch sind gelb-
lich grün. Sie haben keine Zähne / son-
dern der obere und untere Kinbacken bestehet
auß einem hartē Bein/ welches überauß starck/
von gleicher Farbe wie die Schuppen / und
mit schönen kleinen Abtheilungen gezieret ist.
Sie leben von den Muschelfischen / und mit
diesen harten Kinbacken zerbrechen sie/ wie
zwischen zweyen kleinen Mühlsteinen/ die Au-
sterschalen/ und ander Muschelwerck/ damit sie
sich mit dem Fleisch der eingeschlossenen Fische
nehren mögen. Sie sind trefflich gut zu essen/
und so groß / daß man etliche siehet/ die über
20. Pfund wiegen.

III.

Von dem Gold-Bräsem.

DEr Gold-Bräsem oder Gold-Fohre/ wel-
che von etlichen Meer-Bräsem genennet
wird/ ist an diesen Orthen auch gemein. Es
hat dieser Fisch seinen güldenen Namen daher
bekommen/ weil sein Kopff in dem Wasser eine
grüne vergüldete Farbe zu haben scheinet/ uñ
der übrige Theil seines Leibs so gelb wie Gold
ist/ und gleichsam Himmelblau/ wie der heite-
re Himmel / bemahlet. Er folget gern den
Schiffen nach/ aber er schwimmet mit solcher
Geschwindigkeit / daß man sehr geschickt seyn
muß/ wann man ihn mit den Instrumenten,
mit welchen die Schiffleuthe gewöhnlich die

grosse Fische fangen/ertappen und anhaacken wil: auch siehet man wenig Fische / die von Natur eine grössere Behendigkeit das Wasser zu zertheilen hätten/als dieser; dann vornen an dem Kopff ist er spitzig/auff dem Rücken hat er Stacheln / welche sich biß an den Schwantz erstrecken / der in zwey Ende außgehet; zwo Floßfedern hinden an dem Kopff/ und zwo unter dem Bauch/kleine Schuppen/ und ist an dem gantzen Leib mehr breit als dick/ weßwegen er eine wunderliche Fertigkeit zum Schwimmen hat. Es finden sich etliche die ohngefehr fünff Schuh lang sind. Viele halten davor/daß ihr Fleisch welches etwas trucken ist/ eben so wohlgeschmack seye als die Forellen und Salmen; wann man nur die Truckene demselben zu benehmen eine gute Brühe daran macht. Die Portugiesen/ wann sie diese Gold-Bråsem ihren Schiffen nachfolgen sehen/begeben sie sich auff den vorderen liegenden Segelbaum mit einer Angelschnur/daran nichts als nur ein weisses leinenes Låpplein hånget/damit sie dieselbe fangen.

IV.

Von dem Bonite.

ES ist noch ein anderer Fisch / welcher gemeinlich den Schiffen nachfolget/den man gemeinlich Bonite nennet. Derselbe ist dick uñ sehr fleischigt / und ohngefehr zween Schuh lang. Seine Haut scheinet dunckelgrün / und

und unter dem Bauch weiß zu seyn. Er hat keine Schuppen/ohne auf den beyden Seiten/ da er zwo Reihen derselben hat / welche sehr klein sind/und auf einem gelblichen Strich liegen/ der sich von dem Kopff erstrecket / biß an den Schwantz / so in zwey Theile getheilet. Er wird mit grossen Angeln gefangen/die man von den Schiffen außwirfft. Geschiehet also diese Fischerey im Fortfahren / und ohne Einziehung der Segel. Dieser Fisch ist fressig wie der Bolch / und wird mit allerley Köder gefangen / ja auch mit dem außgenommenen Gedärm der abgethanenen Fische. Er wird offter auff dem hohen Meer als an den Seiten desselben gefangen. Wañ er frisch gessen wird/ ist er gut ; doch ist er noch delicater / wann er ein wenig in dem Saltz und Pfeffer gelegen/ ehe er gekocht wird. Es meynen unterschiedliche daß dieser Fisch eben der jenige Thunnfisch seye/der an allen Seiten deß Mittelländischen Meers gemein ist.

V.

Von der Meer-Nadel.

Die Meer-Nadel/ sonsten Hornfisch genant/ist ein Fisch ohne Schuppen / ohngefehr vier Schuh lang. Er hat einen spitzigen Kopff/welcher einen guten Schuh lang ist/ grosse glåntzende Augen/ die mit einem rothen Kreiß umbfasset. Die Haut auff dem Rücken ist mit blau und grůnen Strichen durch-

zogen/ und die unter dem Bauch ist weiß mit etwas roth untermenget. Er hat acht Floß-federn/ so gelblich scheinen/ und einen sehr spitzen Schwantz / daher er dann auch vielleicht eine Meer-Nadel genennet wird ; gleich wie ihn die Holländer von wegen der Gestalt seines Haupts eine Taback-Pype heissen.

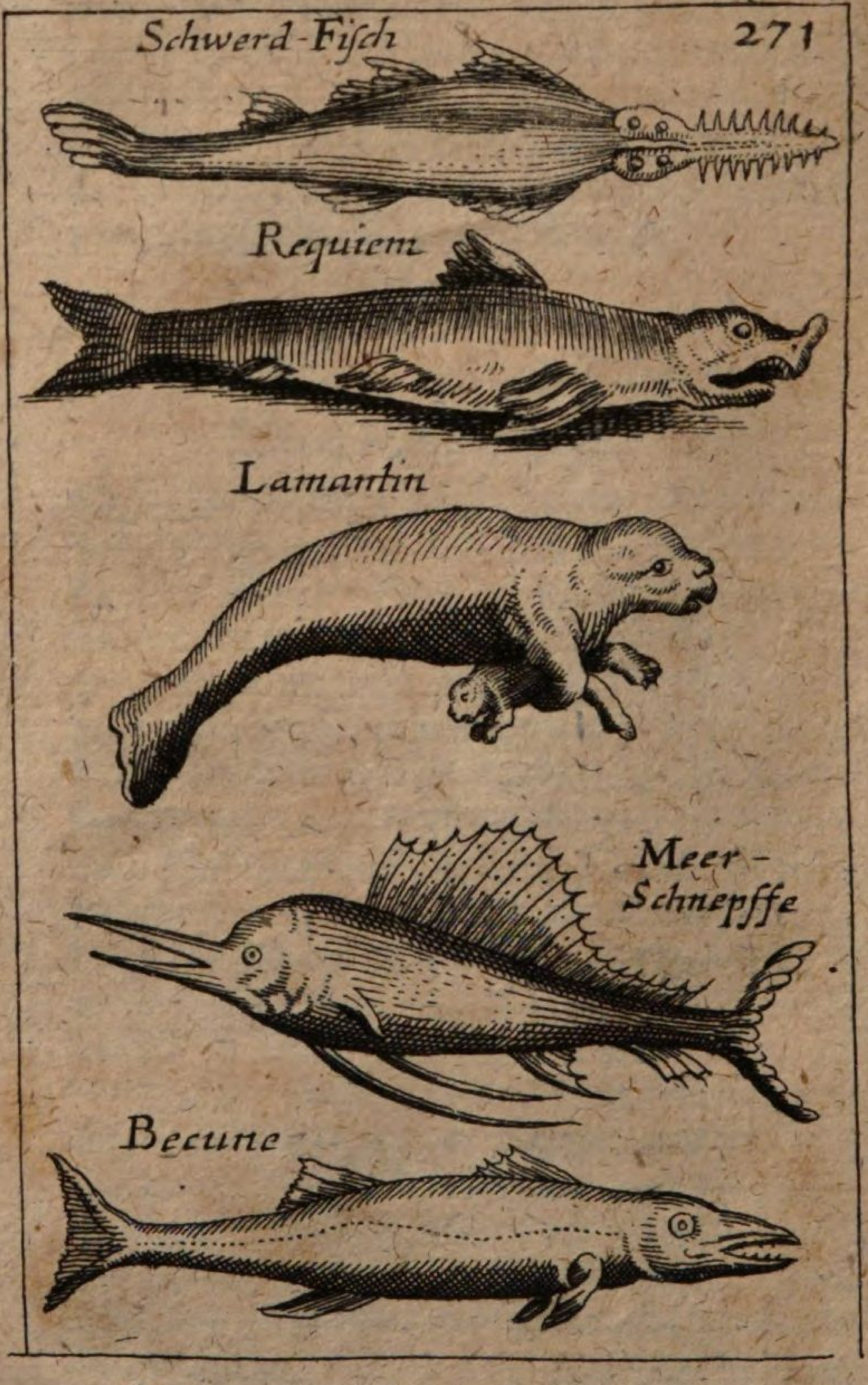
VI.

Von etlichen andern Fischen deß Meers und der Flüsse.

AN den Seiten dieser Inseln gibt es auch Carangues, Barben / welche zuweilen in die süsse Wasser schwimmen/ und in den Flüssen gefischt werden; Felsenfische/ die roth und von unterschiedenen andern Farben sind/ und bey den Felsen gefangen werden; Schwartzfische oder Meer-Teuffel/ welches grosse Fische sind/ die schwartze Schuppen/ aber ein weisses und sehr wohlgeschmacktes Fleisch haben; deßgleichen eine grosse Menge anderer Fische/ die meistentheils denen so in Europa gesehen werden nicht gleichen / uñ von den Europeern noch keine eigentliche Namen bekommen.

Was die Flüsse betrifft / so versehen dieselbige die Einwohner der Antillen mit sehr vielen guten Fischen / und wann man die geringe Sachen mit den grossen vergleichen darff/ so geben die Flüsse/ nach ihrer Grösse zu rechnen/ dem Meer in der grossen Anzahl der Fische nichts nach. Es ist wol war daß sie keine

Hechte


Schwerd-Fisch
Requiem
Lamantin
Meer-
Schnepffe
Becune

Hechte / Karpen und dergleichen Fische haben / so bey uns gemein : aber hergegen haben sie eine grosse Menge anderer / welche den Indiern nur bekant sind / deren etliche in der Gestalt den Europæischen nahe kommen.

Das 17. Capitel.

Von den Meerwundern welche an diesen Orthen gesehen werden.

DJe jenige / welche die History der Fische beschrieben / haben alle die / so von ungewöhnlicher Grösse sind / unter die Walfische gerechnet / gleich wie sie alle die jenige unter dem Titul der Meerwunder begriffen / welche eine abscheuliche Gestalt / und von dem Raub in den Wassern ihre Nahrung haben / wie sich die Löwen / Bäre / Tieger und andere wilde Thier auff dem Land nehren.

Wir wollen in diesem Capitel von beyden / das ist / von allen denen reden / so eine wunderseltzame Grösse haben / oder wegen ihrer abscheulichen Gestalt greulich anzusehen / und wegen ihrer Waffen erschröcklich sind. Und wollen also eine kleine Zeit in den Abgrund deß grossen und weiten Meers hinab steigen / allwo es / nach Außsage deß Königlichen Psalmenschreibers / wimmelt ohne zahl beydes von groß- und kleinen Thieren ; und nachdem wir

die Wercke deß HErrn darinnen betrachtet haben/wollen wir alsobald wieder herauff steigen / und ihm dancken umb seine Güte und Wunder die er an den Menschen-Kindern thut.

I.

Von dem Schwerdfisch.

ES ist der Schwerdfisch unter den Meerwundern sonderlich werth daß er betrachtet werde/welcher seinen Namen daher bekommen/dieweil er zu End seines obern Kinbackens eine Wehr in der Breite eines grossen Schwerds hat/ darinnen zu beyden Seiten harte und spitzige Zähne stecken. Man findet etliche dieser Fische/ bey denen diese Wehr 5. Schuh lang/unten 6. Zoll breit/ und auff jeder Seite mit 27. weissen und festen Zähnen gewaffnet ist/und einen Leib von rechtmäßiger Grösse haben. Sie haben alle einen platten und scheußlichen Kopff/ in der Gestalt eines Hertzens/und nahe bey den Augen zwey Lufft-Löcher/durch welche sie das Wasser so sie in sich gelassen wieder von sich werffen. Sie haben keine Schuppen/ sondern seind auff dem Rücken mit einer grauen/uñ unter dem Bauch mit einer weissen Haut bedecket/ welche rauch ist wie eine Feile. Sie haben siebẽ Floßfedern/ zwo auf jedweder Seiten/ zwo andere auf dem Rücken/ und eine an dem Schwantz. Etliche nennen sie Seegfische/oder Käyser/weil sie mit

den

den Wallfischen streiten / und dieselbe zuweilen tödlich verwunden.

II.

Von den Meer-Schweinen.

DIe Meer-Schweine schwimmen bey grossen Hauffen mit einander / spielen oben auf dem Meer / machen seltzame Sprünge / und folgen alle auff einem Wege einander nach. Sie kommen gerne nahe bey die Schiffe / und werden oft von den jenigen gefangen / die die Haacken in sie zu werffen wissen. Ihr Fleisch ist zimlich schwärtzlich. Die grösseste haben nicht mehr als ein oder zwey Daumen dick Fett. Sie haben eine spitze Schnautze / einen sehr breiten Schwantz / eine grauliche Haut / und ein Loch oben auff dem Kopff / durch welches sie Lufft schöpffen und das Wasser außwerffen. Sie gruntzē fast wie die Schweine / so auf dem Land gehen; sie haben ein warmes Geblüth / ihr Gedärm gleichet dem Eingeweid der Schweine / und sind fast gleiches Geschmacks; aber ihr Fleisch ist schwer zu verdauen.

Es gibt daselbst noch ein andere Arth Meer-Schweine / welche eine so runde Schnautze haben wie eine Kugel. Und weil ihr Kopff den Münchskutten gleichet / werden sie von etlichen Münchs-Köpffe oder Meer-Münche genennet.

III.
Von dem Requiem.

DEr Requiem ist eine Gattung von dem Meer-Hund oder Meer-Wolff/ der fräsſigste unter allen Fischen/ und der begierigste nach Menschenfleisch; Deßwegen er auch sehr zu fürchten ist wann man badet. Er lebet nur von dem Raub/ und folget offt den Schiffen nach/damit er sich sättige von dem Unrath den man in das Meer wirfft. Diese Meer-Wunder scheinen in dem Wasser von gelber Farbe zu seyn. Etliche haben eine unmäßige Grösse und Dicke/ und können einen Menschen leicht zerstücken. Ihre Haut ist rauh/ auß deren man sanfte Feilen macht/damit man das Holtz sehr wohl außpolieret. Sie haben einen platten Kopff/und ihr Maul stehet nicht gerad vornen an der Schnautzen/ sondern darunter. Daher es kombt/daß wann sie ihren Raub fassen wollen/ sie den Bauch fast in die Höhe kehren müssen. Sie haben schneidende/ sehr scharffe uñ sehr breite Zähne/die umbher gantz gekerbt sind/wie die Zähne einer Seegen. Etliche haben drey oder vier Reyhen in jedem Kinbacken; diese Zähne stecken in dem Zahnfleisch verborgen/aber sie können solche nur all zuviel sehen lassen/ wann sie wollen.

Diese grausame Meer-Hunde werden zum öfftern von zween oder drey kleine Fischen/zuweilen auch mehrern begleitet/welche mit solcher Geschwindigkeit und in gleicher Weite

vor ihnen her gehen/nach dem sie mercken/daß sie mehr oder weniger fortschwimmen oder still stehen bleiben. Sie werden von etlichen Rambos und Pelegrimes genennet; aber andere Bootsleuthe heissen sie Piloten oder Führer deß Requiem, weil es scheint als zeigten diese kleine Fische ihm den Weg und führten ihn. Sie sind ohngefehr einen guten Schuh lang/ und haben eine rechtmäßige Dicke. Im übrigen sind ihre Schuppen mit so vielen schönen und lebhafften Farben gleichsam bemahlet/daß man sagen solte/sie seyen mit Ketten von Perlen/Korallen/Schmaragden und andern Edelsteinen umbgeben. Man kan sich ihrer in dem Wasser nicht müde sehen.

Und also schwimmet auch der Wallfisch niemahl/ daß er nicht vor sich her einen kleinen Fisch habe/der hierinnen den Meer-Grundlen gleichet/ welche deßwegen Wegweiser genennet werden. Diesem folget der Wallfisch/und lässet sich so leicht führen und wenden/als man mit dem Steuer-Ruder ein Schiff umbdrehet; welcher auch zur Danckbarkeit und Vergeltung diesen kleinen Fisch in sein Maul nimmet/und darinnen in aller Sicherheit ruhig schlaffen lässet/da hergegen alle andere Dinge/ welche in den greulichen Rachen dieses Meerwunders kommen/ alsobald verlohren gehen und verschlungen werden. Und so lange der kleine Fisch schläffet/ weichet der Wallfisch nicht von seiner Stätte/ so bald er aber sich auß dem Maul machet/ ist er bereit demselben

ohne unterlaß zu folgen. Und so er sich etwa von demselben verlohren / gehet er in der Irre herumb / und stösset sich offt wider die Felsen / wie ein Schiff das kein Steuer-Ruder hat. Welches Plutarchus bezeuget / daß er es in der Insel Anticyra gesehen habe. Dergleichen Gesellschafft ist auch zwischen dem kleinẽ Vogel den man Zaunkönig nennet / und dem Crocodill. Und die Perlemutter lebet auch also mit dem Pinnother, welches ein klein Thier von der Arth der Krebse ist.

Sonsten ist das Fleisch deß Requiem nicht gut / und wird nur im Nothfall und Mangel eines andern gegessen; doch hält man davor / daß es nicht böß seye / wann er noch jung ist. Es suchen etliche das Hirn / welches in den Köpffen der alten ist / mit grossem fleiß / und nachdeme sie es getrucknet / heben sie es auff / uñ sagen / daß es denen sehr nützlich seye / die mit dem Stein oder Grieß geplaget sind.

Etliche Völcker nennen dieses Meer-Wunder Tiburon und Tuberon; aber die Frantzosen und Portugiesen geben ihm gemeinlich den Namen Requiem, das ist / Ruhe / vielleicht weilen es sich gemeinlich bey hellem / stillen und ruhigen Wetter sehen lässet / gleich wie die Schildkrotten auch zu thun pflegen: oder vielmehr / weilen es die jenige gar bald in den ewigen Schlaff und Ruhe bringet / die es ertappet / welches die gemeineste Meinung der Frantzosen ist / die es mit diesem Namen nennen.

Wann seine Leber gesotten wird / gibt sie

sehr

sehr viel Oehl von sich/ welches zum Brennen sehr dienlich ist/und seine Haut ist den Schreinern nützlich / ihre Arbeit damit außzupolieren.

IV.

Von dem Fisch Remora.

OHne die Piloten oder Führer / davon wir geredet/ sind die Requiems auch zum offtern von einer andern Gattung kleiner Fische begleitet / welche die Holländer Suyger nennen/ weil sie sich unten an den Bauch der Requiems anhängen / als ob sie ihn außsaugen wolten. Die Frantzosen halten davor / daß es eine Arth der Remoræ seye/und geben ihnen nach dem Lateinischen diesen Namen/ weil sie sich an die Schiffe ankleben/ als wann sie dieselbe in ihrem Lauff auffhalten wolten. Sie werden ohngefehr zween Schuh lang/und sind von rechter Dicke. Sie haben keine Schuppen / sondern sind überall mit einer Aschenfarben Haut bedecket/ welche glatt und schlüpfferichtist wie die Ahl-Häute. Ihr Oberkinbacken ist etwas kürtzer als der untere; an statt der Zähne haben sie kleine Knörlein oder Beulen/welche starck genug sind das jenige zu zerknirschen / das sie hinunter schlingen wollen. Ihre Augen sind sehr klein/und von gelber farbe. Sie haben Floßfedern und stachlicht Gefieder gleich wie die andere Meerfische; das aber haben sie eigen / daß ihnen auff dem Kopff

etwas sonderliches in länglicht-runder Gestalt erhaben stehet/ welches ihnen vor eine Krone dienet; Sonsten ist er oben platt und mit unterschiedlichen Strichen bezogen / welche ihn rauh und stachlicht machen. Und an diesem Orth hängen sich diese Fische; so fest an die Schiffe und Requiems, daß man sie offt eher tödet / als davon loßmachet. Sie werden auch gessen/aber in Mangel anderer Fische/ die delicater sind.

V.

Von dem Lamantin.

Unter den Meerwundern / die gut zu essen sind/ und die man zum Vorrath behält/ wie man in Europa mit dem Lachs und Bolch thut/ wird in den Inseln sonderlich hoch gehalten der Lamantin, wie ihn die Frantzosen nennen / oder Namantin und Manaty, nach den Spaniern. Es ist ein Thier/welches mit der Zeit so überauß groß wird/daß man etliche gesehen/ die ohngefehr 18. Schuh lang / und mitten an dem Leib sieben Schuh dick gewesen sind. Sein Kopff gleichet etlicher massen einem Küh-Kopff/daher es auch kommen/ daß es von etlichen eine Meer-Kuh genennet wird. Die Augen sind klein / und die Haut dick von brauner Farbe/an etlichen Orthen runtzelicht/ und mit kleinen Härlein besetzet. Wann sie außgetrucknet ist/ wird sie so hart / daß sie vor einen Schild dienet / welcher mit den India-

nischen Pfeilen nicht mag durchschossen werden. Es gebrauchen sich auch etliche Wilden derselben/ die Schüsse ihrer Feinde mit außzunehmen/ wann sie in den Streit gehen.

Dieser Lamantin hat keine Floßfedern/ sondern an derselben statt unter dem Bauch zween kleine Füsse / an deren jedwedern vier Zähen stehen/ die vielzu schwach sind/ daß sie die Last eines solchen ungeschickten und schweren Leibs tragen solten; er ist auch mit einigen andern Waffen nicht versehen. Dieser Fisch lebet von dem Gekräut das an den Felsen wächset/ und an den strandichten Orthen/ die ohngefehr nur eine Klaffter tieff Wasser haben. Die Weiblein bringen ihre Jungen gleich wie die Kühe/ und haben zwo Dütten mit welchen sie dieselbe säugen. Sie tragen jedesmahl zwey Jungen/ welche sie nicht eher verlassen/ biß sie der Milch nicht mehr vonnöthen haben / und das Kraut abweiden können / wie ihre Mütter.

Unter allen Fischen ist keiner/ der so viel gut Fleisch hätte/ als der Lamantin. Dann man darff offt über zween oder drey nicht / einen grossen Nachen damit zu beladen / und dieses Fleisch gleichet dem Fleisch eines Lād Thiers/ ist kurtz/ röthlich/ wolgeschmack/ und mit Fett untermenget / welches / wann man es zerschmeltzt/ nimmermehr stinckend wird. Wann dieses Fleisch zwey oder drey Tage in dem Saltz gelegen / ist es gesunder / als wann es gantz frisch gessen wird. Man findet diese Fische

sche öffter bey den Außläuffen der süssen Flüsse/als auff dem hohen Meer. Es halten etliche sehr viel von den Steinen/welche in ihrem Kopff gefunden werden/dieweil dieselbe/ wañ sie zu Pulver gestossen sind/ die Krafft haben sollen/wie sie sagen/die Nieren von dem Grieß zu reinigen/ ja selbsten den Stein/ der darinnen gewachsen/zu zerreiben. Weil aber dieses ein starckes Mittel ist/so ist nicht rathsam/ daß sich jemand desselben gebrauche / ohne Vorbewust eines verständigen und erfahrnen Medici.

VI.

Von den Wallfischen und andern Meerwundern.

DJe jenige welche in diese Jnseln reisen/ werden zuweilen auff ihrem Weg der Wallfische gewahr / die das Wasser durch ihr Lufftloch einer Picken hoch in die Höhe werffen/und gemeinlich nur ein wenig von ihrem Rücken sehen lassen/ welcher ausser dem Wasser wie ein Felsen scheinet.

Es werden auch zuweilen die Schiffe eine ziemliche Zeitlang von etlichen Meerwundern begleitet/die so lang und dick sind als die kleine Nebenschiffe/und die gleichsam ihren Lusten daran habẽ/wañ sie sich zeigen. Die Schiffleute nennen sie Morhous oder Blaser/ weil diese wunderbahre Fische von Zeiten zu Zeiten ein Theil ihres Kopffs auß dem Wasser streckẽ/damit

mit sie Athem schöpffen mögen. Und alsdann blasen sie / und machen daß sich das Wasser vor ihren spitzen Mäulern zertheilet. Etliche sagen / daß es eine Arth der grossen Meer-Schweine seye.

VII.

Von den Meer-Teuffeln.

AN den Seiten dieser Inseln fangen die Fischer zuweilen ein Meerwunder / welches man wegen seiner abscheulichen Gestalt unter die Gattungen der Meer-Teuffel setzet. Es ist ohngefehr vier Schuh lang / und von ziemlicher Dicke. Auff dem Rücken hat es einen Buckel / welcher mit Stacheln wie ein Igel bedecket. Seine Haut ist hart / ungleich und rauh / wie die Haut deß Meer-Hundes / und von schwartzer farbe. Es hat einen platten Kopff / welcher oben mit etlichen kleinen Buckeln erhaben / zwischen welchen man zwey kleine und sehr schwartze Augen stehet. Sein Maul welches über die massen weit ist / ist mit unterschiedlichē überauß scharffen Zähnen bewaffnet / deren zween krumm gebogen sind / wie die Zähne eines wilden Schweins. Es hat vier Floßfedern / und einen zimlich breiten Schwantz / welcher an dem End in zwey Theile getheilet. Daher wird es aber ein Meer-Teuffel genennet / weil es über den Augen zwey kleine schwartze und sehr spitze Hörner hat / welche hinder sich gekrümmet stehen / wie die

die Hörner eines Widders. Uber das/daß dieses Wunder sehr garstig ist/ so ist sein Fleisch/ welches weichlich und zaserigt/ ein rechtes Gifft/dann es verursachet gewaltige Erbrechungen und Ohnmachten/ auff welche unfehlbarlich der Tod folgen würde/wann man demselben nicht mit Einnehmung eines guten Theriacks/ oder einer andern Artzney wider den Gifft zuvor käme. Jedoch werden diese gefährliche Thiere von den Raritätliebenden gesucht/ welche sich sehr erfreuen / wann sie den abgezogenen Balck in ihren Kunstkammern haben. Belustigen also auff das wenigste diese Teuffel die Augen der Menschen nach ihrem Tod/die doch die Zeit ihres Lebens denselben niemahln nutzlich gewesen.

Es gibt noch eine andere Gattung der Meer-Teuffel/ die nicht weniger abscheulich sind als die vorige / wiewol sie eine andere Gestalt haben. Die grösseste dieser Arth sind ohngefehr einen Schuh lang von dem Kopff an biß zu dem Schwantz. Sie sind auch fast eben so breit/ wann sie aber wollen / so blasen sie sich dermassen auff / daß sie rund wie eine Kugel scheinen. Ihr Maul/ welches zimlich weit/ ist mit etlichen kleinen und überauß spitzen Zähnen bewaffnet/und an statt der Zungen haben sie ein klein Beinlein/welches uberauß hart ist. Ihre Augen sind sehr funcklend / und so klein/ und liegen so tieff in dem Kopff / daß man den Augapffel kaum recht sehen kan. Sie haben zwischen den Augen ein klein Horn / welches hin-

hinder sich gebogen / und vornen an demselben eine Zaser oder Faden / der ein wenig grösser ist / und an dem End ein klein Knöpfflein hat. Ohne den Schwantz / der wie das unterste theil eines Ruders ist / haben sie zwey stachlichte Gefieder / eines auff dem Rücken / welches sie auffrecht und erhaben tragen / und das andere unter dem Bauch. Sie haben auch zwo floß-federn / die mitten an dem Bauch auff jeder seiten gegeneinander über stehen / und zu End als wie kleine Pfoten gestaltet / deren jedweder acht Zähen hat / welche mit zimlich spitzen Klauen versehen. Ihre Haut ist überall rauh und stachlicht / wie die Haut deß Requiem, ohne unter dem Bauch nicht. Diese Haut hat eine dunckelrothe Farbe / und ist mit schwartzen Flecken gesprenckt / so gleichsam wie Wellen gestaltet. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen. Man kan ihnen die Haut leicht abziehen / und alsdann / nachdem man sie mit Baumwoll oder dürren Blättern außgefüllet / in die Kunstkammern vor eine Rarität stellen: jedoch verliehrt sie ihren Glantz gar sehr / wann der Fisch tod ist.

VIII.

Von dem Becune.

VNter den frässigen / und nach Menschen-fleisch begierigen Meerwundern / die an den Seiten dieser Inseln gefunden werden / ist der Becune einer von den schrecklichsten. Es ist ein Fisch / in Gestalt eines Hechts / welcher von

von 7. biß 8. Schuh lang wird/ und eine rechtmäßige Dicke hat. Er lebet von dem Raub/ und schiesset mit Ungestümm / wie ein wütender Hund/ auff die Menschen zu die er in dem Wasser siehet. Ohne dem/ daß er alle das jenige/ was er anfasset/ zerreisset/ haben seine Zähne ein solches Gifft/ daß der geringste Biß derselben tödlich ist/ wann man nicht alsobald zu einem kräfftigen Mittel seine Zuflucht nimmt/ damit die Gewalt dieses Giffts gebrochen und geschwächet werde.

IX.

Von der Meer-Schnepffe.

Es gibt noch eine andere Gattung deß Becune, welche die Frantzosen Meer Schnepffen nennen / wegen der Gestalt seines Schnabels / welcher fast den Schnepffen-schnabeln gleichet / ohne daß das obere Theil umb ein gutes länger ist als das untere / und daß dieser Fisch alle beyde Kinbacken mit gleicher Fertigkeit beweget. Man siehet etliche die so dick und lang sind / daß sie wol 4. gute Schuh zwischen Schwantz und Kopff haben / und zwölff Zoll in der Breite auff jedweder Seiten bey den Ohren. Sein Kopff ist fast gestaltet wie ein Schweins-Kopff / und hat zwey grosse und überauß gläntzende Augen. Sein Schwantz ist in zwey Theile getheilet / und hat auff den Seiten und unter dem Bauch Floßfedern / und auff dem Rücken ein hoch stachlicht Gefieder / das sich gleichsam staffelweiß erhebet / und zu oberst

oberst von dem Kopf anfängt/und sich über den Rücken hinab fast biß an den Schwantz erstrecket. Ohne den langen und festen Schnabel/ daran man ihn unter allen Fischen leicht erkennet/hat er noch 2. sonderliche Hörner/welche hart/schwartz/und bey anderthalb Schuh lang sind/unten an dem Kopf hangen/und ihm eigentlich zukommen; er kan sie gar leicht verbergen in eine Höhlung die unter seinem Bauch ist/und denselben gleichsam vor eine Scheide dienet. Er hat keine Schuppen; sondern ist mit einer rauhen Haut bedecket/die auff dem Rücken schwartzlich/auff den Seiten grau/uñ unter dem Bauch weiß ist. Man kan ihn ohne Gefahr essen/wiewol sein Fleisch nicht so wolgeschmack ist / wie unterschiedlicher anderer Fische.

X.

Von dem Meer-Igel.

DEr Meer-Igel/welcher auch an den Seiten dieser Inseln gefunden wird/ träget diesen Namen billich und mit gutem Recht. Dann er ist rund wie eine Kugel / und überall mit spitzigen Stacheln bedecket/welche ihn erschröcklich machen. Andere nennen ihn den gewaffneten Fisch. Wann ihn die Fischer fangen/so dürren sie ihn auß vor die Raritätliebende / welche ihn als etwas seltzames in ihre Kunstkammern auffhängen.

Das 18. Capitel.

Absonderliche Beschreibung eines Meer-Einhorns/welches auff der Reede der Insel Tortuga außgeworffen wordē/in dem Jahr 1644. Benebenst einer sonderbahren Erzehlung / so vergleichungs-weise füglich beygesetzet wird/belangend unterschiedliche schöne und seltzame Hörner/ welche man von dem Freto oder Meers-Enge/ Davis genant/ gebracht; Deßgleichen von den Eigenschafften deß Landes/ und Sitten der Völcker/die daselbst wohnen.

WIr können das jenige/was wir von den Meer-Wundern vorgebracht/ nicht besser beschliessen/ als mit Beschreibung eines so merckwürdigen und wunderlichen Fisches/der wohl werth ist / daß man ihm ein absonderlich Capitel zueigne. Es ist das Meer-Einhorn/ welches zuweilen an diesen Orten angetroffen wird. Dieser Arth ist ein wunderseltzames in dem Jahr 1644. an das Ufer der Insel Tortuga, welche nahe bey der Insel Hispaniola oder

St.

St. Domingo lieget / außgeworffen worden. Der Herr du Montel, der als ein Zeug / so es selbsten gesehen / außführliche Wissenschafft davon hat / beschreibet dasselbe auffs fleissigste mit nachfolgenden Worten:

Dieses Einhorn/sagt er/verfolgete eine Carangue, welches ein mittelmäßiger Fisch ist / mit solcher Ungestümmigkeit / daß/in dem es nicht gewahr wurde/ daß es eines tieffern Wassers zum schwimmen benöthiget wär/es sich biß auff die Helffte deß Leibes im trucknen befande/ auff einer grossen Sandbanck / von deren es nicht wieder in das tieffe Wasser kommen können / und daselbst von den Einwohnern der Insel tod geschlagen worden. Es war ohngefehr 18. Schuh lang / und an dem grösten Theil deß Leibs so dick als ein Faß von anderthalb Ahmen. Es hatte sechs grosse Floßfedern / welche auff die weisse wie unten die Ruder der Galeen gestaltet gewesen / deren zwo hinder den Ohren stunden / und die vier andere in gleicher weite auff dē Seiten deß Bauchs: und diese hatten eine hoch-rothe Farbe. Der öberste Theil seines Leibes war mit grossen Schuppen bedecket / die so breit

als

als ein Thaler und von blauer Farb waren/ und scheineten als ob sie mit silbernen Flittern besetzet wären. An dem Halß stunden seine Schuppen enger beysammē/ und hatten eine braune Farbe/ welches ihm gleichsam ein Halßband machte. Die Schuppen unter dem Bauch waren gelb: der Schwantz getheilet: der Kopff etwas grösser als eines Pferds Kopff/ und fast in gleicher Gestalt. Dieser war mit einer harten und braunen Haut bedecket; und gleich wie das Land-Einhorn auff der Stirn ein Horn hat/ also hatte dieses Meer-Einhorn auch ein sehr schönes vornen an dem Kopff/ welches neun und einen halben Schuh lang war. Dieses Horn war gantz gerad/ und von der Stirn an/ da es seinen Anfang hatte/ wurde es immer dünner biß an das End/ das so spitz war/ daß wo man Gewalt gebrauchen wolte/ man die härteste Sachen damit durchstossen können. Das dicke Theil/ welches an der Stirn war/ hatte sechzehen Zoll im Begriff/ und von da an biß auff zwey dritte-theil der Länge dieses wunderlichen Horns/ war es wie eine Schraube/ oder

Wel-

Wellenweiß wie eine gedrehete Seule gestaltet / ohne daß die Höhlungen allezeit gegen dem End zu enger fielen / biß daß sie sich endlich verlohren durch eine anmuthige Ebene / welche zwey Zoll über dem vierten Schuh sich endigte. Dieses gantze untere Theil war mit einer aschenfarben dicken Haut überzogen / die überal mit kurtzen und sanfften Härlein bedecket war / als ein haarfarbiger Sammet; darunder aber war es so weiß wie Helffenbein. Belangend das andere Theil / welches gantz bloß schiene / war solches von Natur glatt / hatte eine schwartze glåntzende Farbe / mit etlichen weissen und gelben Strichen bezeichnet / und eine solche Hårte / daß man mit einer scharffen Feile schwerlich ein dünnes Pulver davon abbringen können. Es hatte keine erhabene Ohren / sondern zwey grosse Fisch-Ohren / wie andere Fische. Seine Augen waren so groß als ein Hüner-Ey. Der Aug-Apffel welcher Himmelblau und mit gelb gezieret war / hatte einen hochrothen Kreiß umbher / auff welchen ein anderer heller und als ein Christall glåntzender Kreiß folgete. Sein

Maul war zimlich weit und mit vielẽ Zähnen versehen/deren die vordersten überauß spitzig und scharff waren/ und die hindersten in beyden Kinbacken / breit und mit kleinen Bücklein erhaben. Es hatte eine Zunge von wohlgestalter Länge und Dicke / die mit einer rauhen und hochrothen Haut bedecket war. Im übrigen hatte dieser seltzame Fisch noch auff seinem Kopff etwas als eine Krohne/ welche ohngefehr zwey Zoll hoch über der Haut erhaben stunde/länglichtrund war/und zu End in eine Spitze außgienge. Es haben mehr als dreyhundert Menschen derselben Insel/ sehr viel von diesem Fleisch gessen/und es überauß delicat befunden. Dieses Fleisch war mit einem weissen Fett gleichsam gespicket/ und wann es gekocht worden/lösete es sich Schuppenweiß voneinander / wie der frische Bolch: aber es hatte viel einen bessern Geschmack.

Die jenige so diesen raren Fisch bey Leben gesehen / und ihm den Rückgrad mit grossen Hebeln entzwey geschlagen hatten/ sagten/daß er sich mächtig bemühet habe/ sie mit seinem Horn zu durchstossen / welches

ches er mit unvergleichlicher Geschicklich- und Behendigkeit drehete und wendete/ und wann er Wasser genug gehabt hätte/ sich zu beschützen/ und nur ein wenig fortzuschwimmen/ so hätte er sie alle gespisset. Als man ihn außgenommen/ sahe man wohl/ daß er sich von dem Raub nehrete/ dann man funde sehr viel Fischschuppen in seinem Bauch.

Die abgezogene Haut dieses wunderbaren Thiers/ sonderlich der Kopff und das köstliche Horn so daran stunde/ sind fast zwey Jahr lang in dem Wachthauß der Insel hangen blieben/ biß der Herr Vasseur, welcher Gouvernör daselbst war/ den Herrn Transarts, einen Edelmann auß der Landschafft Xantonge, der ihn zu besuchen kommen war/ mit dem Horn beschencket. Als ich aber kurtze Zeit hernach mich auf ein Flissingisches Schiff begeben mit diesem Edelmann/ der diese kostbahre Rarität in einem langen Kasten hatte/ ist unser Schiff nahe an der Jnsel Fayal, welche zu den Acoren-Jnseln gehöret/ also zu scheitern gangen/ daß wir alle unsere Sachen/ und alle unsere Wahren verlohren.

Und dieser Edelmann beklagte vor allen Dingen den Verlust seines Kastens. Dieses ist was unser werthe Wandersmann von dem Meer-Einhorn erzehlet.

Man findet in der Nord-See eine andere Arth deß Einhorns/ welche zuweilen von dem Eiß an die Insul Island außgestossen werden. Diese sind von so seltzamer Länge uñ Dicke/ daß der meiste Theil der jenigen die davon geschrieben/ solche unter die Wallfische zehlen. Sie sind mit keinen Schuppen bedecket/ wie die jenige welche wir beschrieben/ sondern haben eine schwartze und harte Haut / wie die Meer-Kuh. Sie haben nur zwo Floßfedern auff den Seiten/ und ein grosses und breites stachlichtes Gefieder auff dem Rücken/ welches/ indem es in der Mitte etwas niedrig ist/ gleichsam einen zweyfachen Kamm machet/ die sich solcher Gestalt in die Höhe thun/ daß sie das Wasser zuzertheilen sehr bequem sind. Sie haben drey Löcher als wie Lufftlöcher vornen an dem Rücken/ durch welche sie das überflüssige Wasser das sie in sich gezogen/ wiederumb von sich in die Höhe werffen / gleich wie die Wallfische. Ihr Kopff gehet in eine Spitze auß / und auff der lincken seiten deß oberen Kinbackens haben sie ein Horn/ welches überall weiß ist/ wie der jungen Elephanten Zähne / und wächset zuweilen von 15. biß 16. Schuh lang auß dem dem Kopff. Dieses Horn ist an etlichen Orten gedrehet / und überall mit kleinen Perlen-

grauen Strichen durchzogen/welche nicht allein außwendig sind/ sondern auch die inwendige Substantz durchdringen/ die biß auff den dritten Theil hohl ist/und durchauß so fest als das härteste Bein.

Es wollen etliche/daß dieses herfür ragende Wesen vielmehr ein Zahn als ein Horn seye/ weil es nicht auß der Stirn gehet/ wie das jenige davon wir geredet haben / noch oben auß dem Kopff/wie die Ochsen- und Widder-Hörner / sondern auß dem oberen Kinbacken / in welchen das End eingefasset / gleich wie die Zähne in ihren Grüblein oder Gefächlein. Die so dieser Meinung sind/sagen ferner/ daß man sich nicht verwundern dürffe / warumb diese Fische nur einen einigen langen Zahn haben/ weil die Materi darauß noch andere werden können/zum vollkommenen Wachsthum dieses Zahns gantz erschöpffet ist/ der so lang und dick ist/daß wohl hundert andere darauß könten gemacht werden.

Es mag aber diese schwehre und wunderbahre Wehr/ mit welcher dieser Wunderfisch bewaffnet/ein Zahn oder Horn genennet werden: so ist es gewiß / daß sie sich desselben gebrauchen/ wann sie mit den Wallfischen streiten / und in der Nord-See den Eiß / in welchem sie sich offt verwirren/damit zerbrechen. Daher es kommen / daß man zuweilen etliche gesehen/ welche/in dem sie sich mit grosser Gewalt mitten in diesen Eiß-Bergen bemühet durchzubrechen und sich loßzumachen / nicht

allein die Spitze dieses natürlichen Spiesses stumpff gemacht; sondern denselben auch zerbrochen und in stücke zerstossen haben.

Eben zu der Zeit / da wir diese History in offenen Druck geben wollen / ist ein Flissingisch Schif / welches võ Niclas Tunes commandirt wurde / ũ vor den Hn. Lampsin, die Hn. Bien, Sandra und andere Kauffleute derselben Statt außgelauffen war / glücklich von der Meeres-Enge Davis wieder kommen / und hat unter andern Raritäten unterschiedliche treffliche Stücke dieser Einhörner der Nord-See / von deren einem wir allererst geredet / mitgebracht. Und weil der Bericht diese Reise betreffend / so uns zugeschickt worden / zu einer mehrern Erläuterung der Materi / die wir abhandeln / dienen kan; als hoffen wir es werde dem begierigen Leser ein Gefallen daran geschehen / wann wir denselben ihme hierbey mittheilen; welchen wir dann eben so treulich erzehlen wollen / als er uns zukommen.

Der Hauptmann / von dem wir diesen Bericht erlanget / war zu End deß Frühlings in dem Jahr 1656. von Seeland abgefahren / deß Vorhabens einige neue Handlung in die Nord-Länder zuentdecken / und kam zu End deß Brachmonaths in die Meeres-Enge Davis, auß welcher er sich in einen Fluß begabe / der seinen Anfang unter dem 64. grad und 10. minuten deß Æquatoris gegen Nord zu hat / und segelte fort biß zu dem 72. grad / unter wel-

chem das Land/so wir beschreiben wollen/ gelegen ist.

So bald die Einwohner deß Lands/ welche auff der Fischerey waren/deß Schiffs gewahr wurden/ kamen sie solches zu besichtigen mit ihren kleinen Schifflein/die nur einen einigen Menschen zu führen gemacht sind; Die erste die herbey fuhren/zogen so viele anderer nach sich/ daß sie in kurtzer Zeit ein Geleit von siebentzig dieser kleinen Böthgen machten/welche dieses frembde Schiff nicht verliessen/ biß daß es an der besten Reede den Ancker außwarff / da sie ihm durch ihr Zuruffen und allerley Zeichen der Wohlgewogenheit / die man von einem Volck von so schlechter Höffligkeit zugewarten hat/ die grosse Freude bezeugeten / die sie über seiner glücklichen Ankunfft hätten. Diese kleine Böthe sind so wunderlich / theils wegen deß Zeugs darauß sie gemacht/ theils wegen der wunderbaren Geschickligkeit mit deren sie außgearbeitet/theils wegen der unvergleichlichen Behendigkeit mit deren sie regieret werden/daß sie wohl werth sind/ die Oberstelle in der Beschreibung/die dieser angenehme Umbschweiff uns an die Hand giebet/ zu haben.

Sie sind von kleinen dünnen Höltzern gemacht / deren der meiste Theil entzwey gespalten wie die Reiffe. Diese Höltzer sind fest aneinander gebunden mit starcken Seilen / welche auß Fisch-Därmen gemacht werden / die sie beysammen halten/ und ihnen die gehörige Gestalt geben / damit sie zu dem verordneten

Gebrauch bequem seyen. Von aussen sind sie mit Fellen von Seehunden überzogen und bedecket / welche so geschicklich zusammen genehet / und so fleissig mit Hartz an den Nathen bestrichen / daß das Wasser gantz und gar nit hinein dringen kan.

Diese kleine Böthgen sind gemeinlich von 15. biß 16. Schuh lang / und in der Mitte / da sie am dicksten / mögen sie ohngefehr fünff Schuh im Begriff haben. Von diesem Orth an werden sie auch dünner und schmäler / also daß die beyde Ende in eine Spitze außgehen / welche mit einem weissen Bein / oder Haut von den Einhörnern / davon wir vorher geredet / verwahret sind. Der ober Theil ist gantz platt / und mit Fellen bedecket gleich wie das übrige; und der unter Theil ist wie der Bauch eines grossen Fisches gestaltet: daß sie also sehr bequem sind in den Wassern zugehen. Sie haben nur einen einigen Eingang / welcher gerad mitten in dem gantzen Gebäu ist. Dieser Eingang oder Loch ist rund umher mit einem Rand von Fischbeinen erhaben / und nach der Maaß und Dicke eines Menschen Leib gemacht. Wañ die Wilden / die diese Arth der kleinen Schiffe erfunden haben / sich derselben gebrauchen wollen / es seye daß sie entweder zu fischen außfahren / oder sich auff dem Meer zu erlustigen begehren / stecken sie den gantzen untern Leib zu diesem Loch hinein / setzen sich nieder / und binden ihren Leib-Rock so fest an den Rand dieses Lochs daß es scheinet als wären sie auff dieses

klei-

kleine Böthgen geleimet / und seye Mann und Schiff ein Ding.

Und dieses ist / was die Gestalt und den Zeug belanget / darauß dieses kleine Schiff gebauet. Nun wollen wir betrachten die Außstaffierung deß Mannes der es regieret. Wann sie willens sind auff das Meer zu fahren / so bedecken sie sich über ihre andere Kleider mit einem Rock / welcher zu nichts anders als zu dieser Schifffahrt gebrauchet wird. Dieses Wasserkleid bestehet auß etlichen Fellen / die ohne Haar / und so wohl bereitet und zusammen gesetzet sind / daß man meynen solte es seye auß einem Stück gemacht. Es bedecket sie oben von dem Kopff an biß unter den Nabel. Es ist überall mit einem schwartzlichen Gummi bestrichen / welches in dem Wasser nicht zergehet / und dasselbe durchzudringen verhindert. Die Kappe welche den Kopff bedecket / schliesset unter dem Halß und auff der Stirn so wol / daß ihnen nichts als nur das Gesicht unbedecket ist. Die Ermel sind an den Händen zugebunden / und der unter Theil dieses Rocks ist auch an den Rand deß Lochs dieses Schiffs fest gemacht / mit solchem Fleiß und Geschickligkeit / daß der Leib der also bedecket / allezeit mitten in den Wellen im trucknen ist / welche mit aller ihrer Gewalt nichts / als das Gesicht und die Hände / benetzen können.

Ob sie nun schon weder Segel / noch Mastbaum / noch Steuer-Ruder / noch Compaß / noch Ancker / noch einig ander Stuck von aller

der grossen Zurüstung haben / welche zu unseren Schiffen erfordert wird / wann sie tüchtig seyn sollen auff das Meer außzulauffen; so unterstehen sie sich doch nichts destoweniger lange und weite Reisen zu thun / mit diesem kleinen Böthgen / auff welches sie gleichsam genehet sind. Sie verstehen sich überauß wohl auff den Lauff der Sterne / und haben zur Nachtzeit keines andern Geleitsmanns vonnöthen. Die Ruder deren sie sich gebrauchen / sind an beyden Enden breit als eine Schauffel / und damit sie desto leichter die Wellen zertheilen können / und desto dauerhafftiger seyen / so belegen und bedecken sie dieselbe mit einem weissen Bein / an den Enden deß Holtzes; sie fassen auch den Rand der Schauffeln damit ein / und machen diese Zierath daselbst fest an mit Zapffen von Horn / die ihnen an statt der Nägel dienen. In der Mitten sind diese Ruder mit Bein oder köstlichem Horn / gleich wie an den Enden / außgezieret / und da pflegen sie dieselbe auch zu halten / daß sie ihnen nicht auß den Händen entfallen. Im übrigen führen sie diese doppelte Ruder mit solcher Fertigkeit / daß ihre kleine Böthgen gar leicht den grossen Schiffen / die alle ihre Segel außgespannet / und den Wind und die Fluth zum Vortheil haben / vorlauffen. Sie sind so sicher und kühn in diesen Schifflein / und regieren sie mit so grosser Geschickligkeit / daß sie auff tausenderley Arthen dieselbe herumb tummeln / damit sie denen so ihnen zusehen / einen Lusten machen

mö-

mögen. Sie streiten auch offt gegen die Wellen mit solcher Macht und Behendigkeit / daß dieselbe schaumen / als ob sie von einem ungestümen Wetter beweget würden / und alsdann solte man sie eher vor Meerwunder ansehen / welche sich wider einander stossen und schlagen / als vor Menschen: ja / damit sie zeigen daß sie keine Gefahr fürchten / und daß sie in guter Vertrauligkeit mit diesem Element / das sie nehret / und ihnen alles gutes erweiset / stehen / so machen sie ein Rad in dem Wasser / tauchen und weltzen sich dreymal nacheinander mit dem Bothe herumb / also daß man sie wol vor rechte Lufft-Wasser-Thiere halten könte.

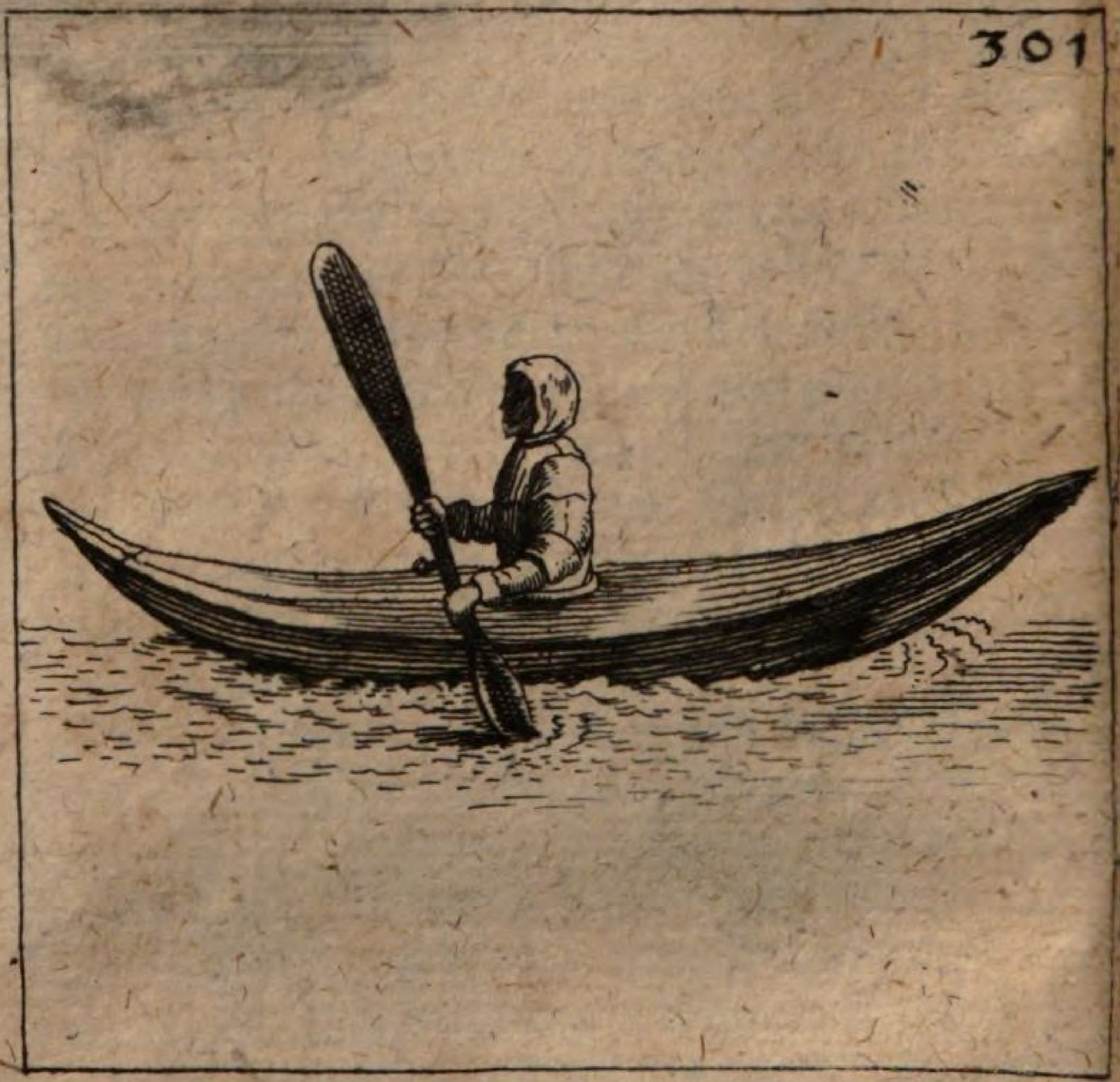
Wann sie Vorhabens sind eine längere Reise über Gewonheit zu thun / oder wañ sie fürchten / daß sie möchten auff das hohe Meer durch ein Ungestümm getrieben werden / so führen sie in dem Schiff eine Blase voll süsses Wassers mit sich / den Durst damit zu leschen / und in der Sonnen oder kalten Luft außgedörrte Fische / mit welchen sie sich in Mangel frischer Speisen / nehren. Jedoch geschicht es selten / daß sie gezwungen würden diesen Vorrath hervor zu langen: dann sie haben sonderliche Pfeile in Gestalt kleiner Lantzen / welche an ihr schiff angebunden / uñ solche wissen sie so wohl auf die Fische die sie antreffẽ zu schiessen / daß es fast / niemahl geschiehet / daß sie ohne diese Erfrischung sich befinden. Sie haben keines Feuers vonnöthen / ihre Speise zu kochen / weil sie zu Wasser und Land solche gantz rohe zu essen ge-

wohnet sind; sie tragen auch sonderliche Zähne von grossen Fischen/ oder Spitzlein von sehr spitzen Beinen bey sich/ deren sie an statt der Messer gebrauchen/ und die Fische die sie gefangen/ damit außnehmen und in stücke zerschneiden.

Sonsten giebt es keinen Streit und Widerwillen in diesem schiff/ weil ein einiger Mensch zugleich Schiffpatron/ Bottsknecht/ Proviantmeister/ und Steuermann ist/ der das Schiff nach seinem Gefallen einhalten kan/ oder der Winde und Wellen Gewalt übergeben/ wann er der Ruhe pflegen wil/ welche er seine Kräffte wiederum zu stärcken nöthig hat. In diesem Fall bindet er das Ruder an mit Riemen von Hirschleder/ die zu diesem Gebrauch gemacht/ und oben an das Schiff nach der Reyhe angeknüpffet sind: oder er bindet es an einen Hafft oder Ring/ der vornen an seinem Rock hangt.

Ihre Weiber gebrauchen sich dieser kleinen Böthgen nicht/ damit sie sich aber zuweilen auff dem Meer erlustigen mögen/ so führen sie die Männer/ von denen sie sehr geliebet werden/ in andern Schiffen/ die in der Grösse sind/ daß sie bey 50. Personen tragen können. Diese sind auß zusammen gebundenẽ Stangen gemacht/ und mit Fellen von Seehunden bedecket/ wie die jenige die wir allererst beschrieben haben. Sie können bey stillem Wetter mit vielen Rudern regieret werden; wo aber ein dienlicher

Wind



Wind bläset / so spannen sie an den Mastbaum lederne Segel auß.

Damit aber diese Beschreibung der seltzamen Schiffe und dieser Meer-Menschen / desto besser möge verstanden werden und gleichsam beseelet seye; als haben wir eine Abbildung der kleinen Böthgen hieher setzen lassen / welche mit dem Hauptwerck eigentlich überein kommet.

Auf daß wir nun auch etwas von dem Land reden / welches diese Leute / die sich so wohl auf die Schiffart verstehen / trägt und erhält / so bezeuget der Grad unter welchem / wie wir allbereit gedacht / dasselbe gelegen / daß es ein überauß kalter Orth seye. Es ist wol eine warme / angenehme und heitere Luft daselbst in dem Brach- und Heumonath / welche beyde den Sommer dieser Gegend machen / und nur ein einiger stetswehrender Tag sind / gleich wie der Christmonath und Jenner nur eine Nacht machen; aber die übrige Jahrszeit / sind die Tage / welche wechselweiß ab- und zunehmen / mit überauß kalten und dicken Nebeln / Schneen / oder ungestümmen Hagel und Schlossen verstellet / und fallen sehr beschwerlich.

Das gantze Land so bey dem Meer liegt ist trucken / und uneben von vielen Felsen / welche abscheulich anzusehen; es ist auch an vielen Orthen / zu der Zeit wann der Schnee zergehet / mit ungestümmen Schneebächen überschwemmet / welche ihr trübes Gewässer in

das Meer hinein waltzen. Wann man aber eine kleine Meile deß bösen Wegs zurück gelegt/ trifft man schöne Felder an/ die in wehrendem Sommer mit einer angenehmen Grüne gezieret sind. Man siehet daselbst Berge / welche mit kleinen Bäumen bedecket/ die das Gesicht überauß belustigen/ und eine grosse Menge Vögel und Wildprett nehren. So gehet man auch durch Thäler/ die von etlichen klaren und anmuthigen Flüssen süsses Wassers befeuchtet/ welche mit zimlicher Gewalt in das Meer hinein lauffen.

Als der Hauptmann/ welcher dieses Flissingische Schiff commandirte/ mit etlichen seiner Leute an Land gestiegen war / und solches fleissig besahe/ fande er daselbsten unter andern merckwürdigen Sachen/ eine Ader von sonderlicher brauner Erden / die mit gläntzenden und silbernen Körnlein vermischet war / von welcher er etwas zu sich nahme/ umb dieselbe auff die Prob zusetzen: nach dem aber solche in den Tiegel gethan worden/ hat man befundē/ daß sie zu nichts dienlich/ als die Schachtlen / Büchslein / und andere geringe Wercke von Holtz damit zu überziehen / welchen es einen sehr schönen Glantz giebet. Gleichwohl kan man daher einige Hoffnung schöpffen/ daß es in dieser Erden Silber-Gruben geben möchte / wann man tieffer nachsuchen wolte.

Ob schon dieses Land sehr kalt ist / so siehet man doch daselbst schöne und grosse Vögel / von schwartzen und weissen Federn und unterschied-

schiedlichen andern Farben / deren Fleisch die Einwohner zur Speise brauchen / und sich mit den abgezogenen und bereiteten Häuten bedecken. Man findet auch daselbst Hirsche / Elend / Beeren / Füchse / Hasen / Kaninichen / und eine Menge anderer vierfüssigen Thiere / welche fast alle ein weisses oder graulches / sehr dickes / langes und sanfftes Haar haben / das sehr dienlich ist / gute Hüte oder schön und köstliche Fütterung von Beltzwerck davon zu machen.

Was die Völcker belangt / die dieses Land bewohnen / so haben unsere Reißleuthe zweyerley Gattungen derselben da gesehen / welche in guter Vertrauligkeit und vollkommenen Freundschafft beyeinander wohnen. Die erste sind groß von Leib / wohl gestaltet / haben eine zimlich weisse Farbe / und können überauß geschwind lauffen. Die andere sind umb ein gutes kleiner / Olivenfärbig / und haben sehr wohl proportionirte Glieder / ohne daß ihre Schenckel etwas kurtz und dick sind. Die erste legen sich auff das Jagen / zu welcher sie auch wegen ihrer natürlichen Leibes-Behendigkeit sehr geschickt / da unterdessen diese mit dem Fischfang umbgehen. Sie haben alle überauß weisse und nahe aneinander stehende Zähne / schwartze Haare / lebhaffte Augen / und so wohl gebildete Gesichter / daß man keine übele Gestalt daran sehen kan. Sie sind auch so frisch und starck / daß man viele stehet / welche schon über hun-

hundert Jahr alt / und noch munter und bey guten Kräfften sind.

In ihrer täglichen Gemeinschafft scheinen sie lustiges Gemüths / kühn und unverzagt zu seyn. Sie lieben die Frembden so sie besuchen / weil sie ihnen Nadeln / Fisch-Angeln / Heepen / Aexte / und alles andere Eisenwerck zuführen / das sie gebrauchen / und so hoch halten / daß sie offt ihre eigene Kleider / und was sie nur köstliches haben / dagegen außtauschen; jedoch hassen sie alle Neuerungen / was ihre Kleid- uñ Nahrung betrifft / so sehr / daß es wol einem zimlich schwer fallen solte / welcher sie in einem oder dem andern sich zu ändern bereden wolte. Ob sie schon vor die allerärmste und unhöfflichste Völcker / die die Sonne bescheinet / gehalten mögen werden / so glauben sie doch daß sie sehr glückseelig seyen / und das beste Orth der Welt bewohnen; und bilden sich ein ihre Lebensarth seye so herrlich / daß die Höffligkeiten aller anderer Völcker ihnen überauß wild / übelanständig und lächerlich vorkommt.

Diese grosse Einbildung die sie von ihrem Wandel haben / hilfft nicht wenig zu der Genüglig- und Zufriedenheit ihres Gemüths / die man auß ihrem Gesicht verspüret; zudem / so bemühen sie sich nicht mit vielem eitelen Vorhaben / welches ihnen ihre Ruhe verstören könte; sie wissen nicht was die nagende Sorgen und plagende Bekümmernüßen sind / mit welchen sich der meiste Theil der Menschen auß unordentlicher Begierde deß Reichthums

zu

zu quälen pflegen. Die Bequemligkeit der schönen und kostbaren Gebäue / die strebung nach grossem Ruhm / die Wohllüste der prächtigen Gastereyen / die Wissenschafft schöner Dinge / und alles andere / welches wir vor die Süssigkeit und Ruhe unsers Lebens halten / haben sich bey ihnen noch nicht eingeschlichē; derowegen bekümmern sie sich auch nicht umb dieselbige zuerlangen / und bringen ihr Leben in süsser und stiller Ruhe zu: vielmehr gehet all ihr Vornehmen dahin / wie sie ohne grosse Sorge uñ mit geringer Mühe das jenige überkommen mögen / was sie zu ihrer Kleid- und Nahrung eigendlich vonnöthen haben.

Ihre gewöhnliche Arbeit ist das Fischen und Jagen; Und ob sie schon keine Feuer-Röhre oder Garn haben / so hat ihnen doch die scharffsinnige Nothdurfft andere sonderbare Fünde an die Hand gegeben / deren sie sich wol zugebrauchen wissen. Sie essen alle Speisen / damit sie sich nehren / ohngekocht / und ohne einige andere Brühe / als zu der sie auß freyem appetit Belieben tragen. Sie lachen die jenige auß / welche die Fische oder das Wildprett kochen lassen / dann sie halten davor / daß das Feuer ihnen den natürlichen Geschmack und alle Anmuthigkeit benehme.

[Hiebey köñen wir den Leser nicht unberichtet lassen / daß Olearius diesem widerspreche / als welcher in seiner Persianischen Reise-Beschreibung am 173. Blat da er von dieser Wilden

den Speise redet / diese Wort hinzu setzet: Dieses essen sie gleichwol nicht rohe / als man von andern schreibet / sondern gekochet / gebrauchen darzu Fischthrån / welches sie auch zu trincken pflegen / und darbey nur Wasser.]

Ob sie nun keines Feuers vonnöthen haben / ihre Speisen zu kochē / (welches / wie gedacht / irrig scheinet) so loben sie nichts destoweniger desselben Nutzen gar sehr / und halten dasselbe den gantzen Winter über allezeit in ihren Höhlen / so wohl durch dessen Schein die Finsternüß und Verdrießligkeit der jenigen langen Nacht / die bey ihnen wåret / zu erleuchten und zu lindern; als durch die angenehme Wårme die Kålte / so sie von allen Seiten her umbgiebet / zu måßigen. Wann sie aber ihrer Ruhe pflegen / oder gezwungen werden auß ihren Höhlen zu gehen / so verwahren sie sich mit sonderlichen Beltzwerck / welches auß gůtiger Vorsorg Gottes sie wider alle beschwerliche Kålte wohl beschůtzet / wann sie gleich mitten in dem Schnee steckten.

Die Kleidung der Manns-Leute bestehet in einem Hembd / Hosen / Ober-Rock und halben Stieffeln. Das Hembd gehet nicht viel über die Lenden; und hat eine Kappe / welche den Kopff und Halß bedecket. Es ist auß den Blasen der grossen Fische gemacht / die in stůcke von gleicher Breite geschnitten sind / welche

... geschnitten sind / wel-

che

che sehr geschicklich zusammen genehet werden; und ist vornen an der Brust nicht offen/ wie unsere Hembder: damit es aber in dem Auß- und Anthun nicht zerreisse/ so sind sie an den Enden der Ermel und Kappen/ und unten mit einem schwartzen und zarten Leder eingefasset: wie der beygesetzte Abriß außweiset.

Die andere Kleidung/ wie auch ihre halbe Stieffel/ sind von einem weit stärckern Zeug gemacht/ nemlich auß den Fellen der Hirsche und See-Hunde/ die überauß wohl bereitet sind/ und ihre Haare noch haben. Die Kleidung deß Wildē/ dessen eigentliche Abbildung hiebey stehet/ war auß Fellen von zweyerley Farben/ deren stücke in gleicher Grösse und Breite geschnitten/ und so schön geordnet waren/ daß allezeit ein weisses stück zwischen 2. braunen/ durch eine artige Zusammenfügung genehet stunde. Die Haare/ welche herauß gekehret gewesen/ und so glatt und sanfft als ein Sammet waren/ legten sich so wohl/ und die unterschiedene stücke schickten sich so schön zusammen/ daß man von aussen hätte meynen sollen/ das gantze Kleid seye auß einem Fell geschnitten worden. Was die Gestalt deß Rocks und die übrige äusserliche Zierde dieses Wilden/ darinnen er stutzte/ betrifft; ist dieselbe in dem Kupffer zur genüge abgebildet/ daß es einer weitläufftigern Beschreibung nicht bedarff.

Die Wilden die an dieser Meeres-Enge wohnen / gehen niemahls in das Feld / daß sie nicht einen Köcher mit Pfeilen angefüllet auff der Schulter / und den Bogen oder einen Wurff Spieß in den Händen hätten.

Ihre Pfeile belangend sind solche von unterschiedlicher Gattung. Etliche sind dienlich die Hasen / Füchse / und allerley groß und klein Gevögel damit zu töden: und die andere gebrauchen sie nur die Hirsche / Elend / Bären und andere grosse Thier damit zu fällen. Jene sind ohngefähr über drey oder vier Schuh nicht lang / und haben an statt deß Eißens vornen an der Spitzen ein dünnes / scharffes und sehr spitziges Bein / welches auf der einen Seiten drey oder vier Wiederhaacken hatt / daher man sie aus dem Orth darinn sie stecken / ohne Vergrösserung der Wunde nicht herauß reissen kan. Diese / so auf das wenigste vier oder fünf Schuh lang / sind auch an dem End mit einem spitzen Bein bewaffnet / welches auch seine Wiederhaacken hat / die wie die Zähne an einer Seegen gemacht sind. Diese letztere werffen sie mit der Hand; damit sie aber denselben einen stärckeren Nachtruck geben / und desto weiter reichen mögen / so binden sie an ihren rechten Arm ein Holtz von anderthalb Schuh lang / das auf der einen Seiten ein zimlich tieffe Kerbe hat / in welche sie das dicke End deß Spieses hinein stecken / und also durch dieses

Mit-

Mittel desto stärcker schiessen / und das jenige so sie treffen / viel hefftiger verwunden.

Sie tragen auch zuweilen eine Arth Spiese in der Hand / welche von starckem und schwerem Holtz sind / das an dem dünnen End mit einem runden Bein versehen / dessen Spitze auf einem Stein geschärffet worden ; oder sie bewaffnen dieselbe von den Hörnern oder Zähnen der Fische / die wir vorher beschrieben haben. Diese Spiese sind sieben oder acht Schuh lang / und an dem dicken End mit zwey Gefieder von Holtz oder Fischbein außstaffirt / welches ein wenig zierlicher stehet / als wann sie ohne dieselbe weren.

Ohne die vielerley Arthen der Angeln / deren sie sich die kleine Fische / so nahe bey dem Ufer schwimmen / zu fangen gebrauchen / haben sie noch unterschiedliche Gattungen der Wurffpfeile / welche sie mit einer unvergleichlichen Fertigkeit auff die grosse und seltzame Fische / denen sie auff dem hohen Meer nachstellen / zu schiessen wissen. Und damit die jenige Fische die sie mit dieser Arth Pfeile verwundet / sich nicht auff den Grund deß Wassers begeben / und sie umbsonst auff ihre Beute warten / so binden sie an das dicke Ende der Pfeile einen Riemen von Hirsch-Leder / welcher bey fünff und zwantzig oder dreyssig Klafftern lang ist / und knüpffen an das End dieses Riemens oder ledernen Schnur eine auffgeblassene Blase / die

alle-

allezeit oben auff dem Wasser schwimmet/und ihnen den Orth weiset/da der Fisch ist / welchen sie zu sich ziehen/ oder allgemach an das Land führen/ nach dem sich derselbe wohl umworffen und abgemattet hat.

Die Kleidung/ welche die junge Weiber tragen/ist den Kleidern der Manns-leuthe nicht so gar ungleich: aber die Alte bedecken sich zum öfftern mit den abgezogenen Fellen sonderlicher grosser Vögel / die schwartze und weisse Federn haben / und an diesen Orthen sehr gemein sind; welche sie artig abzuziehen wissen/ daß die Federn an der Haut bleiben. Diese Kleidung gehet ihnen nicht weiter als biß an das dicke Theil der Schenckel. Sie gürten sich mit einem ledernen Riemen/an welchen sie an statt der Schlüssel etliche Beinlein hangē habē welche so spitz als ein Pfriem/ uñ in der Länge einer Haar-Nadel sind. Sie tragen weder Arm- noch Hals-Bande oder Ohrengehänge: sondern zur Zierde geben sie sich einen Schnitt in jeden Backen / und füllen die Narbe mit einer sonderlichen schwartzen Farbe aus / welches sie ihrer Meinung nach viel schöner und anmuhtiger macht.

Wann die Männer mit der Jagt oder Fischfang umgehen / so pflegen sie unterdessen die Kleider / deßgleichen Zelten / Körbe und allerley kleinen Haußrath/ den man in der Haußhaltung bedarff zu machen. Sie warten auch der kleinen Kinder mit grossem Fleiß / und wann sie ihre Wohnung endern/ oder ihren

Män-

Männern auf der Reise nachfolgen müssen / so tragen oder führen sie dieselbe uberal mit sich wo sie hingehen / und damit sie ihnen die lange Weil auf dem Weg vertreiben / und sie stillen mögen wann sie schreyen / so nehmen sie kleine Trummen mit sich / welche mit Fischblasen bezogen / die sie überauß artig zu schlagen wissen. Sie pflegen dieselbe auch zu rühren damit sie den Bären und andern wilden Thieren eine Furcht einjagen und dieselbe vertreiben / wañ sie oft nahe um ihre Höhlen / in welche sich diese wilde zur Wintres-Zeit mit ihrem Haußgesind begeben / oder umb die Zelten / darinnen sie den Sommer über wohnen / herumb lauffen. Wir haben hierbey eine Abbildung dieser Frauen / welche mit Federn bekleidet / setzen lassen / nach deren man sich die Schönheit der andern leicht einbilden kan.

Ob wohl bey diesen armen Wilden kein sonderlich Regiment anzutreffen / so haben sie doch ihre Landherrn und Hauptleute / welche sie regieren und in allen ihren Versamlungen die Oberstelle betretten. Zu diesen Ehren erheben sie die jenige / welche den wohlgestaltesten Leib haben / die beste Jäger und stärckste an Kräfften sind. Diese sind mit schönern Häuten / und kostlicherm Beltzwerck als ihre Unterthanen bedecket / und tragen ihre Hoheit zu bedeuten ein Zeichen in Gestalt einer gestickten Rosen / welches vornen an ihren Rock genehet / und wenn sie außgehen / werden sie allezeit von etlichen jungen Leuthen bekleidet / die mit Bogen und

und Pfeilen bewaffnet sind / und auff das treulichste ihre Befehl außrichten.

Sie sind nicht so geschickt / daß sie Häuser bauen könten; sondern wohnen zur Sommerszeit in dem Feld unter ledernen Zelten / welche sie mit sich tragen / umb solche an allen Orten / die sie zu ihrem Lager gut befinden / auffzuschlagen: und den Winter über stecken sie in den Höhlen / welche entweder von Natur in den Gebürgen sind / oder sie durch Kunst außgegraben haben.

Sie seen nicht / so samlen sie auch keine Landfrüchte ein / ihr Leben damit zuerhalten / sie haben auch keine Bäume oder fruchttragende Pflantzen / die gut zu essen weren / ohne etliche wenige Erdbeeren / und eine Arth Himbeeren: sondern nehren sich / wie wir allbereit gedacht / nur von der Jagt und dem Fischfang. Das lautere Wasser ist ihr gewöhnlichster Tranck / und wann sie einen trefflichern und delicatern haben wollen / trincken sie das Blut der Seehunde / Hirsche und anderer Erden-Thiere / die sie erleget / oder in den Fallstricken / welche sie ihnen recht meisterlich zu stellen wissen / gefangen haben.

Weil der Winter so lang und überauß hart ist in dieser Gegend da sie wohnen / so ist es unmöglich / daß sie nicht grossen Mangel solten leiden in wehrender dieser traurigen Jahres-Zeit / sonderlich in der greulichen Nacht / welche ihnen zween gantzer Monat lang beschwerlich ist; jedoch / ohne das daß sie im Fall der

der Noth gar leicht Hunger leiden können/ so haben sie einen so grossen Vorrath an Lebens-Mitteln / daß sie den Uberschuß der Fischerey und Jagt in dem Sommer außdörren / und mit allem Fette und Unschlit / das sie zusamen bringen können / zu rück legen / und auf diese verdrießliche und langweilige Zeit versparen. Ja man sagt / daß sie so geschickt seyen zur Nachtzeit bey dem Mondschein zu jagen / daß sie in den dicksten Finsternussen / so sie umbgeben / gar selten Mangel an frischem Fleisch haben.

Sie bekümmern sich nicht andere Länder ohn ihr Vaterland zu sehen; und wann es sich zuträgt / daß sie von dem ungestümmen Wetter oder auß anderen Ursachen an ein Frembd Land getrieben werden / so seufftzen sie stetig nach ihrer lieben Geburts-Stätte / und ruhen nicht biß sie wieder dahin gebracht werden: wann man ihnen aber diese Gnad abschlägt / oder die Willfahrung zu lang auffschiebet / so unterstehen sie sich mit Gefahr ihres Lebens dahin zu kommen / durch Hülffe ihrer kleinen Böthgen / in welchen sie sich allen Gefährlichkeiten deß Meers unterwerffen / und keinen andern Geleitsmann oder Führer haben / als die Sterne / auff welche sie sich wohl verstehen / und den Lauff ihrer Schiffart darnach richten.

Die Sprache deren sie sich gebrauchen / kommet gar nicht mit einiger anderer Sprache der Völcker / so den Erden-Kreiß bewohnen / überein. Wir haben unterschiedliche

Wörter dieser Sprache auffgezeichnet; weil wir aber befürchten / daß dieser Umbschweiff allzulang werden würde / so wollen wir solche so lang bey uns behalten / biß eine andere Reiß / welche man nach dieser Meeres-Enge zuverrichten vorhabens ist / uns einen klärlichern Unterricht davon ertheilet.

[Wann unterdessen der Leser nach diesen seltzamen Wörter Verlangen trägt / kan er 100. derselben bey Herrn Oleario, in seiner Persianischen Reise Beschreibung am 171. Blat finden.]

Man hat bißher noch nicht eigentlich erfahren können was für eine Religion bey diesen armen Wilden in dem Schwang gehe: weil sie aber zum öfftern die Sonne ansehen / mit Verwunderung auf dieselbe deuten / und ihre Händ in die Höhe heben / so hat man daraus geschlossen / daß sie solche vielleicht vor ihren Gott halten mögen.

Das Schiff / welches uns diesen Bericht mitgebracht hatt / ist von dieser Meeres-Enge Davis mit vielen trefflichen Wahren beladen wieder angelanget / deren Verzeichnüß wir hiebey setzen wollen / umb zu weisen / daß die grosse Kälte / die an diesem Orth herrschet / doch so streng und hefftig nicht seye / daß alle Handlung dahin solte gantz und gar erfroren seyn.

1. Neunhundert Felle von Seehunden / die meistentheils von 7. biß acht Schuh lang waren / und mit schwartzer / rother / gelber / Kastanien-

stanienbrauner/und vielen andern Farben auff Wellen weiß bezeichnet/welche ihren Werth vermehrten vor andern/die man gemeinlich in Holland siehet.

2. Unterschiedliche köstliche Felle von Hirschen/Elenden/Beeren/Füchsen/Hasen und Kaninichen/deren der meiste Theil eine überauß schöne weise Farbe hatte.

3. Eine grosse Anzahl kostbahres Beltzwercks von unterschiedlichē vierfüssigen Thieren/welche allein in diesem Land gefunden werden/und bey uns noch keine Nahmen bekommen haben.

4. Etliche Pack Fischbein von ungewöhnlicher Länge.

5. Gantze Kleidungen der Einwohner deß Landes/deren etliche von Häuten der vierfüssigen Thiere/und etliche von den abgezogenen Fellen der grossen Vögel waren/und von solchem Muster/wie wir dieselbe in dem Kupffer vor Augen gestellet.

6. Etliche von ihren Hembdern/die auß Fischblasen gemacht/und sehr füglich zusammen genehet sind; von ihren Hauben/Handschuhen/halben Stieffeln; von ihren Köchern/Pfeilen/Bogen und andern Waffen deren sie gebrauchen; wie auch etliche von ihren Zelten/von ihren ledernen Säcken/von ihren Körben/und anderm geringen Haußrath/dessen sie sich in ihrer Haußhaltung bedienen.

7. Eine grosse Menge der jenigen kleinen Böthgen/die nur vor einen einigen Menschen

gemacht sind. Ein grosses Schiff von 45. Schuh lang / welches gar bequemlich bey 50. Personen führen konte.

8. Das rareste und allerköstlichste aber war eine zimliche Menge derselben Zähne oder Hörner von denen Fischen / die man Meer-Einhörner nennet / welche vor die gröste / schönste und wohlgestalteste unter allen denjenigen / die man biß daher gesehen / gehalten wurden.

Man hat etliche derselben nach Pariß / und an andere Oerther in Europa geschickt / welche sehr wohl auffgenommen worden: doch hat es das Ansehen / daß sie noch höher werden gehalten werden / wann man sich ihrer herrlichen Tugenden in der Artzney besser wird erkundiget haben. Dann ohne dem daß sie wegen ihrer Schönheit / und Rarität unter den köstlichsten Schätzen der wohlbestelten Kunstkammern leicht die Oberstelle erhalten können; so bezeugen etliche vornehme Medici und Apothecker in Dennemarck und Teutschland / welche zu unterschiedenem mahl dieselbe auf die Prob gesetzet / beständig davon / daß sie dem Gifft wiederstehen / und daß sie auch alle diese Eigenschafften haben / die man gemeinlich den Hörnern der Land-Einhörner zuschreibet. Aber genug hievon / ja vielleicht nach etlicher Meinung vor einen kleinen und geringen umschweiff zu viel.

(o)

Das

Das 19. Capitel.

Von den Fischen die mit harten Schalen / an statt der Haut und Schuppen bedecket sind: von unterschiedlichen raren Schnecken/ und etlichen anderen schönen Meer-Gewächsen/ welche an den Seiten der Antillen Inseln gefunden werden.

Wann man nicht etwas hat von derjenigen Himlischen Weißheit/ welche dem König Salomon vordiesem von Gott gegeben worden / also daß er nicht allein geredet von Bäumen/vom Ceder an zu Libanon biß an den Isop/der auß der Wand wächst; sondern auch von Viehe / von Vögeln / von Gewürmen und von Fischen: so ist es unmöglich / daß man die tieffe Geheimnüsse der Wasser ergründen / alle herrliche Geschöpffe / die darinnen spielen / zehlen / und alle Tugenden und Eigenschafften / mit denen sie begabet sind erkennen kan. Dann dieses Element ist von solcher wunderbahren Fruchtbarkeit/ daß es nicht allein in grosser Menge allerhand Gattungen Fische hervor bringet / welche dem Menschen zur Nahrung dienen / und meistentheils von unmäßiger Grösse und seltzamer Gestalt sind /

wie wir in den vorhergehenden Capiteln gezeiget; sondern auch einen grossen Uberfluß von köstlichem Muschelwerck und andern Raritäten hat/also daß man bekennen muß/es habe die Göttliche Weißheit welche so vielfaltig und wunderbahr ist in ihren Wercken / alle treffliche Schönheiten auß ihren unerschöpflichen Schätzen hervorgenommen/auf daß sie die Ehre ihrer Macht auch mitten in den Fluthen deß Meers mögte scheinen lassen: und uns auf alle Wege und Weise dahin bewegen/daß wir uns verwundern solten über die Gütigkeit und höchste Vorsehung / welche sich biß in die tieffe Abgründe hernieder lässet / und dieselbe mit einer Anzahl herrlicher Geschöpffe erfüllet/die anderstwo nicht gesehen werden / deßgleichen mit unzehlichen andern / welche die Zeichen und Bildnusse der jenigen vornembsten Leiber an sich tragen / die den Himmel zieren / oder in den Lüfften fliegen/ oder auff dem Erdboden prangen: daher es komt / daß man in denselben findet/ wie wir in diesem Capitel sehen werden/Sterne/ Hörner / Trompeten/ Porcellan Muscheln/Bäume/Aepffel/ Kastanien/und allerley schöne Seltzamkeiten / welche von den Leuten hoch geschätzet werden. Damit wir aber von den Fischen anfangen/ die mit harten und festen Schalen an statt der Schuppen oder Haut bedecket sind; so gibt es derselben unterschiedliche Arthen in dem Meer und Flüssen der Antillen. Sonderlich wird

sehr

sehr viel gehalten von den grossen Meer-Krabben/Meer-Spinnen und Seekrebsen.

I.

Von den grossen Meer-Krabben.

Es sind diese Meer-Krabben von solcher Grösse / daß man mit einem einigen eine grosse Schüssel anfüllen kan. Sie haben ein weisses uñ wohlgeschmacktes Fleisch/ welches aber etwas hart zuverdauen ist. Die Einwohner der Inseln fangen sie zu Nachts auff dem Sand / oder an den seichten Oerthern deß Meers/bey dem Schein deß Mondes oder einer Fackel/und durchspissen sie mit einer kleinen eisernen Gabel. Sie werden auch in Europa gefangen.

II.

Von den Meer-Spinnen.

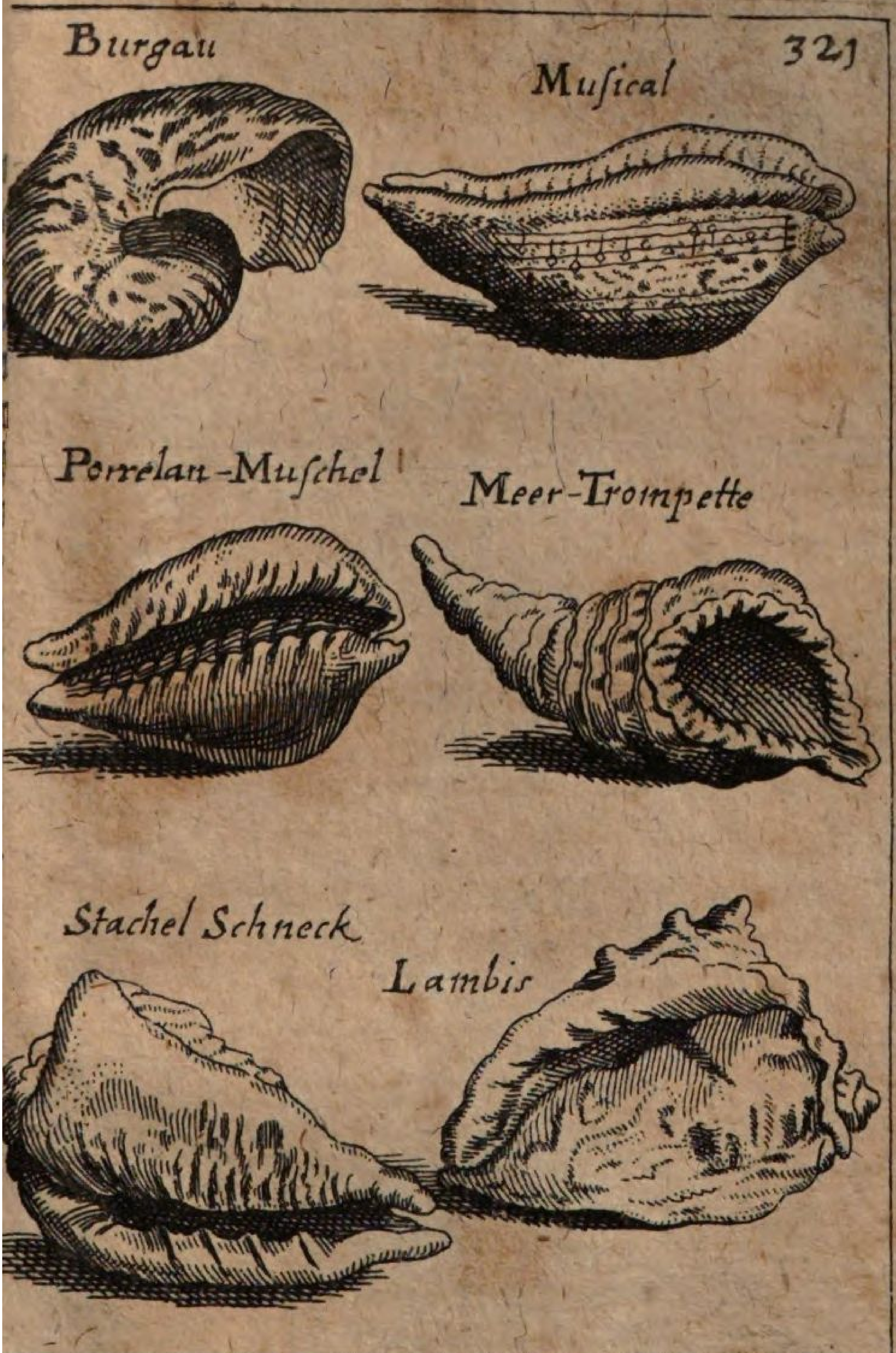
Die Meer-Spinne wird von etlichen vor eine Arth der Krebse gehalten. Sie ist mit zweyen harten Schalen bedecket / deren die obere erhaben/und die untere etwas ebener/ und mit harten Spitzen gekerbt ist. Sie hat viel Füsse/ und einen starcken Schwantz / der zuweilen einen Schuh lang ist. Etliche Wilden suchen sie sehr fleissig / ihre Pfeile damit zu bewaffnen. Wann dieser Fisch an der Sonnen gedörret ist / so wird seine Schale glåntzend und gleichsam durchsichtig/ ob sie schon von Natur eine Aschen-Farbe hat.

III.

Von den gemeinen See-Krebsen.

Die gemeine See-Krebse der Antillen kommen in der Gestalt mit den Unsrigen überein. Sie werden von unterschiedlicher Grösse gefunden die rareste aber sind die jenige / so von dem Raub leben. Sie sind in dem meistentheil dieser Oerther / sonderlich in den Inseln Virgines sehr gemein; sie halten sich auff unter den Stämmen der Bäume / die an dem Ufer deß Meeres stehen / und lauren daselbst in ihren Löchern auff die Austern und Muschelfische / damit sie dieselbe aufffressen mögen / welche sie auch durch diese wunderbare List fangen. Nemlich weil sie wissen / daß ihre Scheren nicht starck genug sind / die Schalen / so diese delicate Fische bedecken / zu zerbrechen / und aber gemercket haben / daß dieselbe deß Tages zum öfftern ihre Schale eröffnen / umb sich zu erfrischen / so geben sie fleissig auff diese Zeit achtung / und versehen sich mit einem kleinen runden Steinlein / welches sie in dem Sand außsuchen / halten dasselbe in der einen Scheren fertig / nahen sich zu der Auster oder Muschelfisch / und lassen es so geschicklich in die halb offene Schalen hinein fallen / daß der Fisch dieselbe nicht wieder zuschliessen kan und also diesem verschlagenen Jäger zur Beute bleibet.

Was


Burgau
Muſical
Porcelan-Muſchel
Meer-Trompette
Stachel Schneck
Lambis

Was die Schnecken anlangt/ die an dem Gestad dieser Inseln/ dahin sie das Meer außstösset/ gefunden werden/ siehet man dieselbe in grosser Menge und von unterschiedlicher Gattung. Nachfolgende werden am meisten gesucht und vor die besten gehalten.

IV.

Von der Burgau-Schnecke.

Wann die Burgau-Schnecke/ welche wie eine gemeine Schnecke gestaltet/ von der obersten Schalen/ die sie von aussen bedecket/ entblösset wird/ so scheinet sie silberfärbig/ und ist mit schwartzen gläntzenden/ liechtgrünen und graulichen Flecken so schön und artig bemahlet/ daß sie der geschickteste Mahler schwerlich recht solte abbilden können. So bald der Fisch/ der in diesem köstlichen Hauß wohnet/ dasselbe verlässet/ so siehet man erstlich einen herrlichen Eingang/ welcher mit Perlen besetzet; und hernach etliche schöne Gefächlein/ die so hell/ so glatt/ und überall mit einer solchen lebhafften Silberfarbe außgezieret sind/ daß unter allem Muschel- und Schneckenwerck nichts schöners zu finden.

V.

Von der Stachel-Schnecke.

Die Stachel-Schnecke ist von unterschiedlicher Größe/ nach der Maaß des Kopffs der mancherley Fische die sich damit bedecken/ und wird wegen ihrer Gestalt also genennet.

nennet. Sie ist inwendig doppel/ wie auch an dem Rand / welcher dick/ platt und gekerbt ist / eine Leibfarbe hat / und wie ein Attlaß sehr schön glåntzet. Von aussen ist sie zwar schlecht/ aber doch artig gestaltet/ und mit vielen kleinen Bůcklein erhaben/ zwischen welchen überauß viel Grůblein liegen/ welche mit unterschiedenen raren Farben gleichsam Wellenweiß bemahlet.

VI.
Von der Lambis-Schnecke.

Die Lambis-Schnecke hat vielleicht diesen Nahmen daher bekommen / dieweil der Fisch von dem sie beweget wird / wie eine dicke Zunge gestaltet ist / und die jenige schleimigte Feuchtigkeit ablecket/ die sich an die Felsen / welche das Meer mit seinen Wellen benetzet/ anhånget. Es ist eine von den grösten Schnecken die gefunden werden. An dem einen Rand ist sie auffgeschlagen / als wolte sie gleichsam die schöne Purpurfarbe / mit welcher sie inwendig außgezieret / desto besser dadurch sehen lassen. Jedoch muß man bekennen/ daß der åussere Uberzug / als welcher zimlich grob ist/ und oben wegen der vielen rauhen und spitzen Bůcklein uneben/ den Eingang deß Håußleins versperren würde / wann ihr die Kunst nicht diesen Ober-Rock abzöge / und die schöne Vermischung der Farben und zierliche Sauberkeit der gesprenckten Schalen/ die unter diesem groben Reißkleid verborgen liegt/

vor Augen stellete. Der Fisch / welcher in den Höhlen dieses kleinen beweglichen Felsen wohnet / ist so groß / daß man mit einem wenigen von demselben eine Schüssel erfüllen kan. Er schicket sich auf die Tische der Lecker- mäuler / wann er nur wohl gekocht und zim- lich gepfeffert ist / auff daß er desto besser möge verdauet werden. Und damit die abgezogene Schale auch zu nutzen komme / so wird diesel- be zu Pulver verbrennet / mit Sand auß den Flüssen vermischet / und ein Kitt darauß ge- macht / welcher dem Regen wiederstehet / und das jenige so damit bestrichen wird / lange Zeit vor dem Verderben erhält. Weil diese Lambis-Schnecken auch wie die Jagt-Hörner können geblasen werden / und man dieselbe sehr weit höret / so gebrauchen sie etliche Einwohner der Inseln / ihrem Gesinde damit zu dem Es- sen zu blasen. Ja es brennen etliche Indier in dem Mitternächtigen America dieselbe zu Kalck / welchen sie mit einer sonderlichen mi- neralischen Erden / die sie auß den Bergen gra- ben / vermischen / und das schöne Estrich in ihren Hütten davon machen / von welchem wir an seinem Orth reden wollen.

VII.

Von den Porcelan-Muscheln.

Die Porcelan- oder Mutter-Muscheln gehö- ren billich unter die rareste Sachen / die das Meer hervor bringt / theils daß sie in-

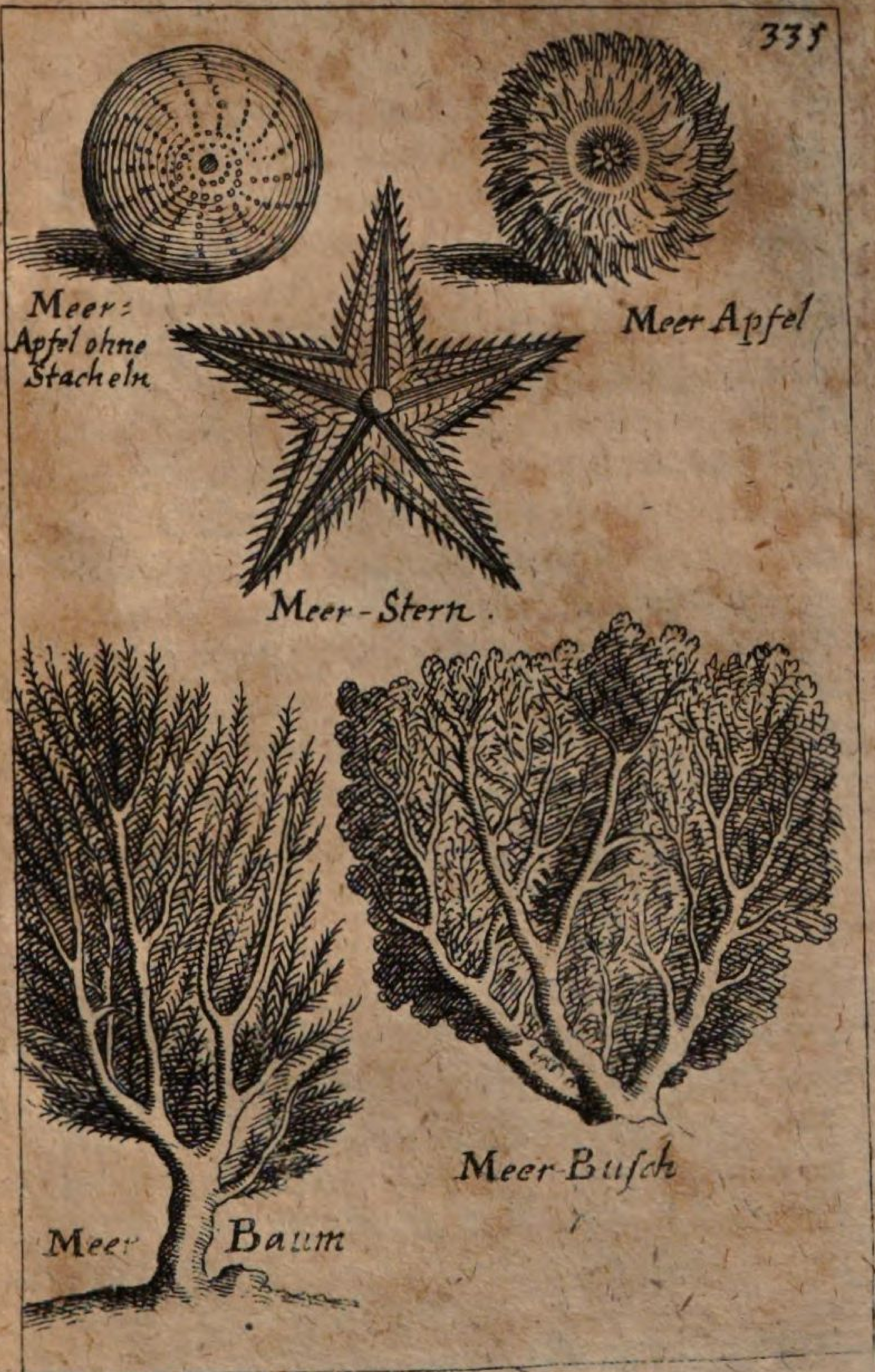
und außwendig so artig und sauber außgeglät- tet sind; theils wegen der unterschiedenen leb- hafften Farben/ mit denen sie gezieret. Sie krümmen den gekerbten Rand einwarts zu/ uñ ob schon eine vor der andern einen bessern Glantz hat/ so haben sie doch alle eine länglich runde Gestalt/ sind in der mitten etwas offen/ und an den Enden eingebogen. Jedoch findet man etliche die in der Grösse und Farbe einan- der sehr ungleich sind.

Die gemeinste haben eine gelbe vergüldete Farbe/ mit weissen oder rothen Tüpfflein ge- sprengt / welche man von weitem vor Perlen oder Corallen-Körner ansehen solte. Es giebt auch blaulichte / gestirnte / graulichte / cry- stallene / und Agatfärbige / welche alle über- aus anmuthig anzusehen sind.

Die jenige werden aber am meisten geach- tet/ welche von aussen eine corallene Leibfarbe haben/ und inwendig Silberfärbig; oder in- wendig mit einer schönen Himmelblauen/ und von aussen mit einer trefflichen Purpur-Farbe gezieret / und mit kleinen vergüldeten Strich- lein bezogen. Es werden auch billich gelobet / die so außwendig grün sind und wie ein Schmaragd gläntzen / und inwendig/ an dem Rand und außgehölten Enden mit Perlen ge- zieret. Die jenige gehören auch unter die schönsten / die oben schwartz wie ein Agath gläntzen/ im übrigen aber bleichblau / und mit kleinen Purpuräderlein untermenget sind.

Kürtzlich / etliche sind mit so vielen lebhafftẽ

Far-


Meer=
Apfel ohne
Stacheln
Meer Apfel
Meer-Stern.
Meer Baum
Meer-Busch

Farben gleichsam verbremt / daß es scheinet / als habe der Regen-Bogen ein Theil sein er allertrefflichsten Schönheiten diesen kleinen Geschöpffen mitgetheilet. Es finden sich auch noch viele andere / welche mit so mancherley seltzamen Figuren bezeichnet / daß man sagen könte / die Natur müsse sehr lustiges Sinnes gewesen seyn / da sie diese Wunderwercke außgearbeitet.

Aber das schlimste ist / daß das Meer welches diese Raritäten als seine köstlichste Kleinodien besitzet / sich ungern derselben berauben lässet / und gleichsam wieder seinen Willen von sich giebt. Dann wann es die Winde nicht zuweilen erzürneten / und / indem sie es durch und durch erschüttern / seine Schätze biß auf den Grund außsuchten / und dieselbe mit Gewalt hinweg nehmen / so würde es wohl diesen seinen Reichthum und Zierde allein besitzen / und uns nimmermehr etwas davon mittheilen.

Die Liebhaber / damit sie deroselben Glantz erhöhen mögen / legen sie nach ihrem Werth und Ordnung in unterschiedliche Kästlein / welche mit grünem Samet oder anderm schönen Zeug gefüttert sind. Und gleich wie die Liebhaber der Blumen ihre Tulipanen und Graßblumen mit den Nahmen der Keyser und tapffersten Helden belegen ; also geben diese auch ihren Muscheln den Titul der Könige und Fürsten.

VIII.

Von den Horn-Schnecken.

Mann siehet auch in den Antillen zweyerley Gattungen der grossen Schnecken / welche man Horn-Schnecken nennet / und gegen dem End zu wie eine Schraube gestaltet sind. Etliche sind weiß wie Helffenbein / dessen Glantz sie auch im geringsten nicht weichen. Andere sind inwendig Perlengrau und überauß gläntzend / von aussen aber mit vielen schönen und lebhafften Farben gezieret / welche zuweilen in Schuppen außgehen / oder Wellenweiß außbreiten / die sich gegeneinander schlagen oben von dem Rand deß breiten Lochs an / biß zu der gedreheten Spitze / da sie sich verliehren. Wann man diese Hörner an der Spitze öffnet / kan man auff denselben blasen / und geben einen scharffen und durchdringenden Schall von sich / welcher in dem er durch die viele Krümme dieser Schnecken gestossen wird / so weit als der helle Schall einer Trompeten kan gehöret werden. Es ist aber eine Kunst darauff zu blasen / und gehöret eine Wissenschafft dazu / wie man den Athem einrichten soll.

Es belustiget sich das Meer / gleich wie ein Baumeister Wercke von unterschiedlicher Anstalt hervor zu bringen. Zuweilen machet es etliche schlecht hinweg / welche gantz bloß sind / und keine sonderliche Zierde haben; hernach

aber

aber machet es andere / die gleichsam auß vermischten Anordnungen bestehen / welche einander mit solcher Arth- und Lieblichkeit zu Hülffe kommen / daß nichts schöners zu sehen ist. Dieses befindet sich an sehr vielen Schnecken und Muscheln / welche auff hunderttausenderley seltzame Weise verendert sind. Man siehet daran zusammen geknüpffte Stricke / Gattungen von Obswerck / Erhöhungen ausserhalb dem Werck / Röhrlein der Lampen / Demant-Spitzen / hangende Tröpfflein / Nadeln / Glocken-Thürne / Flammen-Spitze / Seulen / Spindeln / Köpfflein / außgehauen Laubwerck / und viele andere poßierliche Gestalten / darüber sich die Narität-Liebende verwundern und allerhand Grillen machen. Wie man sich dann in Wahrheit wegen dieser Muster über die wunderbahre Mannichfaltigkeit so vieler herrlichen Wercke / welche das Meer in seiner tieffen Kunst-Kammer eingeschlossen hält / nicht genug verwundern kan.

IX.

Von der Perlenmutter.

Es geben die Muscheln nicht allein eine angenehme Zeitvertreibung / welche den Menschen durch die Betrachtung dieser kleinen / aber doch wunderlichen Wercken der Natur anreitzet / deroselben Urheber zu loben; sondern / nach dem sie das Gesicht belustiget / können sie auch den Geschmack vergnügen / und die

Schätze vermehren. Dann die Austern und Muschelfische werden als ein delicat Essen auffgetragen; und die Perlen-Muschel oder Perlenmutter gehet mit den Perlen schwanger / welche die Krohnen der Könige außzieren. Es ist wohl wahr daß diese Perlen in den Antillen nur klein und unvollkommen gefunden werden / und daß die Insel Margarita und die Mittägige Seite America dieses Glück haben solche in ihrer Vollkommenheit einzusamlen. Jedoch ob schon die Antillen nicht sehen / wie sich dieses köstliche Gewächs in eine dicke Perle verhärtet / so haben sie doch auch einigen Nutzen von diesen Muscheln. Dann sie geben ihnen den Fisch / den sie in sich geschlossen haben / zur Nahrung / und jedwedere von den beiden silberfarben Schalen läst sich vor einen Löffel gebrauchen / der sich über Tisch wohl darff sehen lassen.

Es ist nicht leicht zu entscheiden / ob der Thau der in den Antillen fället / nicht fruchtbar genug seye und verschaffen könne / daß die Perlen-Muscheln ihre Frucht daselbst vollkommen herfür bringen mögen; oder ob die Muscheln / nach dem sie den Saamen von oben herab empfangen / mißgebehren / und nicht so viel Kräffte von Natur haben / daß sie denselben bey sich behalten könten. Aber es mag dieser Mangel herkommen wo er wolle / so ist doch gewiß / daß sich diese Muscheln der Antillen eben so sehr von dem Schimpff der Unfruchtbarkeit zubefreyen bemühen / als die jeni-

nige / welche an den Seiten der Insel Margaritæ gefischet werden. Dann wo man sich will gefallen lassen oben von den Felsen / bey denen sie sich unten auffzuhalten pflegen / auff ihre heimliche Liebe Achtung zu geben / wird man gewahr werden / daß sie bey Heranbrechung der Morgenröthe zum öfftern oben auff das Wasser schiessen / als wolten sie die auffgehende Sonne mit aller Ehrbeweisung gleichsam bewillkommen ; hernach aber wird man auff einmahl sehen / wie sie sich öffnen / und auff diesem weichen ůnd zarten Bett außbreiten / und also die erste Strahlen dieses schönen Gestirns erwarten. Wann es ihnen nun glůcket / daß sie etliche Tröpfflein Thaues / welcher bey Auffgang der Sonnen sich auß den Wolcken herab lässet / empfangen / so schliessen sie geschwind die Schalen wiederumb zu / auß Furcht es mögte etwa ein Tröpfflein deß gesaltzenen Meer-Wassers diese Himlische Empfängnuß verderben ; und stůrtzen sich dan̄ hurtig auff den Grund ihres Lagers.

Fragosus hält davor / daß die Perlen in dem Fleisch der Auster / wie der Stein in etlichen Thieren / auß einer dicken und schleimigten Feuchtigkeit / die von der Speise ůbrig bleibet / gezeuget werde / Etliche gelehrte Medici, welche auch dieser Meinung beygethan sind / grůnden dieselbe auff das jenige / was Josephus Acosta, ein glaubwůrdiger Scribent, vor gewiß setzet / nehmlich / daß die Leibeigene welche die Perlen fischen / zuweilen bey Zwölff Klaffter tieff

tieff sich unter das Wasser tauchen / diese Austern / die gemeinlich an den Felsen hangen / zu suchen; daß sie dieselbe davon abreissen und damit beladen wieder in die Höhe kommen: daher sie schliessen / man könne zum wenigsten nicht sagen / daß die jenige Austern / die an den Felsen hangen / den Thau aufffangen / und die Perlen auff diese Weise gezeuget werden.

Wir wollen uns aber mit den Vertheidigern dieser Meinung in keinen Streit einlassen / noch dieselben schlechter Dings verwerffen / als welche ihre Gründe hat; sondern sagen / daß der wahrhafftige Bericht deß Acostæ, die Perlen-Fischerey betreffend / der gemeinen Meinung von deroselben Zeugung gantz und gar nicht zu wieder seye. Dann das kan wohl geschehen / daß die Perlenmutter / wann sie den Thau empfangen hat / und fühlet daß sie mit dieser köstlichen Frucht beladen / sich länger oben auff dem Wasser sehen zu lassen nicht geneigt ist; sondern mit dem Schatz den sie besitzet sich vergnüget / und alsdann fest an die Felsen anhänget / von denen sie hernach mit Gewalt abgerissen wird.

X.

Von etlichen andern Gattungen der Schnecken.

Die so mitten in den Volckreichsten Stätten Wildnüsse / Felsen und Einöde vorstellen / oder

oder auff dem ebenen Land in ihren Gärten Berge aufführen und Grotten darinnen graben wollen / welche sie hernach mit sonderlichen Meer- und Land-Raritäten überziehen und außbutzen / würden in den meisten dieser Inseln finden / womit sie ihren Lusten erfüllen könten. Doch were zu fürchten / es möchte die Menge und vielfaltige Gattung ihnen die Wahl schwer machen / und daher einige Verachtung bey ihnen verursachen. Dann damit wir nur von etlichen derselben reden / so siehet man daselbst unzehlich viel Meer-Trompeten / grosse und kleine Meer-Schnecken / welche Silberfärbig / gestirnet / blutroth / grünlicht / mit leibfarben Strichen bezogen / und vielen andern Farben gesprenckt sind / die unter dem Sand schimmern / als ob es lauter Edelgesteine weren. Es vermehret die Sonne gewaltig den Glantz dieser Schnecken; und wañ das Meer nach einigem ungestümmen Wetter das Ufer dieser Inseln mit denselben außgezieret hat / so wird das Gesicht von ihrem zwitzernden Schein so verblendet / daß man gezwungen wird zu bekennen / es lasse die Natur mit grosser Herrlichkeit ihre Macht hervor leuchten / und zeige was sie verschaffen könne / in dem sie mit so vielen reichen Zierathen / und so vielen schönen Liechtern diese kleine Geschöpffe bekleidet.

Die Einwohner der Inseln pflegen zuweilen dieses kleine Spielgezeug deß Meers auß Lusten auffzuheben / stechen dasselbe an den Enden durch /

durch / fassen es in einen Faden / und machen Armbande und Hutschnüre darauß: Aber der meiste Theil der Indier in dem Mitternächtigen America halten dasselbe in einem viel höhern werth. Dann sie gebrauchen es zu ihrer Handelung und geringem Gewerb / gleich wie wir bey uns mit dem gemüntzten Gold und Silber thun; und werden die jenige welche eine grosse Anzahl derselben haben / vor die reichsten gehalten. Die Schnecken die zu diesem Gebrauch dienen / sind von mittelmässiger Grösse / und von sonderlicher Feste und Glantz. Und damit sie an gewissen Orthen gangbar seyn mögen / so müssen sie von denen hierzu bestellten Bedienten gezeichnet werden / welche sonderliche kleine Merckzeichen darauff stechen / und ihnen den Werth und Lauff daselbsten geben.

XI.

Von den Schnecken / welche mit Music-Noten bezeichnet.

Es gibt eine sonderbahre Arth Schnecken / welche wohl betrachtens werth / und in etlichen der Antillen können gefunden werdē / wie der Herr du Montel davor hält / wiewol er dieselbe nur in der Insel Quaracoa gesehen. Sie hat ein wenig eine andere Gestalt als die Porcelan-Schnecke / und ist etwas mehr zusammen gebogen. Die Franzosen nennen sie Musical / weil sie auff ihrem Rucken etliche

schwartze

schwartze Striche mit Music-Noten abgebildet hat/welche vornen gleichsam einen Clavem oder Music-Schlüssel haben/durch welchen sie solten angestimmet werden / also daß man wohl sagen könte / es mangele bey dieser natürlichen tabulatur nichts als daß man nur etliche Wörter darunter setze/und dieselbe singe. Es gedencket ermeldter Edelmann / daß er etliche dieser Schnecken gesehen/welche fünff Linien/einen Clavem und etliche Noten gehabt/ die eine vollkommene Stimmung gemacht ; hierzu hätte einer den Text gesetzet / welchen die Natur vergessen / und denselben auff drey Stimmen singen lassen / so nicht uneben geklungen.

Es könten die nachgrüblende Köpffe hierüber allerhand Grillen machen : unter andern dürfften sie sagen / daß gleich wie / nach deß Pythagoræ Meinung / die Himmel ihren Klang haben / dessen liebliche zusammenstimmung aber / wegen des Geräusches das auff der Erden gemacht wird / nicht gehöret kan werden; gleich wie die Lufft erschallet von dem anmuthigen Gesang einer unzehlbaren Menge Vögel/die ihre Stimmlein darinnen erheben; und gleich wie die Menschen nach ihrer Arth die Music / welche das Hertz durch die Ohren beweget und entzücket / erfunden : also habe auch das Meer/so nicht allezeit wütet / Musicanten in seinem Reich / welche auff ihre sonderbahre Weise das Lob des Höchsten erklingen lassen. Die Poeten würden hinzu setzen/ daß diese natürliche tabulaturen eben die jenige

ge weren/welche die Syrenen in ihren Händen hielten/wann sie auff das allerlieblichste miteinander zu singen pflegen; uñ daß sie dieselbe/ so bald sie jemand merckten der ihre Kurtzweil zuverstören herbey käme/in das Wasser fallen liessen / da sie seither allzeit noch verborgen liegen. Aber wir lassen diese und dergleiche Gedancken denen/ so sich damit belustigen / und fahren in unserer Historischen Beschreibung fort.

XII.

Von den Augen-Steinen.

Ob man schon diese Steine eben so wohl eine zimliche Weite von dem Meer/als an dessen Ufer findet; dannoch weil sie der gemeinen Meinung nach unter die Wasser-Gewächse gezehlet werden/ als wollen wir derselben auch an diesem Orth gedencken. Man siehet etliche die so groß sind als ein Rechen-Pfenning/doch werden die kleinste vor die besten gehalten. Wann man sie bey hellem Sonnenschein betrachtet / solte man meinen / daß es eine Arth Perlen seye/welche entzwey geschnitten worden / so klar/durchsichtig und sauber sind sie. Etliche haben kleine rothe oder violfarbe Aederlein/die ihnen einen schönen Glantz geben/ nach dem man sie auff unterschiedene Weise ansiehet und betrachtet. Auff der platten Seiten haben sie alle die Gestalt einer Schnecken eingegraben. Wann man sie unter die Augenlieder thut / drehen sie sich umb den Augapffel

her-

herumb/und sagt man/ daß sie die Krafft haben denselben zu stärcken/klar zu machen/ und die Splitter so in die Augen gefallen/ geschwind herauß zu treiben. Daher sie auch mit einem solchen Nahmen belegt worden/der ihre Eigenschafft zuverstehen gibt.

XIII.

Von den Meer-Aepffeln.

Man trifft in der Insel S. Martini Meer-Aepffel an mit spitzigen Stacheln/die auß einer braunen Haut hervor kommen: wann aber der Fisch der sie fortwaltzet tod ist/so fallen diese Stacheln und diese Waffen alle ab/ und sind ihnen hinfüro nichts mehr nütz; sie werffen auch die Aschenfarbe Haut/ mit welcher sie umwickelt/von sich ab/und zeigen ihre weisse Schalen/die so viele Abtheilungen und kleine Krümmen haben/daß der geschickteste Seidenstücker genug würde zu thun bekommen/ wann er dieselbe mit seiner Nadel nach machen wolte. Es scheinet daß diese Aepffel besser kleine Meer-Igel oder Meer-Kastanien könten genennet werden; dann wann der Fisch noch bey leben ist/so haben sie beides die Gestalt und die Farbe eines kleinen Igels/welcher sich zusammen kugelt/und alle seine Stacheln in die höhe richtet/damit er von seinem Feind nicht könne angefasset werden. Oder sie sind den dicken und rauhen Schalen gleich/die mit Stacheln be-

setzet/

setzet/und die Kastanien umbgeben / wann sie noch an den Bäumen hangen.

XIV.

Von den Meer-Sternen.

Wann man Raritäten / die sich in dem Meer befinden / genau betrachtet / so mögte man wohl sagen / daß der Himel nichts schönes besitzen wolle / davon er nicht eine Gleichheit dem Meer welches gleichsam sein Spiegel ist / mittheilen solte. Derhalben siehet man auch Sterne in demselben / die fünff Spitzen oder Strahlen haben / welche gelblich scheinen. Dieses gantze schöne Gewächs ist nicht länger als ein Schuh von einer Spitze zu der andern; es ist einen Zoll dick/ seine Haut ist zimlich hart / und mit kleinen Bücklein erhaben / die ihm eine schöne Zierde geben. Wann gleich diese Meer-Sterne den Himlischen in der Grösse und Glantz weichen/ so übertreffen sie solche doch darinnen / daß sie beseelet sind / und ihre Bewegung nicht gezwungen ist/noch an einen Orth fest verbunden sind. Dann der Fisch deme dieses schöne gestirnte Hauß in der Theilung zugefallen/ spatzieret mit demselben in dem Meer/wann es still ist/wohin er will; so bald er aber ein Ungewitter mercket/so befürchtet er/daß er an das Land/welches nicht werth ist daß es die Gestirne besitze / mögte gestossen werden / und wirfft deßwegen zween kleine Ancker von seinem

nem Leib auß/mit welchen er sich so fest an die Felsen anhaackt/ daß alle Bewegungen der wütenden Wellen ihn davon nicht loß können machen. Er erhält sein Leben durch die Nahrung / die er durch ein kleines Löchlein / daß ihm an statt deß Mundes dienet / und gerad mitten an seinem Leib stehet / zu sich nimmet. Die Rarität-Liebende ziehen diese Sterne auß ihrem feuchten Himmel herauß / trucknen sie an der Sonnen und zieren ihre Kunst-Kammern damit.

XV.

Von den Meer-Bäumen.

Es können die seichte Oerther der Felsen welche mit Wasser bedecket / die Unfruchtbarkeit nicht leiden / und ob sie schon ohne unterlaß von dem gesaltzenen Meer-Wasser bespület werden / so bemühen sie sich doch unter dem Gekräut/damit sie bedecket / Bäume hervor zu bringen / welche alsobald mit einem Salpeter überzogen werden/der ihnen eine überauß weisse Farbe giebet. Etliche halten sie vor eine Arth der Corallen. Es werden diese Bäume von so mancherley artlichen Gestalten auß den Felsen gerissen / daß die Augen nicht ermüdet können werden deren Seltzamkeit zu betrachten.

XVI.

Von den Meer-Büschen.

Es gibt auch Büsche / welche so zu reden die-

In grossen fliessenden Garten/der deß Begiessens niemahls von nöthen hat/umfassen. Sie sind sehr schön und zart/ und von unterschiedlicher Farbe nach dem die Felsen / daran sie wurtzeln / beschaffen/ dieses were nur zu wünschen / daß sie eine mehrere Feste hetten / damit sie auß den Inseln zu uns könten gebracht werden.

Das 20. Capitel.

Von der Amber/ihrem Uhrsprung/ und Kennzeichen / daran man siehet ob sie gut und unverfälschet seye.

Die wohlriechende Amber wird viel häuffiger an den Seiten der Landschafft Floridæ, als an einigem andern Orth in America gefunden. Derohalben die Spanier Festungen dahin geleget / sich deß Lands zuversichern / und mit den Indiern die daselbst wohnen die Handlung diese köstliche Wahr betreffend zu unterhalten/welche sehr fleissig von denselben auffgelesen wird / seither sie ihren hohen Preiß gemercket haben. Man hat solche zuweilen auch nach den ungestümmen Wettern auff den Reeden der Insel Tabago, Barbudos, und etlicher andern unsern Antillen gefunden / wie wir dessen zu unterschiedenen mahlen berichtet worden. Und deßwegen halten

ten wir davor / daß wir die Grentzen der Beschreibung Natürlicher Sachen / von denen wir handlen / nicht überschreiten werden / wañ wir dieses gantze Capitel mit dem lieblichen Geruch dieses trefflichen Hartzes beräuchern / welches ohne allen Zweiffel das rareste und kostbarste unter allen Sachen ist / die das Meer jemahlen auß seinem weiten und unerschöpfflichen Schoß herauß gestossen / diese neue Welt damit zubereichern.

Die Einwohner in den Jnseln Maldiva nennen die Amber Panahambar, das ist / Güldene Amber / wegen ihres hohen Werths. Die so in den Königreichen Fezza uñ Maroco wohnen / geben ihr eben denselben Nahmen / mit welchem sie den Wallfisch nennen. Daher es dañ glaublich scheinet / daß sie davor gehalten / es komme dieselbe von dem Wallfisch. Es ist gantz gewiß / daß weder Hippocrates, noch Dioscorides, noch Galenus jemahlen etwas von der Amber gehöret und gewust haben / gleich wie ihnen auch der Bezoar-Stein / das Frantzosen Holtz / Sassafras, Sarsaparill, Gummi gotta, Rhabarber, Mechoacan, und viele andere Sachen unbekandt gewesen sind. Jst derohalben die Amber erst nach der Zeit kundbahr worden / und wird von derselben Uhrsprung gezweiffelt.

Etliche haben sich eingebildet / daß diese den alten unbekandte Amber als ein Excrementum oder unrath von den Wallfischen herkomme. Andere glauben daß sie von den Croco-

dillen genommen werde/ weil derselben Fleisch einen lieblichen Geruch von sich gibt. Wiederumb sind etliche in der Meinung / daß es Stücke der Inseln und Felsen seyen die in dem Meer verborgen liegen/ und von den ungestümmen Fluthen an das Land gestossen werden; dan man findet zuweilen Stücke dieser Amber/ welche biß auf 100. Pfund wiegen / und bey 60. Handbreit lang sind; ja es ist in dem Jahr 1555. wie Linschot berichtet/ gegen dem Vorgeburg Comorin zu ein Stück gefunden worden / das 30 Centner gewogen. Es sind noch etliche andere / die davor halten / daß es eine Arth deß Meer-Schaumes seye / der sich mit der Zeit durch die Bewegung deß Meer-Wassers zusammen thue und dick werde; und hernach durch die Hitze der Sonnen verharte.

Aber am allerglaublichsten ist / daß es eine Arth deß Hartzes seye/ welches unten auff dem Grund deß Meers gezeuget/ und hernach von demselben / wann es durch ein sonderbahres und grausames Gewitter beweget wird/ außgestossen und an das Ufer geworffen werde: Dann es ist gewiß / daß man solches gemeinlich nach einem Ungestümmen Wetter an dem Ufer findet. Philostratus in dem Leben des Apollonii sagt/ daß die Panther-Thiere/ die sich umb den Berg Caucasum auffhalten / den guten Geruch dieses Orths sehr lieben. Es ist gewiß/ daß unter andern Thieren die Vögel überauß begierig nach dieser Amber sind / und den Geruch derselben sehr weit empfinden.

Derowegen muß man solche / wann das Ungewitter nachgelassen alsobald suchē und fleissig aufflesen / sonsten wird sie von denselben alle auffgegessen. Und diese Vögel werden nicht durch den guten sondern übeln Geruch der Amber herbey gezogen; dann dieses köstliche und wunderbahre Hartz riecht überauß übel / wann es noch frisch und weich ist / und allererst auß dem Meer kommen; und lauffen die Thiere demselben nach / eben wie den toden Aasen: weil sein Geruch fast dem Geruch eines verdorbenen Specks gleichet / und ist glaublich daß man es dieser Ursachen halben so lange Zeit nicht erkennet / noch gebrauchet hat. Es urtheilten die Alten seine Tugend nach seinem bösen Geruch / welcher dem Hertzen vielmehr zu wieder ist / als daß er dasselbe stärcken solte / und haben es daher als undienlich / oder auch schädlich / verworffen. Zu deme so wird es auch nicht so offt / noch in so grosser Menge gegen der Seiten deß Griechen-Landes / oder in Europa gefunden: und waren die Schiffarthen in Indien vor diesem auch gar seltzam.

Die Füchse lieben dieses Hartz auch sehr / deßwegen besuchen sie fleissig die Seiten der Länder / da es häuffig gesamlet wird / und so bald sie es finden / fressen sie es auff: Wann solches aber eine Weile bey ihnen im Leib geblieben / geben sie es hernach gantz ohnverdauet wiederumb von sich: nur allein / daß es etwas von seiner Eigenschafft und guten Geruch verliehret. Wird derhalben diese Arth / welche

man Fuchs-Amber nennet/ geringer geachtet als die andere/und nicht viel gebrauchet / ohn allein zu den Rauchwercken.

Es wird sich nicht uneben hieher schicken/ wann wir im Vorbeygehen die Kennzeichen melden / damit man die gute Amber von der verfälschten unterscheidet / weil alle die jenige so davon geschrieben / nahmentlich Garcias, Monardus, Scaliger, Ferdinandus Lopez, Clusius, und andere sehr kurtz hievon reden / und von den eigenen und wesentlichen Kennzeichen nichts schreiben.

Vor das erste ist nöthig zu wissen / daß die Amber insgemein in zweyerley Geschlecht getheilet werde / nehmlich in die so auß der Ost- und die so auß der West-See kommet. Die so an der Ost-See / und sonderlich an der Seiten der Barbarey/da man sie häuffig und von grossen Stücken findet / auffgelesen wird / ist gemeinlich schwartz / und trucknet niemahlen so wohl/daß man sie zu Pulver stossen könte / gleich wie die Abendländische / man versuche es auch wie man wolle. Sie zergehet auch leichter über dem Feuer / hat keinen so lieblichen Geruch/ uñ wird viel geringer geschätzet. Man bringet wenig von dieser Amber zu uns/ weil sie nicht groß geachtet wird/und weder zu der Artzney / noch Rauchwercken sonderlich dienlich ist.

Die Abendländische Amber/ deren die beste an unsern Seiten gesamlet wird/ hat gemeinlich eine graulichte Aschenfarbe; gleich als ob man

man Aschen unter Wachs vermenget hette/ doch also/daß die Asche und das Wachs unterschieden /und nicht gantz und gar in einander vermischet seyen. Das öberste und eussere/welches sich an dem Ufer zerstossen / und von der Lufft mehr getrucknet worden/ ist gemeinlich Kastanienbraun/ oder doch zum wenigsten weisser als das inwendige / hart und fest wie eine Schale / und zuweilen mit Sand und Muschelwerck behangen. Dann wann es noch weich und fliessend ist/ so bleiben die Unreinigkeiten leicht daran bekleben / und dieses verringert dann seinen Werth/aber es benimmet seiner Güte nichts.

Wann man wissen will / ob die Amber von der besten Arth ohnverfälscht ist/ so sehe man erstlich nach der Gestalt/ die gemeinlich rundlicht seyn muß/ weil alle Sachen so etwas weich sind/wann sie von dem Meer fortgeweltzet und an das Ufer gestossen werden/eine Runde bekommen. Sie muß auch etlicher massen glatt seyn / und eine braune Farbe zwischen Liecht- und Kastanienbraun haben. Wann sie wohl trucken ist/muß sie nach ihrer Grösse sehr leicht seyn. Dann darauß kan man erkennen/ ob sie nicht mit Geigenhartz / Judenleim/ Wachs/Bech und Hartz vermischet ist / als welche Sachen alle viel schwerer sind. Man kan auch darauß mercken / ob nicht Sand unter die gute Amber gemenget worden/ oder ob es die schwärtze Morgenländische Amber seye.

Wann man das Stück nicht zerbrechen

will/so kan man eine Nadel nehmen/ dieselbe warm machen/und in das Stück Amber hinein stechen. Durch dieses Mittel erfahret man/ wann die Nadel leicht hinein gehet / daß kein Steinlein inwendig verborgen seye. Und wañ man den Geruch der fliessenden Materi spüret/ die wegen der warmen Nadel/so die Amber zerschmeltzet/herauß gehet/wird man befinden daß derselbe dem wohlriechenden Asand-Gummi nahe komme/und endlichen in einen zimlichen angenehmen Geruch außgehe.

Das allersicherste Mittel aber ist/ daß man das Stück zerbreche / nach dem man die Amber mit diesem Beding / wann sie gut ist / gekauffet. Und kan man sehen / ob keine Steinlein darinnen sind. Es muß die Amber/wie wir allbereit gedacht / eine Aschen-Farbe haben/ und von kleinen Körnern / gleich wie die Erdnüsse seyn. Wann sie noch frisch ist / ist sie viel brauner als wann sie sehr trucken ist. Es ist aber nichts daran gelegen / wo sie nur nicht allzuviel von dieser Farbe abweichet/und entweder gar zu schwartz/oder gar zu weiß ist; vor allen Dingen muß sie eine vermischte Farbe haben. Man kan auch ein wenig von dem inwendigen deß Stückes nehmen / oder von dem Orth da man argwohnet daß sie falsch seye/ und auff ein warmes Messer legen; wann dasselbe nun darauff lieget / so muß es alsobald schmeltzen wie Wachs / und wann das Messer sehr heiß ist/muß es gantz verrauchen/ und nichts auff dem Messer übrig bleiben.

Man kan auch Achtung geben / wann man es also zerschmeltzet / ob es dem besagten Geruch beykommet / welcher aber nicht leicht zuerkennen ist / wo man es nicht mehr versucht hatt / dann es giebet einen sonderbahren Geruch von sich. Und dadurch kan man noch ferner erkennen / ob nicht etwa ein Pulver unter die Amber vermischet seye. Wañ sie zergehet / kan man auch / wo man will einen Versuch thun / ein wenig davon nehmen / in die Hand legen / und mit dem Finger außeinander drucken; und also sehen ob nicht etwas darunter gemischet seye. Sie muß so fest an der Hand anhangen / daß man sie nicht leicht davon abbringen könne. Wann sie zerschmeltzet / bekommet sie durchauß einerley Farbe / da sie zuvor vermischt geschienen / und gleicht alsdann dem Geigenhartz. Sie muß weder in Wasser noch Oehle sich schmeltzen lassen. Doch kan man sie so wohl in einem als dem andern schmeltzen / vermittelst eines sonderlichen Zusatzes; welchen aber die jenige / denen er bewust ist / geheim halten. Sie muß auch nicht zu Pulver können zerstossen werden; (es seye dann daß man sie schabe / wann sie wohl trucken ist / und mit einem zarten Pulver vermische und auf diese Weise pülvere;) zudem so bleibet sie auch theils in dem Mörsel behangen / und muß immerdar abgeschabt werden. Die schwartze aber lässet sich niemahlen wohl pulveren / weder auff diese / noch einige andere Weise.

Der Unterscheid der schwartzen von der grauen Amber bestehet erstlich in der Farb / in dem jene fast Pech-schwartz / und mit hell-grauen Körnlein nicht vermischet ist / sondern überall glatt und eben; so ist sie auch viel weicher und gewichtiger / und riechet mehr nach dem Juden-Bech.

Es findet sich noch die dritte Arth der Amber / welche eine weisse Farbe hatt / und wie Ferdinandus Lopez berichtet / vor die rareste gehalten wird / aber doch / seiner Meinung nach / die beste nicht ist; ja vielmehr die geringste unter allen: und gleich wie man dieselbe nit achtet / als wird auch gar wenig davon weggeführet. Wann man aber die rechte Wahrheit sagen soll / so ist es entweder die schwartze oder graue Amber / welche von den Vögeln / die einen sehr hitzigen Magen haben / auffgegessen und verdauet wird; und daher die weisse Farbe bekommet / gleich wie aller Unrath den die Vögel von sich geben weiß ist. Die Amber so von den Fischen gessen worden / welches offt geschiehet / ist nicht viel weder in der Farbe / noch was ihr Wesen betrifft / verendert. Und dieses kommet daher / weil die Fische einen kältern Magen haben als die Vögel / und vielleicht / (indem sie diese Amber hitziger als ihre gewöhnliche Speise befinden / und spühren daß sie ihnen nicht wohl bekommet /) solche geschwind wiederumb von sich geben. Die jenige aber / welche man Fuchs-Amber nennet / ist fast gantz verdorben / und taug nicht

viel /

viel/wegen der hitzigen Mägen der Füchse/ so sie gefressen haben.

Diese weise Amber gleichet dem Meer-Unschlitt/zerschmeltzt leichtlich/und reucht auch nach Unschlit/ daher dann etliche glauben/ daß es nichts anders als Meer-Unschlit seye.

Wir wollen uns aber nicht länger auffhalten in Erzehlung aller deren spitzfündigen Proben/die man mit der Amber vornimmet/ weil dieselbe unendlich sind; und es bey den Kennzeichen der guten/so wir vermeldet/bewenden lassen. Wir wollen auch nichts sagen von dem herrlichen Gebrauch / den sie in der Artzney hat/ noch von allen ihren trefflichen Eigenschafften/und sonderlich von dem lieblichen Geruch/welchen sie den Säfften/eingemachten Sachen/und allem darzu man sie gebrauchet/mittheilet; weil die Bücher voll davon sind/und die Erfahrung alles gnugsam bezeuget.

Das 21. Capitel.

Von etlichen Lufft- Wasser-Thieren/ die in diesen Inseln gemein sind.

Wir haben allbereit in dem 15. Capitel dieser Historischen Beschreibung von den Wasser-Vögeln der Antillen/ welche beydes auff dem Land/ und in dem Wasser leben/geredet;

Nun ist noch übrig daß wir etliche andere Lufft-Wasser-Thiere / die in diesen Inseln gemein sind / beschreiben.

I.

Von dem Crocodill.

Wir wollen den Anfang machen von dem Crocodill / welchen die wilden Cayëman nennen. Es ist ein wunderbahres und sehr gefährliches Thier / welches zuweilen überauß dick und lang wird. Weil aber die abgezogene Häute derselben sehr offt bey uns gesehen werden / als ist es unnöthig / daß wir uns indessen Beschreibung lange auffhalten.

Er hält sich in dem Meer und Flüssen der unbewohneten Inseln auff / ja auch auff dem Land unter den Rohren an den sumpffichten Orten. Er ist über alle massen abscheulich. Man hält davor / daß er sehr lang lebe / und sein Leib immerdar biß an seinen Tod wachse und zunehme. (Daher man sich nicht verwundern darff / wann etliche gesehen worden / welche achtzehen Schuh lang und so dick als ein anderthalb Ahmiges Faß gewesen.) Er hat vier Füsse / welche mit krummen Nägeln bewaffnet. Seine schuppichte Haut ist so hart auff dem Rücken / daß / wann man schon mit Draat-Kugeln darauff schiesset / solche doch nur ein wenig auffgeritzet wird; wo man ihn aber unter dem Bauch / oder an den Augen verwundet / so bleibet er alsobald liegen. Sein

unterster

unkerster Kinbacken ist unbeweglich. Er hat ein überauß weites Maul/welches mit so vielen spitzigen und scharffen Zähnen bewaffnet/ daß er mit denselben einen Menschen auff einmahl entzwey hauen kan.

Auff dem Land laufft er zimlich geschwind; doch machet die Schwere seines Leibs/daß er mit seinen Füssen eine solche tieffe Spur in den Sand eindrucket/ als ein Kutschen-Pferd immer thun mag. Und weil er kein Gelenck in dem Ruckgrad hat / gleich wie die Hyæna oder Vielfraß/als gehet er gantz strack/und kan seinen grossen Leib nicht biegen / sondern muß denselben auff einmahl umkehren. Daß man also / wann man von ihme verfolget wird/ nur Schlangenweiß oder hin und her lauffen darff/wo man ihm entkommen will.

Die so sich in den süssen Wassern aufhalten/ riechen so starck nach Biesam wann sie bey Leben sind / daß sie die gantze Gegend über die hundert Schritt rund umbher damit erfüllen; ja das Wasser selbsten / darinn sie sind/ wird von ihnen wohlriechend gemacht. Dieser gute Geruch deß Crocodills zeiget uns im vorbey Gehen den Irthumb deß Plinii, welcher davor gehalten/daß das Panterthier allein unter allen Thieren einen guten Geruch von sich gebe/wie er in dem 7. Capitel deß 21. Buchs redet; da er doch in dem 8. Capitel deß 28. B. schreibet/daß das Eingeweid deß Crocodills einen trefflichen Geruch habe/und daß dieses von den wohlriechenden Blumen die er zu seiner

ner Nahrung gebrauche/herkomme. Sonsten ist der Bisam-Geruch deß Americanischen Crocodills absonderlich oben unter den Füssen in kleinen Drüßlein eingeschlossen/ welche/wo man sie herauß nimmet/ den Geruch lange Zeit behalten. Es ist gläublich daß Gott ihnen diesen Geruch gegeben/damit die Menschen und andere Thiere/ denen dieses frässige Ungeheuer grausamlich nachstellet/ den Ort wo es sich verborgen hält an dem Geruch mercken/und sich vorsehen können.

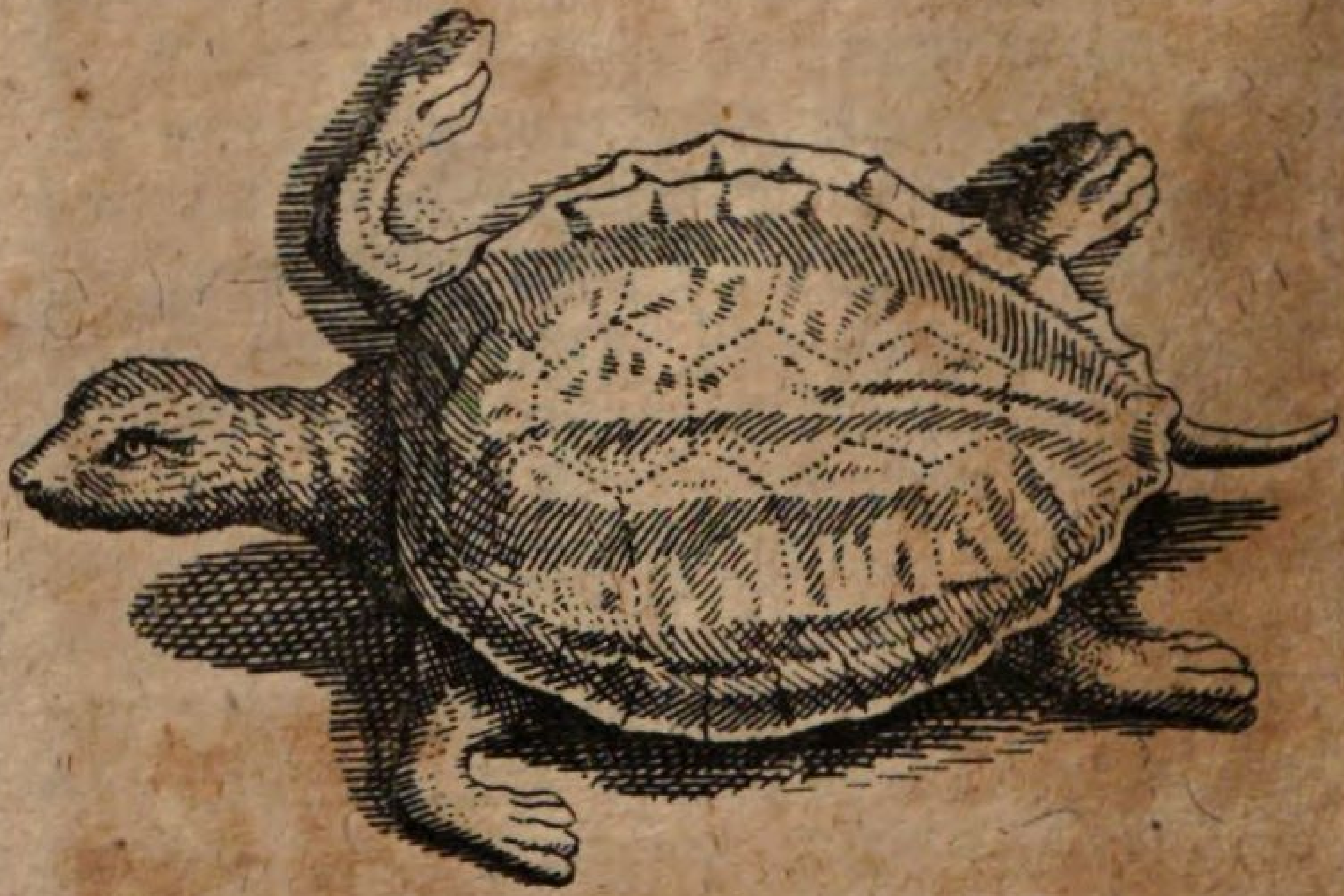
Die jenige so in dem Meer leben/ riechen nicht nach Bisam/doch sind beyderley Arthē sehr zu fürchten/wann man sich badet/ oder etwa gezwungen wird über einen Fluß zu schwimmen. Dieses greuliche Thier pfleget die Ochsen und Kühe mit einer sonderlichen List zu fangen. Dann es stellet sich gleichsam auff die Schildwacht/an die Oerter der Teiche/oder Flüsse süsses Wassers/wo diese Thier gemeiniglich zur Träncke gehen. Und wann es eines nach seinem Vortheil gewahr wird/ so schliesset es die Augen halb zu/und läst sich von dem Strom treiben/ daß es also einem grossen Stück verfaulten Holtz gleichet/ welches auff dem Wasser daher fähret. Durch dieses Mittel nahet es sich allgemach dem armen Thier/daß da trincket/und seiner nicht wahr nimmet/ schiesset heimdückischer Weiß auff dasselbe loß/fasset es geschwind mit dem Maul/ und ziehet es mit solcher Grausamkeit unter das Wasser/daß es dasselbe nicht eher loß lässet/

set/biß daß es ertruncken seye/ da es dann her-
nach solches aufffrisset. Es ergreiffet aber nicht
allein die Thier/sondern auch die Menschen
durch diese List; welches Vincentius Blanc
von dem Diener eines Alexandrinischen Bür-
germeisters erzehlet/ welcher eins von diesen
grausamen Thieren/ das er vor ein stück Holtz
ansahe/fangen wolte/ aber von demselben un-
ter das Wasser gezogen/ und nimmermehr
wider ist gesehen worden. Gleichwol so pfle-
gen sie mitten in den Rohren da sie sich verbor-
gen halten/ die Stimme der Wehklagenden
und ächzenden Menschen nicht nachzu-
machen/ gleich wie die ienige bey dem Fluß
Nilo/ damit sie die vorbey gehende/ welche
auß Mitleiden sich von ihrem Wege abwen-
den/ und diesen vermeinten Betrübten zu
Hülff kommen wollen/ in ihre Fallstricke
bringen mögen. Es gibt auch in America
keine Indianische Mäuse/ Ichnevmon ge-
nandt/ welche der Crocodillen Todtfeinde
sind/ und denselben/ wann sie mit offenem
Maule schlaffen/ gantz unverzagt in den Leib
hinein kriechen/ und ihnen das Eingeweidt
und den Bauch durchfressen. Mann siehet die-
ser greulichen Crocodillen sehr viel in den jeni-
gen Jnseln/welche daher die Cayëman-Jnseln
heissen/ und nicht besucht werden/ als umb
die Zeit/da man die Schildkrotten zu fangen
dahin fähret; dann wañ man das beste Fleisch
von denselbigen weggenommen/ wirfft man
das übrige weg/ so kommen dann die Croco-

dil-

len hauffen weiß bey der Nacht/und fressen das Eingeweidt und Geripppe / welches auff dem Sand liegen blieben. Also daß die jenige/welche die Schildkrotten fangen / gezwungen werden grosse Hebel bey sich zu nehmen / und sich damit wider diese Cayëmans außzurüstẽ; die dann offtmahls von denselben getödtet werden/ nachdem sie ihnen den Rückgrad mit den Hebeln entzwey geschlagen. Diese Thiere haben ein weisses Fett / dessen sich die Medici vor diesem gebrauchten die Flüsse zu zertheilen/welche von einer kalten Feuchtigkeit herkommen / weil es warm ist/ und eine durchdringende Krafft hat. Und eben auß dieser Ursachen / pflegte man die Krancken/welche von einem Fieber angestossen worden / damit zureiben / auff daß man ihnen den Schweiß herauß triebe. Es erzehlet Plinius viele andere Eigenschafften / welche der Crocodill wider unterschiedliche Kranckheiten dienlich an sich hat. Etliche suchen sehr fleissig die sonderliche kleine Steine / die er als Beinlein in seinem Kopff hat / und wann sie solche zu Pulver gestossen / gebrauchen sie derselben zu Außtreibung deß Grieses. Man sagt auch / daß die spitzige Zähne dieses Thiers/welche auff der Seiten eines jedwedern Kienbacken stehen / den Zahnschmertzen stillen / und sie vor der Fäulung bewahren ; wo man dieselbe alle Tage fleissig mit diesen Augen-Zähnen reibet. Also haben auch die Drachen und Krötten-Köpffe Steine von wunderbahrer Krafft in sich / welche

353



che wieder sehr viele Beschwerden gebrauchet werden. Und also geben auch die grausame Requiems, die wir oben beschrieben haben / ein Artzney wider den Stein und Grieß; indem der kluge Meister der Natur es also haben wollen / daß wir von den jenigen Sachen selbsten / so uns zu wieder / einigen Nutzen hätten.

Die Sineser fangen diese Crocodille und zähmen sie wie die Geschichtschreiber berichten; und wann sie solche eine Zeitlang bey sich ernehret und gemestet haben / so pflegen sie hernach solche zu schlachten und zu essen. Aber die Europeer die davon versucht haben / sagen / daß dieses Fleisch / ob es schon weiß und delicat ist / dennoch unangenehm seye / weil es einen wiedrigen / süßlichten und allzu starcken Bisam-Geschmack hat.

II.

Von den zahmen Schildkrotten.

Es werden in diesen Inseln etliche Gattungē der Schildkrotten gefangen / welche sich auff dem Land / in dem Meer und süssem Wasser auffhalten / und von unterschiedlicher Gestalt sind. Die Caraiber nennen sie alle miteinander Catallou wann sie aber von den Land-Schildkrotten reden / setzen sie das Wort Nonum hinzu / welches in ihrer Sprach das Land bedeutet; oder das Wort Tona, das ist / ein Fluß oder Wasser.

Die Meer-Schildkrotten werden gemeiniglich

lich von der wilden in zahme Schildkrotten; in Caoüannes und in Caret eingetheilet. Diese sind fast alle einerley Gestallt; es ist aber nur das Fleisch der ersten Gattung gut zu essen/ es seye dann / daß man die andern im Fall der Noth zur Speise gebrauchen müsse: gleich wie auch nur der Schild von der letztern Gattung werth gehalten wird.

Die Zahme Schildkrotten / und Caoüannes sind zuweilen von solcher solcher Grösse/ daß der einige obere Schild ohngefehr fünfft-halb Schuh lang/ und vier breit ist. Hierüber darff man sich nit verwundern / dann es werden in der Insel Mauritii solche gefunden / die vier Menschen fort tragen können: Ælianus sagt/ daß die Einwohner der Insel Taprobana ihre Häuser mit denselben bedecken; und Diodorus Siculus berichtet / daß etliche Völcker in dem Morgenländischen Indien sich dieser Schilde an statt der kleinen Schiffe gebrauchen / mit welchen sie über eine Meeres-Enge die sie von dem festen Land scheidet/ fahren.

Diese Lufft-Wasser-Thiere kommen nicht offt an das Land / als zur Zeit wann sie ihre Eyer legen wollen: darzu sie dann einen weichen und zarten Sand außsuchen / der an dem Ufer deß Meers/ und an einem einsamen Orth seye/ da sie leichtlich hinkommen können.

Die Einwohner der Inseln / welche zu gewisser Jahres-Zeit in die Cayëman-Inseln schiffen / damit sie sich mit dem Fleisch der Schildkrotten / die in unzehliger Menge da-

selbst

selbst angetroffen werden / versehen mögen / sagen / daß sie von mehr als hundert Meilen her kommen / ihre Eyer dahin zu legen / weil sie an das Ufer / das daselbst niedrig ist / leicht kriechen können / und überall einen weichen Sand finden. Die Zeit wann sie ihre Eyer legen wollen fänget zu End deß Aprills an und weret biß auff den Herbst-Monat / und alsdann kan man sie häuffig fangen / welches auff folgende Weise geschiehet.

Bey angehender Nacht stellet man Leuthe an das Land / welche gantz still und ohne Geräusch auff die Schildkrotten lauren / die auß dem Meer kriechen und ihre Eyer in den Sand legen wollen. Wann dieselbe nun mercken / daß sie von dem Meer etwas entfernet sind / und mit ihren Füssen ein Loch von anderthalb Schuh / zuweilen auch tieffer in die Erde machen / darinnen sie die Eyer legen wollen ; so ergreiffen sie dieselbe darüber / und kehren sie auff den Rücken ; wann sie dann also liegen / können sie sich nicht wieder umwenden / sondern bleiben liegen biß an den Morgen / da sie mit kleinen Beyschifflein abgehohlet und in das grosse Schiff gebracht werden. Indeme sie also auff dem Rücken liegen / siehet man sie weinen / und höret wie sie Seufzer von sich stossen. Es ist bekandt / daß der Hirsch weinet / wann er in die Enge getrieben wird / und sich nicht mehr retten kan ; und es ist fast unglaublich / was man von dem Weinen und Seuffzen der Crocodillen die

sich

sich an dem Nil-Fluß auffhalten/schreibet welche die Thränen vergiessen / wann sie sich gefangen sehen.

Die Schiffleuthe welche in die Cayëman Inseln fahren/ die Schildkrotten daselbst zu fangen/ können leichtlich jeden Abend innerhalb drey Stunden bey 40. oder 50. umwenden/ deren die geringste 150. und die gemeinste 200. Pfund wiegen/und findt man etliche/ die zween grosse Eymer voll Eyer in dem Bauch haben. Diese Eyer sind rund / so groß als ein Ball damit man spielet : sie haben ihr weisses und einen Dotter wie die Hüner-Eyer/ aber die Schal ist nicht so fest/sondern weichlich als wie ein nasses Pergament. Man backet sie in der Pfannen und machet Eyer-Kuchen darauß/ welche keinen unebenen Geschmack haben; aber trucknerer sind als die so von Hüner-Eyern gemacht werden. Eine einige Schildkrotte hat so viel Fleisch / daß sechzig Menschen einen Tag daran zu essen haben. Wann man sie aufftragen will/ schneidet man ihnen die Schale von dem Bauch weg/welche die Wilden den untern Schild oder Bruststück nennen/und an dem obern Schild durch sonderliche Knorspel/ die leicht zu zerschneiden sind/hänget. Die Schiffleute haben den gantzen Tag darmit zu thun/daß sie die Schildkrotten / welche sie bey Nacht gefangen / in Stücke schneiden und einsaltzen. Der meiste Theil dieser Schiffe / die in diese Cayëman-Inseln abfahren / kehren wieder in die Antillen

nachdem

nachdem sie ihre Ladung haben / das ist/nachdem sie sechs Wochen oder zwey Monat lang daselbst verblieben / und verkauffen diese eingesaltzene Schildkrotten den gemeinen Leuten und Leibeigenen zur Speise.

Die jenige Schildkrotten aber / die dem Fang entwischen / kehren wieder an das Ort wo sie herkommen / nachdem sie zu zweyen oder dreyen unterschiedenen mahlen ihre Eyer geleget. Wann die Eyer/welche sie an dem Ufer deß Meers mit Sand bedecket / nach Verlauff 6. Wochen von der Hitze der Sonnen / und nicht von ihnen selbsten / wie Plinius und etliche der Alten sich vor diesem eingebildet/ außgebrütet sind; und die junge Schildkrotten die Schalen darinnen sie eingeschlossen gelegen / gebrochen / so kriechen sie unter dem Sand hervor/und stehen auß diesem Grabe / darinnen sie das Leben empfangen / auff/ lauffen gerades Weges dem Meer zu/und schwimmen durch sonderliches Eingeben das sie von der Natur empfangen / zu ihren Müttern.

Das Fleisch dieser Schildkrotten ist so delicat als das beste Kalbfleisch / wann es nur frisch ist/und auff den morgenden Tag gehalten worden. Es ist mit Fett untermenget / welches / wann es gekocht / eine grüngelbe Farbe hat/leicht zuverdauen und sehr gesund ist; daher es kommt / daß man die Krancken/ die in den andern Inseln nicht können geheilet werden / in den Schiffen / so Proviant zu holen nach den Cayëman - Inseln lauffen/ dahin

dahin überbringet. Welche dañ meistentheils/ nachdem sie durch diese Speisen den Leib gereiniget und sich erholet haben/ in guter Gesundheit wieder zu den Ihrigen kommen. Das Fett dieser Arth Schildkrotten/ gibt ein gelbes Oel/ damit man die Speisen backen kan / wann es noch frisch ist; so es aber alt worden / wird es zu dem brennen gebraucht.

III.

Von den Schildkrotten Caoüannes.

Die Schildkrotten welche man Caoüannes nennet / haben gleiche Gestalt mit den vorhergehenden / ohne daß ihr Kopff etwas dicker ist. Diese stellen sich zur Wehr wañ man sie fangen und umbwenden will; weil aber ihr Fleisch / schwartz/ zassericht/ und von keinem guten Geschmack ist/ so werden sie nicht geachtet/ es seye dann in Mangel der andern: Das Oel welches man von ihnen bekommt/ dienet auch zu nichts als in die Lampen zu füllen.

IV.

Von den Schildkrotten Carets.

Was die dritte Arth der Meer-Schildkrotten belangt/ werden dieselbe von den Franzosen Carets genennet. Sie sind von den beyden andern in der Grösse unterschie-

schieden / indem sie umb ein gutes kleiner sind / und darinnen / daß sie ihre Eyer nicht in den Sand legen / sondern in den groben Kieß / welcher mit kleinen Küsselsteinen vermischet. Ihr Fleisch hat keinen annehmlichen Geschmack / aber die Eyer seynd viel delicater / als die so von den beyden andern Arthen geleget werden. Gleichwohl würden sie eben so wenig geachtet werden / als die Caoüannes, wo man sie nicht deß köstlichen Schildes wegen fleissig suchete. Dieser Schild bestehet auß fünffzehen so wohl kleinen als grossen Blatten / von denen 6. gantz gleich und eben sind; vier ein wenig gebogen; und die welche den Halß bedecket / ist als eine außgehölte drey-Ecke wie ein kleiner Schild gestaltet. Dieser Schild wieget gemeiniglich drey oder vier Pfund; jedoch trifft man zuweilen etliche an / die eine solche dicke Schale / und so lange und breite Blatten haben / daß sie zusammen ohngefehr sechs oder sieben Pfund wiegen.

Und von diesen Carets-Schilden werden heut zu Tag die schöne Kämme / Schalen / Schächtlein / Kästlein / und andere treffliche Wercke / welche hoch geschätzet werden / gemacht. Man besetzet auch mit demselben den kleinen und vornehmsten Haußrath / die Rahmen der Spiegel und Taffeln / und sonderlich werden die Gebet-Bücher die man bey sich im Sack tragen will / darinnen eingebunden. Wann man diese köstliche Schalen haben will / so muß man ein wenig Feuer unter den

obern

obern Schild / an welchem die Blatten hangen/legen; dann so bald diese die Hitz empfinden/ kan man sie ohne Mühe mit der Spitze eines Messers auffheben.

Es versichern etliche/ daß diese Arth Schildkrotten dergestalt frisch und munter seyn/ daß wann man ihnen den Schild abnimmet/ und sie alsobald wieder in das Meer wirfft/ ein anderer an des vorigen Stelle wiederumb wachse. Diese Carets werden in der Halb-Insel Jucatan und vielen andern kleinen Inseln/ die in dem Golfo de Hondures liegen/ häuffig gesehen. Darauß dann zu sehen / daß der Franzoß Pirardus übel berichtet worden/ wann er in dem zweyten Capitel seines Buchs von den Thieren und Gewächsen deß Morgenländischen Indien / schreibet/ daß diese Arth Schildkrotten nur in den Maldiven - und Philippinen Inseln gefunden werden.

Man hält davor/ daß das Oehl der Carets zu allerhand Glieder-Kranckheiten / die von Kälte ihren Ursprung haben/ dienlich seye. Es wird auch mit gutem Nutzen gebraucht zu Stärckung der Spannadern / Linderung der Nieren Schmertzen/ und allerley kalten Flüssen.

V.

Von der Weise die Schildkrotten / und alle andere grosse Fisch der Antillen/ zu fangen.

Es werden die Meer-Schildkrotten nicht allein auff dem Sand gefangen/ auff die Weise/

se / wie wir oben gedacht; sondern auch vermittels eines Instruments / welches man Varre nennet. Dieses ist eine Stange / in der Länge einer halben Picken / an deren End man einen Nagel / so an beyden Enden spitzig ist / einschläget / welcher in der mitten vierecklicht / und so dick als ein kleiner Finger ist. Dieser Nagel wird biß in die Helffte in die Stange getrieben / in welche er ohne Zwang gehet. Etliche pflegen ihn auch zuverkeilen / damit er desto fester halte / wann er in die Schalen der Schildkrotten geschossen wird. Geschiehet also dieser Fang mit der Varre-Stangen auff folgende Weise. Wann zu Nachtzeit der Mond hell scheinet / und das Meer still ist / so begiebt sich der Oberfischer welchen sie Varrierer heissen in eines der kleinen Schiffe / Canot genandt / nebens zween andern / deren der eine bey dem Ruder sitzt / damit er dasselbe zu beyden Seiten mit solcher Geschwind- und Geschicklichkeit regieret / daß es eben so hurtig uñ mit weit wenigerem Geräusch fortfähret / als wann es durch viele Rudern getrieben würde. Der andern aber ist mitten in dem Canot, da er die Zugschnur hält / welche an einem Nagel fest angemacht / damit er desto leichter und geschwinder dieselbe ziehen könne / wann der Varrierer, die Schildkrotte getroffen.

In dieser Außrüstung nun schiffen sie ohn alles Getümel in der Stille fort an den Orth / da sie die Schildkrotten zu bekommen verhoffen: und wann der Varrierer / der vornen in

dem Canot aufrecht stehet/einer bey dem schein deß Wassers/welches er zuweilen schäumend machet/ gewahr wird; so deutet er mit der Spitze der Vatre-Stangen dem der das Schiff gieret den Orth/ wohin er fahren soll/ und wann er allgemach der Schildkrotten sich genahet/ schießt er auß allen Kräfften die Varre-Stange auff derselben Rücken loß/der Nagel/ gehet durch die Schale/ zimlich tieff in das Fleisch hinein/das Holtz aber bleibet oben auf dem Wasser. So bald sie sich nun verwund befindet/ gehet sie auff den Grund deß Wassers zu/mit dem Nagel/ welcher in ihrer Schalen stecken bleibet/ und je mehr sie sich beweget/je mehr hinein gehet. Wann sie sich nun denselben zimlich bemühet herauß zu bringen/ und die Kräffte verlohren/ wegen Vergiessung deß Bluts/ so lässet sie sich leicht fangen/und ziehet man sie ohne Mühe an das Schiff oder Land.

Auff diese Weisse werden auch die Lamantin, und unterschiedliche andere grosse Fische gefangen: aber an statt deß Nagels/ machet man zu End der Varre-Stangen einen eisernen Hacken oder Spieß an/ welcher so spitzig als eine Lantze ist. An den Seiten dieses Eisen ist ein Loch/ durch welches ein Schnur gezogen wird/die umb die Stange herumb dergestalt gewickelt ist/daß sie/ wann der Varrierer auß aller Macht den Spieß auff den Fisch geworffen/leicht loß gehet/ damit er sich in dem Wasser wohl unmwerffen könne; wann nun

alle seine Kräffte erschöpffet / und derselbe dem Tod nahe ist / so wird er gar leicht / wo man ihn in den Canot nicht einladen kan / an das Ufer gebracht / und daselbst in vier Theil getheilet.

VI.

Von den Schildkrotten die sich auff dem Land / und in den süssen Wassern auffhalten.

Die Land-Schildkrotten finden sich in etlichen Inseln nahe bey den Flüssen süsses Wassers / die den Ergiessungen so sehr nit unterworffen / oder in den Teichen und sumpffichten Orten / die weit von dem Meer entlegen sind. Sie sind auff allen Seiten mit einer harten und festen Schalen bedecket / welche sich nicht schuppenweiß auffheben lässet / wie die jenige so die Meer-Schildkrotten haben; und so dick überall ist / daß es dem Thier so darinnen wohnet vor eine sichere Festung dienet / also daß ob schon ein Wagenrad über dasselbe gehen solte / die Schale doch nicht zerbrechen würde. Das wunderlichste aber ist / daß die Schale diesem Thier niemahlen zu enge wird / sondern nach der Maß deß Leibs seines wohnherrn sich vergrössert und zunimmet. Der obere Schild ist bey etlichen auff anderthalb Schuh lang; er hat eine länglicht-runde Gestalt / ist unten hohl und oben mit vielen Strichen be-

zogen / welche in unterschiedene Vierungen gesetzet / die etwas erhaben scheinen / und kleine Abtheilungen in einer schönen Gleichrichtigkeit machen. Alle diese Untermischungen liegen auff einem schwartzen Grund / der an etlichen Orten mit weiß und gelb gezieret.

Diese Arth Schildkrotten hat einen abscheulichen Kopff / fast wie die Schlangen. Sie haben keine Zähne / sondern nur Kinbacken / die von einem zimlich starcken Bein sind / damit sie ihre Speisse zerbrechen. Sie haben vier Füsse / welche sehr schwach die Schwere deß Leibes zu tragen / so verlassen sie sich auch nit auff die Geschwindigkeit ihrer Füsse / sich zu retten / und an einen sichern Orth zu kommen / wann sie verfolget werden ; sondern wo sie nicht an dem Ufer eines Flusses oder Teiches sind / darinnen sie sich stürtzen können / so suchen sie keine andere Zuflucht oder Vortheil / als bey dem Tach ihres Hauses / unter welches sie gleich wie der Igel und die Tatous geschwind ihren Kopff / Füsse und Schwantz einziehen und verwahren / so bald sie nur die geringste Gefahr befürchten.

Das Weiblein leget Eyer / die so groß als Tauben-Eyer / aber etwas länglichter sind. Sie verbergen dieselbe in den Sand / und vertrauen sie der Sonnen / damit sie von ihr mögen außgebrütet werden. Ob schon etliche der Meinung sind / daß das Fleisch dieser Land-Schildkrotten schwer zuverdauen seye / so halten es doch die jenige / die es versuchet haben

vor

vor eine der besten und delicatesten Speisen in gantz America: und rathen die Medici des Landes denen / die sich einer Wassersucht befürchten/daß sie offt davon zu ihrer Heilung geniessen sollen. Sie haben auch auß der Erfahrung erlernet/ daß ihr Blut/ wann es getrucknet und zu Pulver gestossen wird / das Gifft der Vipern und Scorpionen an sich ziehet/wo es auff die Wunden gestreuet wird. Es ist auch gewiß/daß die Asche von ihrem Schild mit Eyer-Weiß vermischet die Ritze heilet/ welche die säugende Weiber an ihren Brüsten bekommen; und wo man den Kopff damit bestreuet/das Außfallen der Haare verwehret.

Das 22. Capitel.

Begreiffend die eigendliche Beschreibung etlicher Gattung Krabben / welche gemeinlich auff dem Land der Antillen gefunden werden.

Man findet in allen Inseln Krabben oder Krebse/welche eine Arth der Lufft- Wasser-Thiere / und sehr gut zu essen sind / da hergegen die in Brasilia unannehmlich / weil sie allzu starck nach den Wachholder Wurtzeln schmecken. So halten auch die Einwohner der Indischen Inseln vielmehr von den ihrigen / und gebrauchen sie zur gewöhnlichsten

Speise. Sie haben alle eine länglicht-runde Gestalt / und krümmen den Schwantz unter den Bauch. Ihr Leib / welcher mit einer zimlich harten Schale gantz bedecket / wird von vielen Füssen fortgetragen / die alle mit kleinen Spitzen versehen / mit welchen sie desto leichter an den Orth gelangen können / da sie hin wollen. Die zween vorderste sind sehr groß sonderlich ist einer grösser als der andere. Diese Füsse werden Scheren genennet / weil sie dieselbe als eine Scher zuthun / und damit fest zu pfetzen pflegen was sie bekommen. Das vordere Theil / welches ein wenig breiter und erhabener als das andere ist / stösset zwey Augen herauß / die hart / durchsichtig und von unterschiedlicher Farbe sind. Ihr Maul ist bewaffnet mit zween kleinen uñ weissen Zähnen / welche auff jeder Seiten in Gestalt einer scharffen Zangen stehen / mit denen sie die Blätter / Früchte und Wurtzeln der Bäume / die ihnen zur Nahrung dienen / abbeissen.

I.

Von der Krabbe / die man Turluru nennet.

Es gibt derselben dreyerley Arth / welche in der Grösse und Farbe unterschieden sind. die kleineste sind die jenige / welche man gemeinlich Turluru nennet. Sie haben eine rothe Schale mit schwartzen Flecken gesprenckt; und keinen unebenen Geschmack; weilen man aber

aber / wann man ihrer geniessen will / viel nachgrüblen muß und doch wenig findet / auch davor hält / daß sie die rothe Ruhr verursachẽ / als werden sie nur in dem Fall der Noth gessen.

II.

Von den weissen Krabben.

Die andere sind gantz weiß / und halten sich auff bey den Bäumen / die an dem Ufer deß Meers stehẽ / da sie Löcher in die Erde machen / in welche sie sich gleich wie die Kaninichen in ihre Höhlẽ begeben. Sie sind die gröste unter allen / und siehet man etliche / die eines Eyes groß in einer Scheren so wohlgeschmackt Fleisch haben / als wie die Fluß-Krebse. Sie lassen sich selten an dem Tag sehen / sondern kriechen zur Nachtzeit häuffig auß ihren Löchern / daß sie unter den Bäumen ihre Nahrung suchen mögen; und zu derselben Zeit werden sie auch bey einer Leuchte oder Fackel gefangen. Sonderlich sind sie gern unter den Paretuve und andern Bäumen die an dem Ufer deß Meers und sumpffichten Orten stehen. Wann man die Erde oder den Sand durchwühlet / daß man sie in ihren Löchern suchen möge / so findet man sie allezeit mit dem halben Leib in dem Wasser / gleich wie den meisten Theil der andern Lufft-Wasser-Thiere.

III.

Von den gemahlten Krabben.

Die dritte Arth / welche die mittlere ist zwischen den beiden andern / davon wir allererst geredet / sind die schöneste / wunderbarste / und werden am höchsten gehalten. Sie haben wohl einerley Gestalt mit den vorhergehenden / aber sie sind / nach Unterscheid der Inseln und deß Landes da sie sich nehren / mit so vielen Farben bemahlet / welche alle so schön und lebhafft seyn / daß nichts anmutigers zu sehen ist / als wann sie bey hellem Tag unter den Bäumen / ihre Nahrung zu suchen herumb kriechen. Etliche haben an dem gantzen Leib ein Violbraune Farbe / welche mit weiß vermenget; andere sind schön gelb / und mit vielen kleinen graulichten und Purpurfarben Strichen bezogen / welche an dem Maul anfangen / und über dem Rücken hinlauffen. Ja es sind etliche / die auff einem Kastanienbraunen Grund mit rothen / gelben uñ grünen Strichen bemahlet / welches ihnen eine solche schöne und artig vermengte Farbe giebet / als man sich im̃er einbilden kan. Wann man sie von weitem siehet / solte man meinen / daß alle diese anmuthige Farben / mit denen sie von Natur gezieret / noch nicht trucken seyen / so sehr gläntzen sie / oder daß sie gantz frisch mit Firniß überstrichen worden / damit sie einen grössern Glantz bekommen mögten.

Diese gemahlte Krabben sind nicht wie die Weissen / die sich bey Tag nicht dürffen sehen lassen; dann man findet sie alle Morgen und Abend; und wann es geregnet hat unter den Bäumen / da sie sich hauffen weiß erlustigen. Sie lassen die Leute sehr nahe zu sich kommen / so bald man sie aber mit einem Stecklein auff-halten will / dann es were zugefährlich die Hände darzu zugebrauchen / so weichen sie zu-rück / und kehren denen so sie verfolgen den Rücken nicht / sondern kriechen hindersich nach der Seiten zu / zeigen ihre Zähne und er-öffnete Waffen / welches die beide Scheren sind / die sie an ihren Füssen haben / damit sie den gantzen Leib beschützen / und schlagen sie zuweilen wiedereinander / auf daß sie ihrẽ Fein-den einen Schrecken einjagen mögen; und mit diesen Geberden und Gang begeben sie sich in ihre Löcher / die gemeinlich unter den Wur-tzeln / oder in den Höhlen der verfaulcten Bäu-me / oder in den Ritzen der Felssen sind.

Es ist diesen Krabben von der Natur einge-geben / daß sie alle Jahr umb den Maymonat zur Regen-Zeit an das Ufer deß Meers gehen / sich daselbst baden / und ihre Eyer abschütt-len damit sie ihr Geschlecht erhalten mögen. welches sie auff diese Weise verrichten; Sie steigen von den Bergen in solcher Menge / daß die Wege und Wälder von ihnen gantz bede-cket sind; und welches zuverwundern / so wis-sen sie ihren Weg gegen dem jenigen Theil der Insel zu richten / da es Sand hat / und ab-

hängig ist/ damit sie daselbsten desto besser in das Meer steigen können.

Die Einwohner sind alsdann sehr beschweret/weil sie mit Menge in die Gärten kriechen/ und mit ihren Scheren die Erbsen und junge Taback-Pflantzen abbrechen. Wann man sie also in der Ordnung / die sie im fort gehen zu halten pflegen / siehet/solte man sagen/ daß es eine Kriegs Armee sey / die in der Schlacht-Ordnung fort rücket. Sie treñen niemahl ihre Ordnung ; und ob sie schon auff ihrem Weg Häuser/Berge / Felsen/ oder andere Hindernüsse antreffen/so bemühen sie sich doch über dieselbe hinüber zu steigen ; damit sie allezeit gerades Weges beständig fort gehen. Sie halten deß Tags zweymahl still / wann die Hitz am grösten ist / so wohl daß sie sich nehren / als der Ruhe pflegen mögen ; zu Nacht aber reisen sie weiter fort als bey Tag biß daß sie endlich an das Ufer deß Meers gelangen.

Wann sie diese Reise verrichten/ sind sie fett und gut zu essen / indem die Männlein voll/ Fleisch/und die Weiblein mit Eyern erfüllet sind. So kan man sie auch zur selbigen Zeit vor der Thür zum Vorrath einsamlen. Ja sie lauffen zuweilen in die Häuser / wann die hohe Pfähle / mit welchen dieselbe umbgeben/ nicht nahe gnug beysamen stehen / und sie einen Eingang finden können. Sie machen zu Nachtzeit ein viel grösser Geräusch als die Ratten / und sind den Schlaffenden sehr hinder-

derlich; wann sie an dem Ufer deß Meeres sind ruhen sie ein wenig auß/ und nachdem sie das Meer gleichsam als die Säugemutter ihrer Jungen betrachtet/ kriechen sie so nahe zu demselben / damit sie zu drey oder vier mahlen von den kleinen Wellen / die an den Sand schlagen / mögen abgewaschen werden; hernach kehren sie wieder in die Wälder / oder in die näheste Ebene / daß sie daselbst abermahl außruhen mögen / die Weiblein aber / kommen zum zweyten mahl zu dem Meer / und wann sie sich ein wenig gebadet / öffnen sie den Schwantz / den sie gemeiniglich fest unter den Leib gekrümmet haben / und schütteln die kleine Eyer / die daran hangen / in das Wasser. Hierauff baden sie sich noch einmahl / und ziehen in der Ordnung wie sie ankommen / wiederumb weg.

Die stärckste unter denselben begeben sich alsobald wieder auff die Berge ein jeder an das Orth / da er herkommen / und durch eben den Weg / den sie zuvor gangen sind. Aber sie sind alsdann / nemlich zur Zeit ihrer Rückreise / so schwach und mager / daß sie gezwungen werden in den ersten Feldern / die sie antreffen / still zu liegen / damit sie sich erhohlen / und die vorige Kräffte wiederumb bekommen mögen / ehe sie auff die Spitze der Berge kriechen.

Was die Eyer belanget / die sie dem Meer also vertrauet haben / nachdem dieselbe auf den weichlichen Sand gestossen / und eine zeit-

lang von den Strahlen der Sonnen erwärmet worden / so werden sie endlich außgebrütet / und bringen kleine Krabben / welche in der Breite eines Rechen-Pfennings zu tausenden den nechsten Büschen zu lauffen / und daselbst verbleiben / biß sie starck gnug werden / daß sie sich auff die Berge zu ihren Müttern begeben können.

Das merckwürdigste an diesen Krabben ist / daß sie deß Jahrs einmahl / nemlich wann sie von dem Meer wieder zurück gereisset / sich bey sechs Wochen lang in die Erde gantz verbergen; also daß man keinen einigen siehet. Und unter derselben Zeit verendern sie ihre Haut oder Schale / und verneuern sich überall. Sie vermachen alsdann den Eingang ihrer Löcher so geschicklich mit Erden / daß man dieselbige nicht mercken kan; welches sie deßwegen thun daß die Lufft nicht zu ihnen kommen möge. Dann wann sie ihr altes Kleid ablegen / so ist ihr gantzer Leib gleichsam bloß / als welcher nur mit einem zarten und dünnen Häutlein bedecket / die hernach allgemach dicker wird / und sich in eine Schale verhärtet; so in der Feste den vorigen / die sie abgeworffen haben / gleichet. Der Herr du Montel berichtet / daß er mit Fleiß an den Orthen graben lassen / da es das Ansehen gehabt / daß sie daselbst verborgen weren. Allwo er dann auch unterschiedliche derselben angetroffen / welche er mit Blättern der Bäume gleichsam umwickelt gefunden / die ohne Zweiffel ihnen zur Nahrung / und

und als ein Nest diese Zeit über gedienet: aber sie waren so matt / und konten die frische Lufft so übel vertragen / daß sie wie halb todt scheineten / da sie doch sonsten fett / und überauß delicat zu essen gewesen. Die Einwohner der Insel neñen sie zur selbigen Zeit Tasche-Krabben / und halten sie sehr hoch. Nahe bey ihnen findet man die alte abgeworffene Schale / welche noch so gantz scheinet / als ob dz Thier noch drinnen were. Und ist wohl recht wunderlich / daß man kaum / auch mit scharffsehenden Augen / daß Loch oder den Riß erkennen kan / dadurch der Leib deß Thiers gegangen und sich auß diesem Gefängnuß erlediget hat. Nichts destoweniger / wann mann diese abgezogene Schalen gar genau betrachtet / siehet man an denselben auff der Seite deß Schwantzes eine kleine Unterscheidung / durch welche sich die Krabben herauß gewickelt haben.

Sie werden gemeinlich auff eben die Weise wie bey den Unsrigen zubereitet: die jenige aber so gern was gutes essen / und die Zeit so dazu gehöret anwenden wollen / damit sie denselben einen bessern Geschmack geben mögen / die nehmen die Mühe / nachdem sie gesotten worden / und thun alles das innwendige gute / so in den Scheren steckt / herauß; ziehen auß denselben eine sonderliche öhlichte Substantz / so darinnen ist und Taumaly gennenet wird / backen es alles mit den Eyern der Weiblein in einer Pfannen / und thun ein wenig von ihrem Pfeffer und Pommerantzen-Safft darun-

runter. Man muß bekennen / daß dieses eines von den trefflichsten Gerichten seye / die man in den Antillen zu bereiten pfleget. An den Orten da es viel Mancenille Bäume gibt / haben die Krabben die sich unter denselben auffhalten / oder deren Früchte geniessen / eine gifftige Eigenschafft; also daß die jenige so von denselben essen / gefährlich kranck werden. Aber an andern Orten sind sie sehr gesund / und werden vor delicat, wie die Krebse in Europa, gehalten. Die so ihre Gesundheit fleissig in acht nehmen / öffnen dieselbe zuvor / ehe sie zubereitet werden / und wann sie sehen / daß das innwendige schwartz ist / halten sie dieselbe vor schädlich / und essen sie nicht.

Das 23. Capitel.

Von dem Donner / Erdbeben und ungestümmen Wettern / die sich in diesen Inseln zum öfftern erregen.

Gleich wie man selten ein schönes und anmutiges Gesicht findet / daran man nicht einen Fehler mercken solte / und das nicht etwa einen Flecken oder Narbe habe: also haben auch die Antillen / welche sonsten alle Schönheiten und alle Vortheil / so wir erzehlet / besitzen / und deßwegen so sehr gerühmt werden / ihre Unvollkommenheiten und Fehler /

ler/welche diesen Glantz verdunckeln/und diese Anmuthigkeiten und hohen Werth verringern. Wir wollen die vornehmste Beschwerden/die daselbsten anzutreffen / benebenst den Mitteln/deren man sich wieder dieselbe bedienet/hier erzehlen.

I.

Von dem Donner.

Vor das erste/so pfleget es daselbst / sehr offt zu donnern / wiewohl man auff der Seiten deß Königreichs Peru dergleichen niemahlen höret / und ist dieser Donner an etlichen Orten so grausam/daß die allerhertzhaffteste vor Furcht zittern/ wann diese mächtige und herrliche Stimme deß Himmels sich mit einem schröcklichen Schall hören lässet.

II.

Von dem Erdbeben.

Das Erdbeben verursacht auch zuweilen daselbst betrübte Zeiten / indem der Grund der Erden so gewaltig erschüttert wird/ daß man auch an denen Orthen / da man am sichersten zu seyn vermeinet/ nicht fest stehen kan/sondern wancken muß. Doch geschiehet dieses zu gutem Glück selten / und ist die Bewegung an etlichen Orthen nicht so gar groß.

III. Von

III.

Von einem ungestümmen Wetter/ welches die Einwohner der Inseln Oüragan nennen.

Dieses ist am allermeisten zu förchten/ wann sich alle Winde insgemein zusammen rotten/ und bey vier und zwantzig Stunden lang/ zuweilen auch kürtzere Zeit toben. Dieses geschiehet gemeinlich in dem Heu- Augst- und Herbst Monat; ausserhalb dieser Zeit hat man sich dergleichen nichts zu befahren. Vor diesem spürete man solches nur von sieben zu sieben Jahren / zuweilen auch noch langsamer; vor etlichen Jahren aber ist es von zweyen zu zweyen Jahren kommen: und hat man in einem Jahr diese Ungestümme zweymahl außstehen müssen: ja/ kurtz nachdem der Herr Auber nach der Insel Gardeloupe abgefertiget worden/ daselbst zu commandiren/ sind in einem Jahr drey derselben Wetter daselbst gewesen.

Diese Ungestümmigkeit der Winde/ welche die Einwohner der Insel Oüragan nennen/ ist so grausam/ daß sie die Bäume zerspaltet und auß der Wurtzel herauß reisset. Die jenige aber welche sie nicht nieder wirfft / aller Grüne beraubet/ gantze Wälder verwüstet/ die Felsen oben von den Bergen ablöset/ und in die Thäler herunter stürtzet/ die Hütten umbkehret/ die Pflan-

Pflantzen welche sie auß der Erden reisset/ biß zu dem Meer treibet/ eine allgemeine Verwüstung auß allem dem/was sie auf dem Feld findet / machet ; und mit einem Wort eine solche Noth in dem gantzen Land hinterläßt/daß dasselbe lange Zeit hernach wegen dieses Unglücks säufftzet/und diese Verhehrungen kaum wieder außbessern kan.

Dieser ungestümme Oüragan verwüstet nicht allein das Land ; sondern erreget auch noch ein solch ungewitter auff dem Meer/ daß es scheinet/als wann sich dasselbe mit der Lufft und dem Himmel vermische und überwerffe. Diese gewaltige Windsbraut / zerstösset und zerscheittert die Schiffe / die an den Seiten der Inseln liegen/indem sie das eine an das Ufer außwirfft / und das andere in das Meer versencket; daß also die jenige / die diesem Schiffbruch entgehen / grosse Ursach haben Gott deßwegen zu loben.

Die so Achtung geben auff die Zeichen welche vor diesem ungestümmen Wetter hergehen/haben gemercket/daß kurtz vorher ehe sich dasselbe erreget/das Meer auf einmahl so still und eben werde / daß man die geringste Wellen oben auff demselben nicht sehen kan : daß die Vögel durch natürliches Eingeben von den Bergen da sie sich gewöhnlich auffzuhalten pflegen / hauffenweiß herab fliegen / und sich in den Ebenen und Thälern auff die Erde begeben/ damit sie daselbst in dieser bösen Zeit/ welche sie bald zu entstehen vermercken / ver-

sichert

sichert bleiben können: und daß der Regen / so ein wenig vorher fället/bitter und gesaltzen ist/ gleich wie das Meer-Wasser.

Es hat sich vor kurtzen Jahren ein merckwürdiges Exempel mit etlichen Schiffen auff der Reede der Insel S. Christophori zugetragen / welche mit Taback beladen waren / und segelfertig stunden. Dann sie sind alle zerscheitert/und zu grund gangen / und die Wahr gäntzlich verlohren worden. Daher dann eine seltzame Begebenheit enstanden; indem der meiste Theil der Fische auff dieser Seiten von dem Taback vergifftet worden; und hat man das Meer mit diesen armen Thieren oben gantz bedeckt gesehen / welche schwach und umbgekehrt von dem Wasser hin und her getrieben worden/und an dem Ufer gestorben sind.

Und damit nicht jemand meinen möchte/ als ob diese Ungestümme sich nur in der neuen Welt erregete / so jetzen wir hinzu/ daß auch bey uns Europæern so schreckliche Ungewitter zuweilen gewütet haben/ welche man vor nichts anders als Ouragans halten kan.

Unter andern hat sich in dem Jahr 1599. in Franckreich nahe bey der Stadt Bordeaux ein solcher gewaltiger und ungestümmer Wind erhaben / der den meistentheil der grossen Bäume welche sich ihme wiedersetzten / zerstücket und nieder gerissen / sonderlich die Nußbäume/deren Aeste sich gemeinlich weit außbreiten / und hat etliche derselben über fünffhun-

dert

dert Schritt von dem Orth wo sie gestanden / weg getragen. Die schwache Bäume aber / die sich gebeuget / sind unversehrt blieben. Ein Theil deß Schlosses zu Poitiers hat grossen Schaden an dem Tach gelitten / der Glocken-Thurn zu Cangres nahe bey Saumur ist nieder geworffen worden. Unterschiedliche andere Glocken-Thürne / und viele Häuser auff dem Felde sind sehr beschädiget worden. Etliche Leuthe / die sich mitten auff dem Feld zu Pferd befunden / sind über sechzig Schritt weit fort getrieben worden. Dieser Wind ist von der Gegend Bordeaux biß an das Hertzogthumb Vendosme und die Graffschafft Perche gangen; und hat in der Breite ohngefehr sechs oder sieben Meile begrieffen; in diesem gantzen Strich ist nichts anders als niedergerissene Bäume / und verwüstete Wälder gesehen worden.

Und damit wir ein Exempel dieser Arth Ouragans vorstellen / welche sich absonderlich auff dem Meer erhaben / so wollen wir hie beyfügen / was uns auß einem Schreiben von Rochelle mitgetheilet worden / welches von einem vornehmen Kauffmann desselben Orths an einen seiner guten Freunde und Correspondenten zu Rouen unterm dato deß dreyssigsten Jenners / in dem Jahr 1645. abgangen / folgendes Innhalts.

Seither zweyen Tagen leben wir in höchster Gefahr / wegen deß ungewöhnlichen und grausamen Ungewitters / das

sich

sich vergangenen Sambstag zu Nacht/ an dem 28. dieses Monaths erhaben / und annoch weret. Wir sehen von unsern Mauren bey etlich und dreyssig gestrandete und zerscheiderte Schiffe an der Küste / welche meistentheils Engelländische sind / benebenst einer grossen Anzahl verdorbener Wahren. Eines dieser Schiffe mit zweyhundert Fässern beladen / ist biß an eine Windmühle geworffen worden / welche zwölff Schuh hoch über die gewöhnliche Höhe deß Meers stehet. Dann diese ungestümme Winde sind nicht allein in der Lufft gangen; sondern es hat auch dieses Ungewitter das Meer dergestallt bewegt und auffgeblasen/ daß es seine gewöhnliche Gräntze sehr hoch überschritten: Also daß der Schade und Verwüstung den es auff dem Land gethan / unvergleichlich grösser ist / als der Verlust der Schiffe. Alles Saltz/ welches an den niedrigen Saltzlachen gewesen / ist weggetragen worden / alles Getreyd an den niedrigen Orthen / und außgedrucknneten Sümpffen/ ist überschwemmet worden. Und in der Insel Rez ist das Meer von einer Seiten zur andern über-

überzwerch durch gelauffen / und hat daselbst ein grosse Anzahl Weingärten verderbet / und sehr viel Vieh erträncket. Man hat bey Manns Gedencken das Meer so hoch nicht steigen sehen / und ist dasselbe an örther kommen / die fast eine Meile weit in das Land hinein gelegen. Also daß die jenige / welche in der Jnsel S. Christophori gewesen / sagen / daß die Ouragans welche daselbst zimlich bekandt / nicht schrecklicher sind / als dieses Ungewitter / welches sie mit eben diesem Nahmen genennet haben. Der Wind war Nord-West Man schätzet den Schaden so wohl zu Wasser als Land über fünff hundert tausend Thaler; und hält davor / daß ohngefehr zwey tausend Centner Saltz / daran zweyhundert Schiffe zu führen haben / vor jedwedes dreyhundert Faß gerechnet verlohren worden. Es sind auch etliche Holländische Schiffe vor Rez, Bordcaux und Bayonne zu grund gangen / welche sehr reichlich beladen gewesen. Hierauß ist zu sehen / daß es in Europa Ungewitter gebe / welche eben so gewaltig und grausam sind / als die jenige / welche in den Antillen so sehr geförchtet werden.

Etliche damit sie vor diesen widerwertigen Winden versichert seyen / verlassen ihre Häuser/auß Furcht daß sie uber ihnen zusammen fallen mögen / und begeben sich in die Höhlen und Risse der Felsen / oder legen sich mitten in dem Feld auff die Erden / und warten daselbst biß dieses Ungewitter vorüber seye. Andere sehen wie sie geschwind in die näheste Häuser kommen mögen / die am stärckesten gebauet sind/und allen Bewegungen dieses Ungestümmen Wetters wiederstehen können. Dann es sind zu gutem Glück itziger Zeit in den Antillen viele Gebäue / die vor diesen Winden unversehrt bleiben. Ja es fliehen etliche in die kleine Hütten/welche die leibeigene Mohren nach Arth der Caraiber gebaut; dann man hat erfahren / daß diese kleine runde Hütten/ welche nirgend als in dem Eingang offen sind / und deren Tach-Balcken auff die Erde stossen/ gemeinlich verschonet werden; da unterdessen die höheste Häuser / wo nicht gantz und gar umbgekehret/ doch von einem Platz auff den andern geworffen werden/durch die gewaltige Bewegung der Winde/ die diese Ungestüme erregen.

Jedoch muß man bekennen / daß alle diese eusserliche Vorsichtigkeit das Gemüth der Menschen von den Todes-Schrecken / die sie umgeben/ völlig zu befreyen nicht vermag/ wann der Herr in dem Himmel donnert/ und der Höheste seinen Donner mit Hagel und Blitzen außlässet; daß die Erde bebet und bewe-

weget wird/die Grundfeste der Berge sich regen und beben / und des Erdboden Grund sich auffdecket; dann

Welche Gottes Gütigkeit gantz und gar
nicht kan bewegen/
Diese können klärlich spüren auß den harten Donner-Schlägen
Seine herrlich-grosse Macht.
Ja/die seine Hoheit nicht mit erzittern
dran erkennen/
Solt' man diese Leuthe wohl ohnverzagt
und standhafft nennen?
Nein/sie sind Gottloß geacht.

Müssen derhalben die jenige/ die mitten in diesen Unordnungen und ungestümmen Auffruhr deß Meers und der Lufft ohne Forcht seyn wollen/ihre Zuflucht zu einem weit sichern Orth nehmen/sich unter den Schirm deß Höhesten setzen / und unter dem Schatten deß Allmächtigen bleiben/und zu dem Herrn sprechen/meine Zuversicht/und mein Burg/ mein Gott auf den ich hoffe. Sie müssen mit wahrem Glaubē ergreiffen das grosse und hochschätzbare Heil/welches er uns geschencket in seinem geliebten Sohn / der uns von allem Schrecken erlöset hat durch sein heiliges Blut/welches er an dem Stam̄ deß Kreutzes vergossen/ der uns

den

den Frieden mit Gott zu wegen gebracht/ und der allein die Furcht und das Ungewitter unsers Gewissens stillen/ und unsern Seelen eine wahre Ruhe verschaffen kan/ dann

Der so Glaub- und Hoffnungs voll Gott
dem Allerhöchsten trauet/
Und in steter Zuversicht auff desselben
Hülffe bauet/
Bittend daß er ihn beschütze;
Solt' gleich jeder Unglücks-Wind ihn
mit Ungestümm anwehen/
Wird er doch in Sicherheit wieder die
Gefahr bestehen;
Dann er hat ein' feste Stütze.

Sie müssen in werender Ungestümmigkeit bedencken/ daß es Gott seye/ der die Winde auß heimlichen örthern kommen lässet; daß durch sein Blasen sich die Wasser auffthun/ die Fluthen auff Hauffen stehen/ und die Tieffe mitten im Meer voneinander wallet; daß auch derselbe wiederumb den Wind und das Meer bedrauen könne/ daß sie ihme gehorchen müssen/ und gantz stille werden. Sie sollen sich erinnern/ daß diese schröckliche Wirbelwinde/ diese brüllende Donner/ diese schwartze Finsternüsse/ welche die Erde bedecken/ und alle diese gewaltige Bewegungen/ die dieselbe erschüttern: nichts anders seyen als ein kleines Vorbild deß grossen und schrecklichen Tages deß Herrn/

Herrn / in welchem die Himmel vom Feuer zergehen werden/mit grossem Krachen/die Element für Hitze zerschmeltzen / und die Erde/ und die Werck die drinnen sind / verbrennen werden.

Sonderlich sollen sie ihre Zuflucht nehmen zu Gott von gantzem Hertzen / und denselben bitten/daß er in Ansehen deß unendlichen Verdienstes seines eingebohrnen Sohns unsers HErrn und Heylands Jesu Christi den Zorn gegen seine Knechte stillen / und sich über sein Land erbarmen wolle. Sie sollen eingedenck seyn/daß der Zorn deß HErrn ein Augenblick weret / und er lust zum Leben hat; daß den Abendlang das Weinen weret/ aber deß Morgends die Freude. Endlichen sollen sie fest versichert seyn/daß der jenige der die Haar auff ihrem Haupt gezehlet hat / auch ihre Tage gezehlet habe; daß er sie in der Noth nicht werde verlassen/sondern seinen Engeln über ihnen befehlen / daß sie sie behüten auff allen ihren Wegen / daß kein Ubels ihnen begegne / und keine Plage sich zu ihren Hütten nahe.

Damit sie aber in dem Fall der Noth diese gute Gedanckē haben/und sich an dem Tag deß Trübsals mit einem solchen gläubigen Vertrauen verwahren mögen/so müssen sie Gottselig leben/ uñ einen jedwedern Tag dem Höhesten Schöpffer aller Dinge ihre Seele befehlen; sie müssen sich befleissigen vor dem Herrn einher zu gehen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit ihr lebenlang; sie müssen ihre

Hände in Unschuld waschen / und ihre Hertzen durch wahren Glauben reinigen / in seinen theuren Verheissungen; uñ sich versichern daß Gott die Winde und alle andere Geschöpffe durch seine Allmacht in dem Zaum hält / daß sich nichtes ohne seinen Willen bewegen könne; daß das Feuer / der Donner / das Ungewitter und Erdbeben zu seiner Ehre / und seinen lieben Kindern zum besten diene.

Das 24. Capitel.

Von etlichen andern Beschwerlichkeiten deß Landes / und den Mitteln / deren man sich wieder dieselbe gebrauchen kan.

Ohne die Erdbeben / Donner-Wetter und Sturmwinde / welche das Land der Antillen offtmahls erschüttern und verwüsten / wie wir allererst gemeldet haben; giebt es daselbsten noch andere Ungelegenheit / welche sehr beschwerlich fallen / wiewohl sie nicht so sehr zu fürchten sind wie die vorhergehende. Und vor diese haben wir das letzte Capitel deß ersten Buchs dieser Historischen Beschreibung behalten / darinnen wir zugleich die Mittel andeuten wollen / welche die Erfahrung der alten Einwohner und das Urtheil unterschiedlicher berühmter Medicorum vor die bequemeste und dienlichste befunden haben / sich derselben

ben wider diese Beschwerlichkeiten zugebrauchen.

I.
Von den Musticken und Maringoins.

Wir wollen die erste Stelle den sonderlichen kleinen Schnacken geben / welche die Franzosen Moustiques nennen Sie sind so klein/daß man sie eher fühlet als siehet; dann sie haben in ihrem schwachen Leib einen spitzen und vergifteten Stachel / daß ihr Stich ein sehr verdrießliches Jucken verursachet/ und man sich zuweilen die Haut herab reisset wann man gezwungen wird sich zu kratzen/ ja die Wunde zu einem gefährlichen Geschwär wird / wann man kein Mittel darwider gebrauchet.

Es findet sich noch eine andere Gattung derselben/welche grösser sind / und zu sausen pflegen / gleich wie die Schnacken die sich an den Wassern und sümpffichten örthern aufhalten. Diese werden Maringoins genennet; und stechen auch wie die Musticken/in deme sie mit einem kleinen Stachel bewaffnet/der durch die Kleider/ja durch die hangende Bette/ in welchen man ruhet/durchdringet. Doch haben sie diese Arth an ihnen/ daß sie mit dem Stachel niemahlen verletzen / ehe sie den Krieg zuvor angekündet/und mit ihrer kleinen Trompeten/ welche offt mehr Furcht / als ihr Stich

Schmertzen / erwecket / lermen geblasen haben.

Damit man von diesen beyden Gattungen der Schnacken befreyet seye / so bauet man gewöhnlich die Häuser an einen etwas erhabenen Orth / auff daß sie frischen Lufft von allen Seiten haben / und hauet alle Bäume ab / die den Ost-Wind auffhalten / welcher gemeinlich in diesen Inseln bläset / und diese böse und beschwerliche Feinde weit hinweg treibet. Die jenige / die wohlverwahrete Zimmer und wohlgeschlossene Bette haben / sind auch nicht so sehr von ihnen geplaget.

Wann man aber keine Ruhe von ihnen haben kan / darff man nur einen Taback-Rauch in der Kammer machen / oder ein Feuer / das einen grossen Dampff von sich giebet; dañ durch diese Mittel können die Leuthe diese kleine Verstöhrer ihrer Ruhe in die Flucht treiben. Wañ sie jemand gestochen haben / und man das Jucken bald vertreiben / und das Gifft / so sie hinderlassen / herauß ziehen will; so kan man nur den Orth mit Essig / oder Safft von kleinen Citronen benetzen.

II.

Von den Wespen und Scorpionen.

Die Wespen und Scorpionen sind in dem meisten Theil der Antillen gemein. Es haben

ben diese Ungezieffer einerley Gestalt mit denjenigen dieser Gattung/ welche an vielen Orthen in Europa gesehen werden. Die Wespen-Stiche werden mit dem Safft der Rauten-Blätter gestillet; und gäntzlich geheilet / wañ man das herrliche Mittel/ so wieder alles Gifft dienet / und unter dem berühmten Nahmen Orvietan bekandt ist/ darauff leget. Die Scorpionen-Stiche aber werden mit den Scorpionen selbsten geheilet / wann man dieselbe auff den verletzten Orth zerreibet; in deren Mangel aber gebrauchet man das Scorpion-Oehl/ welches billich überall / wo sich dieses Ungezieffer befindet/ gemein seyn soll.

III.

Von den Marcenille-Bäumen.

Es wachsen in dem meisten Theil dieser Inseln sonderliche Bäume/ welche man Mancenille-Bäume nennet / und schön anzusehen sind; ihre Blätter gleichen den Blättern der wilden äpffel-Bäume; die Frucht wird Mancenille geheissen/ und ist wie ein Apffel gestaltet/ röthlich/ schön/ und hat solchen anmuthigen Geruch/ daß man alsobald einen Lusten solte bekommen dieselbe zuversuchen / wann man nicht durch ihre böse Eigenschafft davon abgehalten würde. Dann ob sie wohl dem Mund süß schmecket/ so ist sie doch so tödlich / daß wo jemand davon essen solte/ derselbe nicht nur vier und zwantzig Stunden lang schlaffen würde/ gleich wie diese Krafft haben soll ein

sonderlicher Saamen in Peru, und ein Kraut in den Morgenländern/von welchem Linschot weitläufftig redet; sondern nimmermehr wieder auffwachen. Daß also diese Frucht ärger ist/ dann jene Mandeln einer Mexicanischen Frucht/welche nach Biesam riechen/ so bald sie aber gessen werden / einen verfaulten Geschmack in dem Mund hinterlassen. Ja noch viel ärger/ als die schöne Aepffel zu Sodom/in welchen/wañ man sie eröffnet/nichts als Ruß und Staub gesehen wird. Dann ob man schon unwillig ist/ wann man an denselben betrogen wird/so geschiehet doch solches nicht mit Gefahr deß Lebens. Es können aber diese gifftige Aepffel mit der Indianischen Nusse/die in Java wächset/ verglichen werden. Diese ist wie ein Gallapffel gestaltet/ und wann man sie isset/hat sie anfangs einen Geschmack wie eine Haselnuß; hernach aber verursachet sie rechte Todes-Aengste / und ist ein sehr gefährliches Gifft. In Africa findet man auch einen Baum/ Coscoma genannt / welcher tödliche Aepffel träget. Der Baum Ambou in den Maldiven-Inseln hat eine Frucht/ welche nicht weniger betrüglicher und schädlicher ist. Und die Landschafft Tripoli in Syrien bringt sonderliche grosse Morellen oder Johannis-Pfersing / die sehr schön anzusehen/uñ sehr wohl geschmackt sind; aber ihre Eigenschafften sind zum öfftern tödtlich / oder auff das wenigste stürtzen sie die jenige / so davon gessen / in lange und verdrießliche Kranckheiten.

Es wachsen etliche von diesen Mancenille-Bäumen an dem Ufer deß Meers und der Flusse / und wann die Frucht in das Wasser fället / so sterben allezeit die Fische die davon essen; und ob schon diese Frucht lange Zeit indem Wasser verbleibet / so verfaulet sie doch nicht darinnen; sondern wird mit einem Salpeter überzogen / welcher ihr eine harte Rinde machet / daß sie gleichsam in einen Stein verwandelt scheinet. In den Inseln da dieser Baum häuffig wächset / sind die Schlangen gifftig; weil sie / wie etliche davor halten / zuweilen den Safft auß dieser Frucht außsaugen. Die Krabben selbsten / die unter diesen Bäumen sich aufhalten / bekomen eine gefährliche Eigenschafft davon / wie wir an seinem Orth gemeldet; und sind viele sehr kranck worden / die diese Krabben gessen haben. Daher es kommt / daß zu der Zeit da diese Früchte gantz zeitig sind / und auff die Erde fallen / man allen denen / welchen ihre Gesundheit lieb ist / räthet / daß sie sich von dem Krabben essen enthalten.

Es leben weder die Schlangen noch die Krabben eigentlich von den Mancenille-Aepffeln; sondern wann sie sich unter diesen Bäumen auffhalten so ziehen sie das Gifft an sich / welches noch stärcker bey ihnen wird / wann sie dasselbe auß der Frucht herauß saugen. Gleichwol kan es geschehen / daß das jenige / so etlichen Thieren tödlich ist / doch nicht allen Schade: Und daß das Ungeziefer / welches offt von diesem Gifft isset / das-

selbe durch die Gewohnheit und stetigen Gebrauch in ihre Nahrung verwandelt; gleich wie man von dem König Mithridate sagt. Also können sie auch die jenige anstecken die von ihnen essen / da sie selbsten von dem Gifft doch keinen Schaden empfangen.

Unter der Rinde deß Stamms und der Aeste dieses Baums ist ein sonderlich kleberichtes Wasser/welches weiß wie Milch / und überauß böß und schädlich ist. Gleich wie nun viel Mancenille-Bäume auff den Wegen stehen/ als kan es leicht geschehen daß man im vorbey gehen ohngefehr einen Ast entzwey bricht / da dann diese Milch oder vielmehr Gifft / wann es herauß gehet und auff das Hembd fället / einen garstigen Flecken macht/ welcher scheinet als were er hinein gebrant worden. Wann es auff die blose Haut fället/ und man es von dem Orth den es berühret nicht geschwind abwischet / so entstehen alsobald Blattern und Bläßlein. Am allermeisten aber hat man sich der Augen wegen zubefürchten/dann wann etwa ein Tröpfflein dieses brennenden und gifftigen Wassers hinein fället verursachet es eine hefftige Entzündung/ und verliehret man neun Tage lang das Gesicht; nach deren Verlauff man einige Linderung wieder empfindet.

Wann der Thau und Regen eine Zeitlang auff den Blättern dieser Bäume gelegen / so pflegen sie gleichfalls zu flecken/ und wann sie auff die Haut fallen / so lösen sie dieselbe ab/ gleich wie Scheid-Wasser. Welches nicht

viel besser ist / als die Regen-Tropffen unter dem Æquatore, die so ansteckend sind / nach Aussage der jenigen so es empfunden/daß wan sie auff die Hände / Gesicht / oder einen andern Orth deß Leibs / der entblösset ist / fallen; so erheben sich alsobald Bläßlein mit Schmertzen daselbsten: ja wo man nicht geschwind die Kleidung endert/siehet man bald den Leib mit Blattern gantz bedecket / zugeschweigen der Würme die in kleinen Bläßlein in den Kleidern wachsen.

Der Schatten dieses Baums ist den Menschen schädlich / und wo man darunter ruhet/ so läufft der Leib gewaltig auff. Plinius und Plutarchus gedencken eines Baums in Arcadia, der eben so gefährlich ist wie dieser: und die jenige/so in dem morgenländischen Indien gereißet/ berichten / daß daselbst ein Kraut mit Nahmen Sapony gefunden werde / welches die jenige so darauff liegen / umb das Leben bringet. Dieses ist aber an den Mancenille-Bäumen sonderlich böß/ daß auch die Speise die bey seinem Holtz gekochet wird / eine böse Eigenschafft an sich nimmet / und den Mund und Kehle brennet/wann man sie isset.

Die Wilden in den Antillen/denen die Natur dieser Bäume wohl bekandt / mischen die Milch derselben / wie auch den Thau so darauff fället/und den Safft der in der Frucht ist/ unter das Gifft / mit welchem sie ihre Pfeile vergifften pflegen.

Damit man die Blattern und Bläßlein in

kurtzer Zeit heile / die an dem Leib entstanden/ nachdem man auß Unachtsamkeit unter dem Schatten dieser Bäume geschlaffen / oder von dem Regen oder Thau / welcher auf die Aeste fället / ja auch von der Milch / die unter der Rinde ist / benetzet worden / so muß man geschwind seine Zuflucht zu den jenigen Schnecken-Krebsen nehmen / von denen wir oben unter dem Nahmen der Soldaten geredet haben; das klare Wasser welches in ihren Schalen stecket / herauß ziehen / und dasselbe auff den verletzten Orth schlagen / so leget dieses Mittel das Gifft dieses brennenden Saffts alsobald nieder/ und setzet den Menschen ausser Gefahr. Das Oehl/ welches aus eben diesen Krebsen ohne Feuer herauß gezogen wird/ hat gleiche Würckung. Wann es sich aber zugetragen/ daß jemand von der Frucht dieser gifftigen Bäume gessen / so muß er die jenige Mittel gebrauchen/ die wir hernach / das Gifft der Schlangen / und anderer Sachen zuvertreiben/ vorschreiben wollen.

IV.

Von den Holtz-Läusen.

Es giebt an diesen Orthen auch eine Arth Ameisen oder Würmlein/ die einen kleinen schwartzen Flecken auff dem Kopff haben/ sonsten aber an dem Leib gantz weiß sind. Diese werden in dem verfauleten Holtz gezeuget/ und deßwegen von den Frantzosen Holtz-Läuse genennet.

nennet. Sie haben einen weichern Leib als unsere gewöhnliche Ameisen/ gleichwohl ist ihr Zahn so scharff/ daß sie das Holtz benagen/ in die Kästen/ so auff der Erden stehen hinein kriechen/ und in wenig Tagen/ weil sie einander auff dem Fuß nachfolgen/ wo sie nicht getödet werden/ so häuffig sich darinnen versamlen/ daß sie alles leinene Geräth/ Kleider/ Papier/ und alles was darinnen ist/ durchfressen und verderben. Sie benagen und zerfressen auch die Eck-Gabeln/ welche die gemeine Hütten stützen/ dergestalt/ daß dieselbe endlichen umfallen/ wann man nicht Rath dazu schaffet.

Man verhindert daß diese Thiere nicht gezeuget werden/ wann man in dem Bauen der Häuser das Holtz nicht in die Erde leget. Dann sie wachsen in dem verdorbenen und verfaulten Holtz: wann man alles Holtz/ so man in die Erde setzet/ an dem Ende brennet: wann man alsobald/ wo man etliche mercket ein Loch machet und heisses Wasser hinein schüttet: wann man die Kisten mit Seilen in die Lufft hencket/ (wie man dann in vielen Orthen deß morgenländischen Indien thun muß/) damit sie die Erde nicht berühren; und wann man die Zimmer fleissig außsaubert/ und nichts auff der Erden liegen lässet. Man hat auch gemercket/ daß wann man ihnen den Weg abschneiden will/ man den Orth/ darüber sie gehen/ nur bestreichen müsse mit dem Oehl von der Palma Christi oder Wunderbaum/ mit welchem sich

die Mohren den Kopff reiben / auff daß sie vor dem Ungezieffer gesichert seyen. Das Oehl von dem Lamantin hat auch diese Krafft / und wañ man dasselbe in ihr Nest / das sie auß ihrem Geiffer gemacht / uñ umb die Gabeln herumb / welche die Hütten stützen / angehänget / schüttet / so verlassen sie dasselbe alsobald / und lauffen hinweg.

V.

Von den Ravets.

Es sind die Ravets auch gefährlich; und findet man derselben zweyerley Arth. Die gröste sind ohngefehr wie May-Kefern / und von gleicher Farbe: Die andere aber sind umb die Helffte kleiner. Beide lauffen sonderlich zu Nachtzeit herumb / und kriechen in die Kästen / wann dieselbe nicht wohl geschlossen / verunreinigen alles was sie finden / und verwüsten es zimlich; aber doch nicht so sehr / noch so geschwind / als die Holtz-Läuse. Sie werden von den Einwohnern Ravets genennet / weil sie gleich wie die Ratten alles benagen / was sie ertappen. Ohne Zweiffel ist es eben die jenige Arth / welche Johann de Lery Aravers nennet / nach der Brasilianischen Sprach. Dieses Ungezieffer lebet sonderlich in den Büchern und derselben Deckeln. Die Holtz-Läuse thun deßgleichen / wann sie ihren Zahn daselbst ansetzen können. Doch ist dieses an ihnen gut / daß sie die Buchstaben in Ehren halten / und zu frie-

den seyn wann sie den Rand benagen/ und tieffe Löcher daran einfressen. Dann sie thun dem Truck / entweder weil ihnen die Schwärtze nicht schmecket / oder auß anderen Ursachen/ keinen Schaden; es seye dann in der eussersten Hungers-Noth/und Ermanglung aller anderer Sachen. Wir könten Bücher auffweisen / darinnen die Merckzeichen ihrer Zähne zu sehen. Doch sind sie vor allen Sachen nach dem leinen Geräth sehr verleckert; und wann sie in einen Kasten kommen können / verderben sie in einer Nacht mehr/als die geschickteste Nätherin in einem gantzen Monath außbessern kan.

Belangend die Ravets, ob sie wohl in ihrer Arbeit nicht so hurtig sind / so verschonen sie doch nichtes/ ohne allein die seidene und Baumwollene Zeuge. Absonderlich schmecket ihnen diese letztere nicht / wann sie noch nicht verarbeitet ist. Und wann man die Kästen in der Lufft auffhänget / und die Seile daran sie hangen mit Baumwolle umwickelt; so bald sie an dieselbe kommen / und sich mit ihren kleinen Füssen darinn verwirren/bemühen sie sich wieder loß zu machen / und lauffen alsobald einen andern Weg. Die jenige welche steinene Häuser haben / fürchten sich nicht vor den Holtz-Läusen; aber kaum können sie sich der Ravets erwehren/und von ihrem Schaden befreyen. Gleichwohl hat man auß der Erfahrung gemercket/daß sie Feinde der wohlriechenden Sachen sind / und nicht gern in die Kästen kommen/welche auß Cedern-oder anderm

Holtz von gutem Geruch / das in allen Antillen gemein ist / gemachet werden. In Alkair stellet man die Füsse der Kästen und Schäncke in Geschirre / die mit Wasser angefüllet sind: damit die Ameisen nicht hinauff kriechen können. Dieses leichte Geheimnuß würde ohne zweiffel in den Antillen auch sehr dienlich seyn wieder die Holtz-Läuse und Ravets, von denen wir geredet / ja auch wieder die Ameisen / welche daselbsten gleichfals überauß beschwerlich sind.

VI.

Von den Chiquen.

Man hat sich in allen diesen Inseln am allermeisten zu fürchten vor sonderlichen kleinen Syren oder Reit-Liessen / welche in dem Staub / in der Aschen auff dem Herd / und in andern Unreinigkeiten gezeuget werden. Man nennet sie gemeinlich Chiquen. Sie kriechen zum öfftern an die Füsse / und unter die Nägel der Zähen / lässet man sie aber weiter einschleichen / und zeucht sie nicht bey zeiten herauß / so nehmen sie den gantzen Leib ein. Von Anfang verursachen sie nur ein kleines Jucken; wann sie aber durch die Haut kommen / erwecken sie eine Entzündung in dem Theil / welches angestecket ist / und ob sie schon klein in dasselbe gekrochen / so werden sie doch in kurtzer Zeit so groß als eine Erbse / bringen einen hauffen Nüsse / darauß hernach andere wachsen; und entstehen folgends Geschwäre an den Orthen / da man sie herauß genommen.

Die Wilden haben / nach Aussage der jenigen die bey ihnen gelebet / ein gewisses Gum̃i / mit welchem sie ihre Füsse / sonderlich unter den Nägeln / bestreichen / und also vor diesem Ungezieffer versichert seyn. Aber man räthet denen / die dieses Geheimnuß nicht wissen / daß sie sich von den jenigen / so sich auff die Herraußnehmung dieser gefährlichen Thierlein verstehen / alsobald nach den Füssen sehen lassen / wann sie nur das geringste Jucken empfinden; darzu dann die Indier sehr geschickt und glücklich sind. Es müssen aber die / welche diese Chiquen herauß nehmen / wohl achtung geben / daß sie das Häutlein / darinnen sie eingeschlossen / nicht auffbrechen / sonsten bleiben allezeit noch etliche ihrer kleinen Eyer zurück / auß denen unfehlbarlich andere Chiquen wachsen. Man hält auch davor / daß die Roucou-Farbe / deren sich die Caraiber gebrauchen / den Leib damit anzustreichen / und denselben schön / gelenck und geschickter zum Lauffen zu machen / die Krafft habe dieses Ungezieffer zuvertreiben.

Es ist auch ein gut Mittel / wann man das Zimmer offt mit gesaltzenem Wasser besprenget / nicht barfuß gehet / Strümpffe von Geißharen trägt; und sich sauber hält. Dann es sind gemeinlich nur die jenige damit beschweret / welche unsauber leben / und nit fleissig auf sich achtung geben. Diese verdrießliche Syren oder Reit-Liessen sind eben die jenige welche

welche die Brasilianer Tous, und etliche andere Indier Nigas nennen.

Die so Geschwäre haben / welche von den Chiquen herkommen / wann dieselbe nicht zu rechter Zeit / noch geschicklich genug herauß genommen worden / werden Malingres nach der Sprache deß Landes genennet. Diese Geschwähr ruhren auch zuweilen her / nachdem man die Haut ein wenig abgerieben / welches von Anfang ein geringe Sach zu sein scheinet; hernach aber verwundert man sich / wann es so groß als eine flache Hand wird; und ist alsdann zeit daß man Rath schaffe; dann es ist nöthig daß das Geschwär seinen Gang bekomme. Etliche ob sie wohl klein sind / lassen sich nichts desto weniger ungern heilen: Und sind diese Geschwäre zweyerley Gattung. Etliche sind rund / und etliche ungleich. Das runde Geschwär ist viel schwerer zu heilen als das andere / weil es mit todem Fleisch umbgeben / welches das Ubel vergrössert. Dann so lang dieses tode und unreine Fleisch da ist / kan das Geschwär nicht heilen. Muß man derowegen / wann man die Wunde verbindet / allezeit das tode Fleisch biß auff das lebende weg schneiden / welches grausame Schmertzen erwecket.

Unter den Artzneyen zur Heilung dieser Geschwäre gebrauchet man den Grünspan / Scheidwasser / die Essentz von dem Vitriol / und gebranten Alaun / welche das faule Fleisch um die Wunde abfressen. Man bedienet sich

auch

auch darzu deß Saffts auß den kleinen Citronen / welcher überauß sauer ist; Und die Unflätige Wunde schön außsaubert. Es ist wohl wahr / daß man wegen deß grossen Schmertzen den man empfindet / wann man die Wunde damit außwäschet / seine Zuflucht viel lieber zu einem andern nimmet; aber man wird alsdann auch so bald nicht wieder heil. Man machet auch eine Salbe auß gemeinem Honig ein wenig scharffen Essig / und Grünspan pulver / welches in kurtzer Zeit die Geschwäre trefflich heilet. Und damit man sich vor denselben verwahre / wird gerathen / daß man die geringste verwund- und Auffritzung der Haut / die an einem Orth deß Leibes / es seye wo es wolle / absonderlich an den Füssen und Schenckeln geschehen / nicht versaume; sondern ein Pflaster / welches die Hitze / die sich in der Wunden befinden mögte / herauß ziehe / aufflege / und in Mangel aller anderer Mittel / auff das wenigste Taback-Bläter darauff schlage; und sich deß Citronen-Saffts und Essig gebrauche / damit man das Jucken / welches von den Stichen der Musticken oder Maringoins herkommen / viel besser vertreibet / als wann man sich mit den Nägeln kratzet.

VII.

Etliche Artzneyen wieder die gifftige Schlangen-Bisse / und alle andere Gifft so wohl deß Landes / als deß Meers in den Antillen.

Wir

Wir haben in dem 13. Capitel dieser Historischen Beschreibung gesagt / daß es in den Inseln Martinino und S. Luciæ Schlangen und Gewürme gebe / welche ein gefährliches Gifft haben. Haben deßwegen mit Fleiß die Artzneyen / mit deren man glücklich die Stärcke deß Giffts brechen kan / biß an diesen Orth versparet ; und sagen vor das erste / daß dieselbe inner- und eusserlich zu gebrauchen seyen. Innerlich zu Stärckung deß Hertzens / und Zertheilung der gifftigen Eigenschafft / die dasselbe einnehmen mögte ; und darzu ist sehr dienlich der Theriack / Mithridat / Confection Alkermes, der Egyptische und Peruvianische Balsam / die Raute / das scordium oder Wasserknoblauch / die Scorzonera oder Schlangenmord / die Angelick- und Contrajerva oder Gifft-Wurtz. Vor allen Dingen aber muß man in ein wenig Burretsch- oder Ochsenzungenwasser / oder sonst in einem andern / eines Thalers schwer von der gepulverten Leber und Hertzen der Vipern einnehmen. Kurtz / man muß alle Sachen gebrauchen / die das Hertz stärcken / und die Lebens-Geister auffwecken und erfreuen. Von aussen kan man alle Mittel aufflegen / welche eine an sich ziehende und alles Gifft zertheilende Krafft haben. Als da sind / ein Schrepffkopff auf die geschrepffte Wunde gesetzet / uñ alle warme an sich ziehende Artzneyen / nehmlich das Galban- und Ammoniac-gummi, die Bähung mit der

Ser-

Serpentaria oder Natterwurtzel / oder mit Beyfuß in Wein gekocht / die Zwibeln und Knoblauch unter der Aschen gebraten / der Tauben Kath / das Blut der Land-Schildkrotten getrucknet und gepulvert / und dergleichen.

Es ist kein bessers Mittel / als daß man oben über dem Biß auff das eheste als es möglich den beschädigten Orth binde / alsobald öffne / ja auch das Stück weg schneide; oder auff das wenigste nachdem man es geschrepffet / so bald als es seyn kan / den hindersten geropfften Theil eines Huhns oder Tauben darauff halte / damit das Gifft herauß gezogen werde / und wann dieses Huhn oder Taube tod ist / muß man ein anders nehmen / biß das kein Gifft mehr herauß zu ziehen seye.

Es were auch zu wünschen / daß alle Einwohner der Antillen / das jenige herrliche Gegengifft im Gebrauch hetten / welches an so vielen Orthen bewehrt befunden worden / und Orvietan genennet wird. Dann dieses wunderbahre Mittel hat benebenst andern herrlichen Eigenschafften / auch die Krafft das Gifft von allerhand Schlangen zuvertreiben / und die Stärcke deß mächtigsten Gifft zu schwächen. Es muß aber von denen / die von den Schlangen gebissen sind / auff folgende Weise gebrauchet werden.

Man muß einer Bohnen groß in Wein zergehen lassen und dasselbe einnehmen; hernach muß man den Orth/ da der Biß geschehen/ schrepffen / uñ das Blut durch einen Schrepfkopff herauß ziehen; ein wenig von dem Orvietan darauff legen / und achtung geben / daß der Krancke auff das wenigste innerhalb zwölff Stunden nicht schlaffe. Dieses kräfftige Mittel kan viele Jahr gut behalten werden / wann man es nur nahe an einen warmen Orth stellet/ da es leicht außtrücknet. Und wann es dürre worden / muß man es mit Rosen-Honig wieder anfrischen. Man pfleget auch die Sachen/darauß es gemacht/ zu pulvern und also zum Gebrauch verwahren.

Man muß sich in werendem Gebrauch dieser Artzney mässig halten; alle warme Speissen/ die das Geblüt erhitzen/oder eine melancholische Feuchtigkeit gebehren/ meiden; und das Purgieren und Aderlassen gäntzlich einstellen/ auß Furcht daß man das Gifft nicht von aussen in den Leib hinein ziehe; es seye dann daß das Ubel die edle Theile deß Leibes eingenommen: in diesem Fall müste man wohl purgieren / und Bäder und dergleichen Sachen gebrauchen / die die Schweißlöcher eröffnen/ und den Schweiß herauß treiben.

Wann man aber in der eussersten Noth gantz und gar keines von jetzt erzehlten Mitteln bekommen könte; so ist noch eines / welches gemein und leicht in das Werck zu stellen ist. Der jenige der von einem gifftigen Thier gebis-

sen worden / muß geschwind die Schale von einer gantz frischen Citron essen; Dann diese hat die Tugend das Hertz wieder das Gifft zu bewahren. Wann es möglich muß man das beschädigte Theil auff das stärckste / als man kan / oberhalb dem Biß binden; hernach schrepffen / und mit dem Speichel eines nüchtern Menschen zum öfftern bestreichen; und wann man das Thier haben kan / das den Biß gethan / muß man ihme den Kopff abschneiden / denselben zerstossen / biß er gleichsam zur Salben worden / und hernach warm auff die Wunde legen. Dieses ist das gewöhnlichste Mittel / dessen sich die rechte Einwohner in Brasilien gebrauchen / damit sie sich verwahren vor der Gewalt deß Giffts der jenigen gefährlichen und seltzamen Schlangen / welche sie in ihrer Sprache Boicininga heissen / und die Spanier Cascavel nennen.

Die letzte Zeitungen / die wir auß der Insel Martinino bekommen / berichten / daß etliche vornehme Leuthe / welche vor kurtzer Zeit mit ihren leibeigenen Mohren auß Brasilia komen / und sich in dieser Insel nieder gelassen / den Einwohnern daselbsten unterschiedliche Kräuter und Wurtzeln gezeiget / die in den Antillen so wohl als in Brasilia wachsen / und eine treffliche Krafft haben die Stärcke deß Giffts von allerhand Schlangen / wie auch der vergifften Pfeile zu dämpffen.

Man kan auch die jenige Mittel gebrauchen / welche wir oben beschrieben / mit denen

man

man sich wieder das Gifft des Becune, und aller anderer gefährlichen Fische / die in dem Meer zu finden/verwahret. Sie sind auch sehr dienlich/die schädliche Würckungen deß Manioc-Saffts/ deß Mancenille - Saffts / der Wespen/Scorpionen / und allerley gifftiger Ungezieffer Stiche zu verhindern.

VIII. Von dem Meer-Schaum.

Die so in dem Meer fischen oder sich baden / werden zuweilen von einem sonderlichen Schaum berühret/der von dem Wind hin und her getrieben wird/ gleich wie eine kleine Blase / welche pur urfärbig / von unterschiedlicher Gestalt / und schön anzusehen ist. Wo sie sich aber an den Leib anhänget / verursachet sie alsobald einen überauß grossen Schmertzen / der brennend und sehr stechend ist. Das beste Mittel/damit man diesen Schmertzen stillen kan/ ist/ daß man den beschädigten Orth mit dem öhl von der Acajou-Nuß / welches mit ein wenig gutes Brandteweins vermischet seye/beschmiere: dann eine Hitz vertreibet die andere.

X.

Von den Ratten / die in diesen Inseln gemein sind.

Seither die Antillen von einer grossen Anzahl Schiffe besuchet worden / und es zum offtern geschiehet / daß etliche auff den Reeden dieser Inseln stranden/und daselbst von Alter verfaulen : sind auch die Ratten/welche vor diesem den Caraibern unbekandt waren/in das Land kommen / und haben sich daselbst so sehr als an einigem Orth gemehret. Sie thun den Patates / Erbsen/Bohnen / und sonderlich dem Mays oder Türckischen Korn grossen Schaden. Und wo sie die Schlangen nicht vertilgeten/ und ziemlich tieff in den Löchern der Erden und Felsen / da sie sich auffhalten / ja auch in den Tächern der Häuser/welche von Palmenblät-

kern/oder Zuckerrohren gemacht sind/suchten/ köute man ohne zweiffel die Speisen kaum erhalten. Es verschonen auch die Katzen / die itzund in den Inseln sind/ ihrer nit / ja man hat auch die Hunde darauff abgerichtet / und ist ein Lust zu sehen wie sie dieselbe außspüren/ und so listig fangen und töden.

Es ist aber diese Beschwerlichkeit nicht in den Antillen allein; sondern noch wohl ärger in Peru, wie Garcilasso in seinem Königlichen Commentario bezeuget/ daß diese schändliche Thier fast in unendlicher Zahl daselbst seyen/ und zuweilen grossen Schaden thun/indem sie die Oerther verhehren/durch welche sie gehen/ die Felder verwüsten / die Früchte biß an die junge Sprößlein/und die Wurtzeln der Bäume benagen.

Die Einwohner der Inseln haben einen Fund erdacht mit ihrem Balan. dadurch sie verhindern daß die Ratten ihr Cassave und andern Vorrath nicht wegfressen. Dieser Balan bestehet auß vielen Stecken und schwancken Gerten / welche in die Rund oder Vierecke in einander geflochten/ darauff sie die Cassave zu legen pflegen / nach dem sie in der Sonnen getrucknet worden. Er ist oben in der Hütten mit einem Band oder Seil angemacht / und schwebet in der Lufft. Und damit die Ratten nicht dem Seil hinunter lauffen/ und auff den Balan steigen können / so lassen sie das Seil durch einen außgehöhlten und wohlgeglätten Kürbiß gehen / welcher in der Mitten desselben behangen bleibet / daß also die Ratten / wann sie biß an diesen Orth kom

kommen/mit ihren Füssen nicht mehr hafften können / und die Bewegung deß Kürbiß fürchten/nicht getrauen weiter fort zu lauffen. Ohne dieses kleine Kunststück würden die Einwohner kaum ihre Speise erhalten können.

Also hat der weisse Meister der Natur gleichsam durch ein wunderbahres Gegengewicht / welches alle Vollkommenheiten der gantzen Welt abwieget/gewolt/daß die Länder so etliche Vortheil vor andern haben / im Gegentheil vielen Ungelegenheiten / die anderstwo nicht anzutreffen / unterworffen seyen. Und hat also seine Göttliche Vorsehung / welche der Dürfftigkeit seiner Geschöpffe gewaltig zu statten kommet/ bey den Gifft das Gegengifft / und bey die Kranckheiten die Artzney-Mittel gesetzet/ ja selbsten vor dem Menschen die unerschöpffliche Schätze der Gnade uñ der Natur eröffnet/damit er ihn verwahren möge wieder die ungestümme Lufft / Ungemach der Zeiten / Gewaltsamkeit deß Giffts/ und alles das jenige was die Erde schädlich hervor bringet/seither sie durch die erste Sünde ist vergifftet worden.

Ende deß Ersten Buchs der Historischen Beschreibung von den natürlichen Sachen in den Antillen Inseln.

(o)

Abschrifft/

Etlicher Brieffe die auß America zu Lob dieser Historischen Beschreibung abgangen/und unter andern herauß gesucht worden. Und zwar erstlich deß jenigen/ welchen der Herr de Poincy, Ritter/rc. Königlicher Französischer General Gouvernör in den Americanischen Inseln / an den Verfasser/ als er ein Exemplar dieses Buchs empfangen/geschrieben/und dabey einen Abriß seines Hauses/und der Landschafft der Insel S. Christophori überschicket.

Mein Herr/

Jch habe mich nicht verwundert über die Schönheit und Trefflichkeit euers Buchs/ welches euch beliebet hat mir zuzuschicken / es kan nichts von eurem klugen Geist hervor kommen / das nicht vollkommen außgearbeitet seye: und es bedüncket mich / daß euch dieses Werck so glücklich gerathen / daß euer Ruhm um ein grosses dardurch werde vermehret werden. Eure Anmerckungen sind so fleissig und und wahrhafftig gesetzet / und eure Reden so

zierlich / daß eure Freunde gantz keinen Mangel daran spüren können. Mich belangend / will ich mich nur mit euch allein erfreuen / wegen eines solchen guten Außgangs / und euch unendlichen Danck sagen / daß ihr meiner dabey nicht vergessen wollen. Uberschicke euch hergegen den Abriß deß jenigen Haußes / welchen ihr verlangert habt; benebenst der Landschafft unserer Insel / welcher euch nicht unangenehm seyn wird: und ob schon die Abwesenheit deß Herrn Auber von Mittelburg verursacht / daß ich nicht gewust / durch wen ich euch diese wenige Raritäten solte in die Hände kommen lassen / so habe ich doch davor gehalten / daß euch der Herr Kerke, Kauffmann, von Flißingen / werde bekandt seyn / uñ daß derselbe diese Mühewaltung / damit ich ihn durch den Hauptmann Anton d' Armoyse beladen / gern auff sich nehmen werde. Ich wünsche daß ich so glücklich seyn möge / euch bey einer höhern und wichtigern Gelegenheit meine Danckbarkeit zubezeugen / als der ich euch schon längsten verbunden bin; versichert euch / mein Herr / daß ich solches mit Freuden verrichten werde / und daß ich von gantzem Hertzen bin

Geben in der Insel
S. Christophori
den 10. Tag deß
Christmonats 1658.

Euer willigster
Diener

de Poincy, Ritter.

Abschrifft eines andern Brieffes/ welchen auch jetztgedachter General Gouvernör an dieses Buchs Verfassern abgehen lassen/als er ihme noch einen andern Abriß seines Hauses zuschickte.

Mein Herr/

Ich habe den Brieff / welchen ihr mir zugeschrieben / den 6. deß verwichenen Mertzes empfangen/und freue mich/ daß der Abriß meines Hauses und unserer Insel euch angenehm gewesen. Euer Buch ist mit gelehrten Anmerckungen erfüllet / und so wohl verfertiget/ daß es nur eine geringe Zierde auß Beyfügung der Beschreibung eines kleinen Indianischen Hauses bekommen wird. Jedoch trag ich so grossen Gefallen eurem Begehren ein Genügen zu thun / daß ich euch hiemit noch einen andern Abriß desselben übersende/ damit ihr erwehlen möget / welchen ihr zu eurem Vorhaben am dienlichsten zu seyn erachten werdet. Ich verwundere mich gantz und gar nicht wegen deß Lobs / das unsere Lands-Leute/ ja auch die Frembde eurer Historischen Beschreibung beylegen: Dann sie ist so trefflich und fleissig geschrieben / daß man nichts hinzu zu setzen weiß. Ich kan seither mehr als 20. Jahren den meisten Theil der schönen Sachen / die ihr angemercket/bezeugen ; und kan

man euch wegen dieser rühmlichen Arbeit nit genug Danck sagen. Wünsche euch hiemit alles Wohlergehen/ und bitte mir zu glauben/ daß ich bey allen begebenheiten mich bemühen werde euch darzuthun/daß ich seye.

Geben in der Insel S. Christophori den 15. Tag deß Heumonats. 1659.

Euer willigster Diener

de Poincy, Ritter

Abschrifft deß Brieffes/ welchen der Herr Gouvernör der Wohnstätte in Palma, wegen dieser Historischen Beschreibung an deroselben Verfassern abgefertiget.

Mein Herr/

Es ist unsere Wohnstätte seiner gelehrten Feder/und dem Eifer den er getragen dieselbe in der andern Welt bekandt zu machen/ allwo man ohne seine schöne Schrifften auch nicht einmahl wissen würde/ ob sie in dieser anzutreffen were/sehr verpflichtet: daß wir also durch eine angenehme Erfahrung bekennen müssen/man finde euch wo man wolle/ entweder mitten in der Insel Hispaniola, oder in der Insel Tortuga, oder in Florida, oder in Franck-

Franckreich oder in euren trefflichen Schrifften / so lasset ihr allezeit eure löbliche dienstwilligkeit an euch sehen. Es ist keiner auß unserer Gesellschafft / der nicht dieser Meinung seye / der euch nicht als seinen besten Freund betrachte / der nicht wünsche euch widerumb in diesen Orthen zu sehen / und dermahleins die Danckbarkeit zubezeugen / welche wir euch schuldig sind / wegen der angenehmen Erinnerung die ihr unsertwegen gehabt in eurer wahrhafftigen und unvergleichlichen Historischen Beschreibung der Antillen-Inseln. Wir haben alle miteinander Ursach dieses Lob seinem herrlichen Werck beyzulegen / nach deme so manche lügenhafftige Berichte vor unsere Augen kommen / welche den Apalachiten und andern Indier / die diese Länder bewohnen / eine gantz andere Gestalt geben / als sie in der That haben. Was mich belangt / ist es mir leid / daß ich damahls / als diese auffwachsende Wohnstätte das Glück gehabt euch zu besitzen / nur einen Augenblick eurer angenehmen Gesellschafft geniessen können. Es weiß / mein Herr / daß ich wegen Nothwendigkeit unserer Geschäffte mich auff unsere Gräntze begeben muste / den Einfall der Wilden / die sich daselbst sehen liessen / mit unsern Völckern zuverhindern / und daß ich Abschied von ihme genommen / in Hofnung denselben bey meiner Wiederkunfft in Palma noch zu finden ; aber dieses würde er ohne zweiffel nicht wissen / wann ich es ihm nicht sagte / daß niemahlen einiger Wind meinem

Sinn so zu wieder gewesen / als der jenige/ welcher Zeit meiner Abwesenheit zu Fortsetzung seiner Reise geglücket / dann in deme derselbe Ihn mitten von uns hinweg genommen / hat er uns auch der Freude unserer Hertzen beraubet/ und uns einen grossen Trost entzogen. Seit dieser Zeit haben wir offt von ihme geredet/und auß seiner Historischen Beschreibung gesehen/ daß er die Freundschafft zwischen uns in keinen Vergeß gestellet/weil er die Bildnüsse der Wohnstätten Palma, Cofa, Bemarin und der benachbarten Landschafften so wohl behalten/ und uns die rühmliche Merckzeichen seiner liebwerthen Gedächtnuß sehen lassen. Gewißlich mein Herr/ ob ihr uns schon in der grossen Stille/ darinnen wir nun vor etlichen Jahren her gleichsam vergraben sind / würdet gelassen haben / so könten wir doch von eurer Historischen Beschreibung anderst nichts sagen/als daß dieselbe scharffsinnig / treulich und artig geschrieben seye / ja reichlich außgezieret mit allen Annehmligkeiten / welche die Verständigste zu ihrer Vergnügung nur wünschen mögen. Mein Herr fahre fort uns zu lieben/ und versichere sich/daß wir uns glückselig schätzen werden/wann wir erfahren daß ihme unsere Brieffe treulich eingehendiget worden/ und er noch allezeit uns mit Liebe zugethan seye/gleich wie wir denselben schuldigst ehren/ und ihme von Gott alles wohlergehen / benebenst glücklichem Fortgang in allem Vorhaben wünschen. In dessen heiligen Schutz ich auch

auch meinen Herrn sonderlich befehle / als der ich von gantzem Hertzen bin

Auß Palma in dem Mitternächtigen America, den 14. Tag deß Brachmonats. 1659.

Sein willigster und gehorsamster Diener

de Val Croissant.

Abschrifft eines Brieffes / welchen Herr Edoard Graeve, der Rechten Doctor, und einer von den Häuptern und Vorgesetzten der Frembden / so unter den Apalachiten wohnen / wegen dieser Historischen Beschreibung an den Verfasser geschrieben / mit einem weitläufftigen Bericht deß Zustands desselben Lands / und dem Abriß deß Bergs Olaimy, der Stadt Melilot, und der fühlenden Pflantze.

Mein Herr /

Ob wir wohl in einer von den entlegensten Wohnstätten deß Mitternächtigen Americæ leben / und fast aller Gemeinschafft mit andern Leuten / die sich umb die rare Sachen bemühen / und dieselbe hoch zu schätzen pflegen / beraubet sind; so sind wir doch so

glücklich gewesen/ daß wir ein Exemplar em- pfangen von der trefflichen Historischen Be- schreibung der natürlichen Sachen / wie auch Sitten und Gebräuche der Einwohner in den Antillen-Inseln/ die ihr an den Tag gegeben. Und weil ihr auch unserer gedencken wollen/ und uns an etlichen Orten eures Buchs mit Nahmen genennet / ja auch einen schönen und scharffsinnigen Umschweiff mit Fleiß hinein gesetzet/ der von uns handelt/ als habe ich mich schuldig befunden euch gebührlichen Danck zu sagen/ und euch zu versichern / (wie ich dann solches hiemit thue) daß wir mit höchstem Vergnügen diesen treuen und fleissigen Bericht / den ihr von unserem kleinen Staat gethan / nach den Anmerckungen die euch der verstorbene Herr Bristok zugeschickt / gelesen haben.

Wir wolten wünschen/ mein Herr/ daß dieser gelehrte Mann/ welcher einen solchen guten Nachklang seiner Tugenden bey uns hinderlassen / noch bey leben were / damit er seinem Versprechen/ das er euch gegeben/ nachkommen könte / und die Europæer noch weitläufftiger alles dessen berichten/ was in dieser und den benachbarten Landschafften seltzam und merckwürdig ist. Dann wie ihme alle diese Sachen überauß wohl bekandt waren / und er dieselbe mit unvergleichlicher Zierde so wohl münd- als schrifftlich gleichsam vor Augen stellen konte/ als würde er auch ohne Zweiffel

sein

sein Wort/welches er so willig von sich gegeben/rühmlich gehalten haben.

Damit ihr aber wegen dieses Verlustes/der uns über alle massen schmertzet/ in eurem löblichen Verlangen/und Hoffnung/ welche ihr dem gemeinen Wesen davon gegeben / nicht betrogen werdet: als bitten wir euch / mein Herr/dieses beykommende Päcklein anzunehmen / darinnen ihr finden werdet die Abrisse deß berühmten Berges Olaimy, unserer Statt Melilot, und der fühlenden Pflantze / benebenst einem wahrhafftigen Bericht von unserer kleinen Wohnstätte/und alles dessen/was wir euch mitzutheilen vor nöthig erachtet/ damit dasselbe/ wo ihr es dienlich zu seyn befindet/ der zweiten Herausgebung eurer Historischen Beschreibung möge beygefüget werden.

Wir haben auch davor gehalten / mein Herr/ es werde ihme nicht zu wieder seyn/ wann wir hiebey anhängen das Urtheil/ welches wir über sein gantzes Werck zu geben uns erkühnet ; mit Bitte daß ihr dasselbe als eine allgemeine Meinung aller verständigen Leute in diesem Theil der neuen Welt auffnehmen wollet/und überlassen es eurem klugen Verstand. Gewißlich/mein Herr / wir würden glauben/ daß wir die gröste Unbilligkeit begiengen / wann wir anderst thäten / und nicht frey und offenhertzig bekenneten / daß ihr euch das gemeine Wesen sehr verbunden gemacht/ indem ihr demselben ein vollkommen Werck / als in dieser Schreibens-Arth jemahlen ge-

sehen worden/übergeben; und zweifflen nicht es werde durchgehends allen denen / die die Inseln lieben/wohlgefallen/ und ihr also ein grosses Lob davon tragen.

Jedoch/lasse sich der Herr nicht mißfallen/ wann wir uns anfangs in etwas verwundert/ daß er sich nicht anderst als nur unter etlichen Buchstaben in dem Exemplar, das biß zu uns kommen / hat erkennen geben wollen; die gleichwol niemahlē übel außgedeutet worden. Wir wollen aber nicht einig Geheimnuß suchen/welche ein scharffsinniger Kopff leicht in denselben finden mögte/ noch den Ursachen nachforschen/die euch solches zu thun bewogen; sondern bilden uns gäntzlich ein / daß gleich wie eure Bescheidenheit /mit eben der Geschicklichkeit als jener treffliche Mahler bey den Alten/diese Decke entlehnen wollen; also seyt ihr auch mit gleichem Außgang gar leicht erkandt worden an der Reinligkeit eurer Züge/ an den lebhafften Farben eurer Redens-Arth / und aus der Anmutigen Gleichrichtigkeit/ welche euer Pensel einem jeden Theil dieses herlichen Wercks gegeben.

Ja/ohne Schmeicheley / (als welche auß dem Gebieth dieses gemeinen Staats durch ein unwiederruffliches Verbott verbannet ist/ und nimmermehr einige Hoffnung haben kan wieder auffgenommen zu werden;) von wem solte man wohl erwarten eine solche zierliche und eigendliche Beschreibung alles deß jenigen was nur seltzames in diesen Inseln zu finden/

da-

darinnen die berühmteste Völcker in Europa gleichsam umb die Wette ihre Wohnstätte aufgerichtet/alß võ dem der dieselbe aufs fleissigste durchsehen? und wer könte uns die Historische Beschreibung derselben in grösserer Vollkommenheit mitheilen / als eine solche Person / die von aller Partheyligkeit und allem eigenen Nutzen befreyet / damit der meiste Theil der Historischen Bücher-Schreiber heut zu Tag angestecket sind: und der sich beflissen die Sachen in ihrer eigenen Gestalt/da sie weder von dem Neid / noch Eyfer / oder einer anderen bösen Bewegung deß Gemüths / auch nur das geringste in ihrer wahrhafften und natürlichen Schönheit weren verendert worden/zu betrachten.

Ihr möget von den Wunderwercken der Natur / oder von den Sitten der Wilden / oder von dem Regiment der Frembden Einwohner reden; so thut ihr es alles mit solcher wohlbedachten und anmuthigen Geschicklichkeit/daß wir wohl sagen können / daß die begierigste und unersättlichste Liebhaber neuer Sachen ein Genügen daran haben werden. Aber darüber verwundern wir uns höchlich/daß ihr alle diese Seltzamkeiten auß eurem reichen Grund herauß gezogen / indem ihr der erste diese Geheimnüsse entdecket/und von diser materi gehandelt.

Ob schon die Sach die ihr unter den Hånden habt zum öfftern zimlich unfruchtbar und schlecht ist / ja zuweilen wild und verfinstert /

 si

so arbeitet ihr doch dieselbe auß durch die deutliche Erläuterung / ihr erkläret sie mit euren schönen Liechtern / ihr unterstützet sie mit der Macht eurer vernünfftigen Gründe / ihr beseelet sie durch die Krafft eurer Gedancken / ihr zieret sie mit so vielen anmuthigen Gleichnüssen und verständigen Gegensätzen / und ihr bekleidet sie mit so vielen köstlichen Zierathen / daß man daran überal findet einen sanfften Magnetstein / und unsichtbare Ketten / welche die Hertzen verknüpffen / und die Gemüther aller derjenigen / die sie betrachten / herbey ziehen.

Es ist wahr / daß ihr auß Bescheidenheit in der Vorrede alle diese Schönheiten / diese Zierden und diese treffliche Anmerckungen denen Gemälden vergleichet / welche mit Vögeln / Frucht und Blumen-Werck umfasset sind / so nicht eigendlich zu der Tafel / sondern nur zur Zierde derselben gehören: Aber / was uns belanget / wir wollen es allezeit loben / als eine artige Umfassung / welche den Werth der materi vermehret; oder wann ihr uns vergönnet / uns noch reichlicher zuerklären / als eben so viele Perlen / Demanten / Rubinen / und andere Edelgesteine / welche ihr in dem Werck außgestreuet habt / damit ihr dieser gantzen Historischen Beschreibung allen Glantz und allen Pracht / die man zu ihrer Vollkommenheit wünschen könte / geben möget. Und dieses ist / mein Herr / was wir von seiner Arbeit insgemein halten.

Wann es uns aber ferner erlaubet dieselbe stückweiß zubetrachten / so bitten wir / mein Herr / er wolle es nicht übel auffnehmen / wann wir ihme frey herauß sagen / daß sich etliche seiner guten Freunde hie befinden die ihn in den Inseln gekennet / welche der Meinung sind / er habe wider sein Wissen / dem Land / das er beschrieben / groß Unrecht gethan / indem er es in seiner natürlichē Schönheit so eigendlich vorstellet; daß sie fürchten / es werde hinfüro niemand mehr willens seyn / diese Oerther zubesuchen / wegen deren man sich doch bißher nicht gescheuet so lange und verdrießliche Reisen vorzunehmen / weil man nunmehr so leicht alles das jenige / was daselbsten schön und seltzam ist / betrachten kan / und nicht nöthig hat auß dem Orth seiner Wohnung / ja auch auß seinem Zimmer sich zu begeben. Wir wollen Ihme aber auch nicht verhalten / daß hergegen etliche andere / und zwar in viel grösserer Anzahl sind / die gantz andere Gedancken haben / und davor halten / daß sein Verfahren einen Außgang gewinnen werde / der dem Urtheil der vorigen gantz zuwieder seye. Dann sie glauben / weil ihr diese Gegenden so schön und so anmuthig abgemahlet; (also daß die glückseelige Inseln / welche in den alten Mährlein so sehr herauß gestrichen worden / nichts anderst dagegen seyen als ein geringes Vorbild und schlechter Entwurff /) man dannenher gar gern sich rühmlichst vornehmen werde dieselbe zubesehen / damit man die Abschrifft /

welche ihr unter die Hände kommen lassen / dem Haupt-Werck entgegen halten möge/und also das Gesicht vergnügen könne mit dem / welches eurer Aussage nach/ wie dann gewißlich nicht anderst ist / mit so vielen würcklichen Anreitzungen und wahrhafftigen Anmuthigkeiten verbunden.

Und die Warheit zubekennen/ mein Herr / wer ist der / der nicht einen Lusten solte bekommen / indem er eure gelehrte Schrifften davon lieset/diese schöne Ebene etlicher Inseln zu sehen/welche ihr mit so vielen Schätzen der Natur überzogen vorstellet ; und selbsten gegenwärtig zubetrachten die wunderseltzame Höhe derjenigen Berge / die / eurer Redens-Arth nach/ mit einer grossen Menge köstlicher Bäume gekrönet / und mit immerwehrender Grüne bekleidet sind ? Wer solte nicht entzucket werden über der Schönheit so vieler tieffen Thäler und angenehmen Hügel / welche diese lustige Landschafften noch anmuthiger machen / und so artig in das Gesicht stehen / daß man den Augen keinen grössern Verdruß anthun kan/als wann man sie/ auch nur ein wenig/von der Anschauung aller dieser lieblichen Sachen abwendet ? Uber das alles/wer ist der/ welcher nach dem er gelesen / was ihr von deß Herrn General Gouvernörs eurer Landsleute herrlichem Pallast sagt / den ihr beschreibet als ein nach der Baukunst vollkommenes Werck/ mit so vielen klaren Springwassern be-

befeuchtet/ mit so vielen köstlichen und wohlriechenden Bäumen beschattet/ mit allem dem was die Kunst und die Natur nur wunderschönes haben/ bekleidet/ ja mit so vielen Hertzerfreuenden Lieblichkeiten versehen/ daß sie auch die Quellen der bittersten Bekümmernussen bey einem Betrübten gäntzlichen außtrucknen könten: wer ist/ sage ich/ der nit ein innbrünstiges Verlangen tragen solte/ diese stoltze Vereinigung so vieler Seltzamkeiten und so vieler Wunder/ die ihme vor diesem unbekandt waren zu sehen?

Man müste ein Stein/ und deren angenehmen Bewegungen deß Gemüths / welche gemeinlich dem Hertzen der Menschen zu schmeichlen pflegen/ gantz beraubet seyn/ wañ man nach Lesung eurer Historischen Beschreibung nicht zu sehen verlangte; nicht mehr in den Büchern/ oder in den Kunstkammern der Rarität-Liebenden; sondern an dem Orth ihres Uhrsprungs selbsten / so vielerley Gattungen vierfüssiger Thiere / Gewürme und Ungezieffer; absonderlich aber die jenige unvergleichliche Vögel/ welche ihr in ihrem Pracht darstellet/ mit mancherley Federn von so vielen lebhafften und unverenderlichen Farben bedecket/ daß es scheinet/ als hätten sie die Natur in ihrem Glantz und Schein gantz erschöpffet / damit sie sich mit dieser stoltzen Vermischung zieren mögten. Es werden wohl den Europæern etliche dieser leichten Einwohner der Lufft

außge-

außgebälcket zugeschickt; aber ohne dem / daß dieselbe tod sind / so verliehren sie viel von ihrem Glantz und von ihrer Zierde: ihr habt sie in eurer Historischen Beschreibung so trefflich wohl vorgemahlet/daß wir uns leicht einbilden / es werden die jenige / so dieselbe lesen/ gar gerne wünschen / daß ihnen etwas von ihrer Geschwindigkeit mitgetheilet würde/ damit sie sich in diese liebliche örther schwingen/ und diese Vögel in ihrem lebhafften Schein und reichen Farben / mit welchen sie gezieret daselbst sehen könten. Vor allen aber daß sie betrachten mögten den jenigen beseelten Demant / oder fliegenden Stern/ den wunderbaren Colibry, welcher sein Geschlecht zu mehren/ sein Nest mit solcher verwunderlichen Geschickligkeit bauet/daß es zubefürchten / es werde das glückseelige Arabia hinfüro deß Nestes seines Phoenix vergessen/und hergegen dieses loben.

Ich will nichts sagen von dem kleinen Cucuyos, den ihr mit solchem Ruhm und Glantz bekleidet / daß derselbe die allerdickste Finsternüsse der Nacht verschwinden machet: die Wunder deß Meers und der Erden / die Lufft-Wasser-Thiere/vor denen Furcht und Schrecken hergehet/wann sie mit euren Worten bedecket / haben sie eine sonderliche Zierde/ welche das Grausen so einen ankommet/ über der Anschauung ihrer schuppichten oder rauhen Leiber / und wegen der abscheulichen Wehre / mit denen ihr Mund bewaffnet/ um ein merckliches

liches verringert. Das unerbittliche Meer selbsten / welches sich keinem anderen Gesetz unterwürffet / als das ihm sein Schöpffer auferleget / ernehret daselbst so viele unterschiedliche Fische / und verbirget in seinem weiten Schoß so viel Amber / so viel Perlen / so viel Corallen / und so viel andere köstliche Sachen / die ihr beschreibet / daß man sich hinfüro seiner Unbeständigkeit zuvertrauen leicht erkühnen wird / damit man nur auch einen Theil an allen seinen Schätzen haben möge.

Jedoch erhebet ihr diese glückseelige Gegenden gleichwohl so hoch nicht / daß ihr nicht auch derselben Mängel entdecken / und derselben Beschwerden anzeigen soltet; wann ihr aber solche offenbahret / so setzet ihr auch auß mildlöblicher Geschickligkeit zugleich hinzu die Mittel / welche ihre schädliche Würckungen zu hintertreiben dienlich sind. Uñ ist nichts von allem dem / das die Ruhe der Einwohner dieser neuen Welt stöhren mag; dem ihr nicht Rath schaffet; kein Gifft / dem ihr nicht das Gegengifft an die Seite stellet; kein Beschädigter / dem ihr nicht zu Hülff kommet; daß also die Neu-ankommende / wann sie eure Schrifften lesen / nicht allein darinnen finden die Mittel / wie sie ihr Leben in diesen angenehmen Orthen mit süsser Ruhe zubringen / und die Geheimnusse die ihr ihnen vorstellet / wie sie in ihren rühmlichen und nutzlichen Verrichtungen den Zweck erreichen mögen; sondern auch die Hülff deren sie gebrauchen / und die

Lebens-Arth / die sie in den Speisen in acht nehmen müssen / damit sie allezeit ihre Gesundheit in gutem Wohlstand wieder die böse Zeiten / gifftige Eigenschafften etlicher Früchte / und schädliche Gewürme und Ungezieffer erhalten. Können also in einer Stund viel mehr Mittel erlernen wieder die Kranckheiten / welche sie daselbst überfallen mögen / als sie eine verdrießliche Erfahrung in Verlauff eines gantzen Jahrs nicht lehren würde.

Ihr habt so wohl in eurem Gedächtnuß behalten die Eigenschafften / das Regiment / und die mancherley Handlungen der Völcker / welche ihr an unterschiedenen Orthen in America gesehen / daß man nichts tadeln kan an den artigen Beschreibungen / die ihr davon auffgesetzet. Die allerwildeste Reden selbsten / und allerseltzamste Gewohnheiten bekommen eine solche Zierlichkeit / wann sie durch eure Hände gehen / daß die spitzfündigste Nachgrübler / wann sie eure Historische Beschreibung lesen / nichts verwerffliches / oder etwas das ihnen den geringsten Eckel erwecken mögte / darinnen finden. Belangend die Berichte / welche ihr von Zeiten zu Zeiten von dem edlen Reysenden / dessen ihr allezeit mit Ruhm gedencket / empfangen: habt ihr dieselbe so wohl an ihren gehörigen Orth in solcher klugen Ordnung eingetragen / daß ob sie wohl köstlich sind in ihrer materi und gestalt / die sie von ihrem eigenen Uhrheber bekommen / doch durch das schöne Liecht / und durch alle diese Anmuthigkeiten /

wel-

welche ihr ihnen mitgetheilet / dergestalt euer worden / daß man euch grosses Unrecht thun würde / wann man sie nicht unter eure eigene Reichthümer zehlete.

Wiewohl eure Landsleuthe unter die berühmteste und tapfferste Völcker der Welt gerechnet werden / und man euer Franckreich gleich wie das alte Canaan, das Land deß wahren Adels / das vollkommenste in der Schönheit / die Freude deß gantzen Erdkreißes nennen kan: ja dasselbe überall vor das Aug Europæ, eine Mutter der Höffligkeit / und eine Meisterin der schönen Wissenschafften / aller Artigkeit / und aller edelen Ubungen deß Friedens und deß Krieges gehalten wird: so vergesset ihr doch nicht auß hochmüthiger Verachtung anderer Völcker / die mit demselben in alter Bündnuß stehen: sondern ihr lobet den der es verdienet / er mag seyn wes Volcks er wolle / und habt eure Erzehlungen so wohl eingetheilet / daß ihr einem jeden gebet was ihm gebühret / und man euch also der Partheyligkeit oder Schmeicheley mit Recht nicht beschuldigen kan.

Auß Furcht / daß die fast immerwehrende Hitze die in den Antillen ist / dem temperament eurer Leser nicht in etwas zuwieder seye / habt ihr dieselbe auß kluger Vorsichtigkeit mit einer angenehmẽ Kühle mitten in ihrem Lauff erfrischet / vermittelst der sonderbahren und umständlichen Erzehlung von den

den traurigen Einwohnern deß Landes bey der Meeres-Enge Davis; die den meisten Theil ihres Lebens unter dem Eiß und Schnee/ welche ihre Höhle bedecken; die übrige Zeit aber in den Wassern mit den Fischen zubringen daß man sie also vor eine Arth der Lufft-Wasser-Thiere/ gegen andere Menschen zu rechnen/ halten solte.

Wir zweifflen nicht/ mein Herr / daß die Caraiber, die ihr so wohl abgebildet in ihren Haußhaltungen und Kurtzweilen / in allen ihren Friedens- und Kriegs-Ubungen / in ihrer Geburt und in ihrem Todt; euch hinfüro vor ihren eigenen Historien-Schreiber annehmen werden / und in ihren Carbetten und allen offentlichen Freuden-Festen rühmen / weil ihr den Stammbaum ihres Geschlechts gesetzet/ und ihnen ihren wahren Uhrsprung gezeiget habt/vornehmlich aber/weil ihr sie in das Gesicht Europæ gestellet also/ wie sie wahrhafftig sind/nehmlich/ nicht so gar wild und grausam als sie biß daher gehalten worden. Wir haben auß sonderbahrer Begierde den jenigen / die noch unter uns wohnen / mitgetheilet/ was ihr von ihnen geschrieben; und haben gehöret/ wie sie mündlich bekennet alles das jenige/welches der verstorbene Herr Bristok euch berichtet von ihren Kriegen/von ihrer Religion, von ihrer Sprach / und von ihren Sitten; also daß alle diese Sachen in allen ihren Umstän-

den

den und Gründen so wahr sind / daß man sie nicht verwerffen kan / man wolle dann ein Volck Lügen straffen / welches durch beständigen und einhelligen Nachricht von ihren Vorfahren in dieser Meinung erzogen worden / und dieselbe allezeit vertheidigen wird.

Es würde aber ein geringes seyn / wann nur dieses Volck allein / das noch etwas wilder Arth ist / euer Lob preisete / uñ euch seine Danckbarkeit bezeugete: Billiger ist es / daß wir / die wir unter etlichen übrigen dieses Volcks / und andern / welche wir zur Höffligkeit zubringen uns bemühen / leben / uns vor eine sonderbahre Ehre schätzen / diese Schuldigkeit bey euch abzulegen: und daß unsere Leuthe / die itziger Zeit einen Staat mit ihnen machen / uñ bißher sich vergnüget ihren Zeugen in dem Himmel zu haben / nunmehr aber durch eure Historische Beschreibung an den Tag kommen sind / bekeñen / daß sie eurer Wohlgewogenheit den Glantz / den sie bey den Europæern bekommen / zuzuschreiben haben; und euch deßwegen nochmahlen durch meine Feder hertzlichen Danck sagen. Nehmet denselben beliebig auff / mein Herr / fahret fort uns mit eurer Gunst / die uns so vortheilhafftig ist / zu ehren; und versichert euch / daß unsere blühende Landschafft Florida willigst und reichlichst alle ihre Blumen außstreuen werde / die Krohne welche eurer Historischen Beschreibung gebühret / damit außzuziehren; und daß unsere Ebene / unsere Teiche /

unsere Wälder / und unsere höheste Berge keine Einwohner haben / die sich nicht über eure Schrifften verwundern / und eure Wohlfarth stetig wünschen. Dieses ist die Meinung ihrer aller insgemein / und absonderlich dessen / der allezeit seyn wird

Mein Herr

Auß Melilot in der Landschafft Florida, den 6. Tag deß Jenners / 1660.

Sein schuldig-verbundener und willfährigster Diener

Edoard Graeve.

Inn-

Innhalt
Der Capiteln des ersten Buchs der Historischen Beschreibung natürlicher Sachen in den Antillen Inseln.

Das I. Capitel.

Von Gelegenheit der Antillen-Inseln insgemein: Von Beschaffenheit der Lufft; von Eigenschafft deß Landes; und der Völcker / so dasselbe bewohnen. pag. 1.

II.

Von einer jedweden Insel der Antillen insonderheit. 11
1. Von der Insel Tabago oder Neu-Walcheren. 11
2. Von der Insel Granada. 36
3. Von der Insel Bekia. 38
4. Von der Insel S. Vincentii. 39
5. Von der Insel Barbudos. 40
6. Von der Insel S. Luciæ. 42
7. Von der Insel Martinino. 43

III.

Von den Antillen Inseln die sich gegen Norden erstrecken. 56
1. Von der Insel Dominica. 57
2. Von der Insel Marigalante. 59

3. Von

3. Von den Inseln/die Heiligen genandt/und der Vögel-Insel. 60
4. Von der Insel Desiderada. 61
5. Von der Insel Gardeloupe. 61
6. Von der Insel Antigoa. 67
7. Von der Insel Mont serrat. 68
8. Von der Insel Barbada und Redonda. 69
9. Von der Insel Nieves. 70

IV.

Von der Insel S. Christophori insonderheit. 72

V.

Von den Inseln unter dem Wind. 91
1. Von der Insel S. Eustachii. 91
2. Von der Insel S. Bartholomæi. 94
3. Von der Insel Saba. 95
4. Von der Insel S. Martini. 95
5. Von der Insel Anguilla. 98
6. Von den Inseln Sombrero, Anegada und Virgines. 99
7. Von der Insel S. Cruz. 100

VI.

Von den Bäumen so in diesen Inseln wachsen deren Früchte man essen kan. 101
1. Von den Pomerantzen- Granat- und Citronen-Bäumen. 102
2. Von dem Goyave-Baum. 104
3. Von dem Papaye-Baum. 105
4. Von dem Momin und Cachimas. 107
5. Von dem Junipa. 109

6. Von

6. Von dem Trauben-Baum. 111
7. Von dem Acajou. 111
8. Von den Pflaumen Icaque. 113
9. Von dem Pflaumen-Baum Monbain. 114
10. Von dem Baum Courbary. 115
11. Von dem Indianischen Feygen-Baum. 116
12. Von dem Speerbeer- oder Speyerling-Baum. 117
13. Von dem stachelichten Palm-Baum. 118
14. Von dem zahmen Palm-Baum. 119
15. Von dem Latan-Baum. 123
16. Von dem Cocos Baum. 124
17. Von dem Baum Cacao. 126

VII.

Von den Bäumen/die zu dem Bauen dienlich oder zu den Schreiner-Wercken und färben gebrauchet werden. 127
1. Von den zweyerley Arthen Acajou. 128
2. Von dem Baum Acomas. 130
3. Von dem Rosen-Holtz. 131
4. Von dem Indianischen Holtz. 133
5. Von unterschiedlichem rothen Holtz/ welches zum Bauen dienlich/und von dem Eisen-Holtz. 134
6. Von etlichen Bäumen/derer Holtz zur Färberey gebraucht wird. 136
7. Von dem Baum Roucou. 138

VIII.

Von den Bäumen / welche in der Artzney

dienlich; deßgleichen von etlichen andern/ davon die Einwohner der Antillen grossen Nutzen haben. 140
1. Von dem Cassien-Baum. 141
2. Von den Artzney-Nussen. 143
3. Von dem Zimmet-Holtz. 145
4. Von dem Baumwollen-Baum. 146
5. Von dem Seiffen-Baum. 147
6. Von dem Paretuye-Baum. 148
7. Von dem Calebassien-Baum. 148
8. Von dem Baum Mahot. 150

IX.

Von den Bäumlein und Stauden der Inseln/ welche Früchte tragen und Wurtzeln von sich stossen/ die den Einwohnern zur Nahrung dienen / oder zu anderem Gebrauch nützlich sind. 152
1. Von dem Manyoc. 153
2. Von dem Wunderbaum. 155
3. Von dem Banane- und Feigen-Baum. 156
4. Von dem Corallen-Holtz. 160
5. Von dem Jasmin und Licht-Holtz. 161

X.

Von den Pflantzen/ Kräutern und Wurtzeln der Erde in den Antillen. 161
1. Von den dreyerley Arthen Pyman. 162
2. Von dem Taback. 164
3. Von dem Indig. 166
4. Von dem Ingber. 166

5. Von dem Patate. 167
6. Von dem Ananas. 170
7. Von den Zucker-Rohren. 174

XI.

Von etlichen andern Gewächsen der Antillen/ und unterschiedlichen Arthen Hülsen-Früchte und Blumen/ so daselbst wachsen. 177
1. Von den Racketen. 177
2. Von den Kertzen. 179
3. Von den unterschiedlichen Arthen Lienes. 180
4. Von den immer grünen Kräutern. 181
5. Von den fühlenden Pflantzen. 182
6. Von unterschiedlichen Arthen der Erbsen. 184
7. Von den Bohnen. 185
8. Von den Pflantzen und Kräutern/ die ihren Nutzen in der Artzney oder Haußhaltung haben. 186
9. Von den Wasser-Melonen. 189
10. Von den Lilien in den Antillen. 190
11. Von den zweyerley Arthen der Passion-Blume. 190
12. Von dem Bisam-Kraut. 194

XII.

Von den fünfferley Gattungen der vierfüssigen Thiere/ die man in diesen Inseln gefunden. 195
1. Von dem Opassum. 195

2. Von dem Javaris. 197
3. Von dem Tatou. 198
4. Von dem Agouty. 199
5. Von den Bisam-Ratten. 200

XIII.

Von den kriechenden Thieren / so man in diesen Inseln findet. 201
1. Von unterschiedlichen Arthen Gewürm und Schlangen. 201
2. Von den Eydexen. 205
3. Von den Anolis. 208
4. Von den Roquet. 209
5. Von den Maboujas. 209
6. Von den Mückenverschlingern. 210
7. Von den Land-Hechten. 213
8. Von den Scorpionen / und einer andern Arth schädlichen Eydexen. 214

XIV.

Von dem Ungezieffer / das in den Antillen gemein ist. 215
1. Von dem Ungeziefer / Soldaten genannt / und von den Schnecken. 216
2. Von den leuchtenden Fliegen. 219
3. Von den Phalangen oder gehörnten Fliegen. 226
4. Von dem Vielfuß oder Scolopendra. 228
5. Von den Spinnen. 229
6. Von dem fliegenden Tyger. 231
7. Von den Bienen und etlichen andern Ungeziefern. 232

XV.

Von den vornembsten Vögeln in den Antillen. 233
1. Von den Fregaten. 234
2. Von den Fahlen. 235
3. Von den kleinen weissen Reygern / und etlichen andern Meer- und Flüß-Vögeln. 236
4. Von dem Kropff-Vogel. 237
5. Von den Wasser-Hühnern. 238
6. Von dem Flamman. 239
7. Von den Americanischen Schwalben. 241
8. Von unterschiedlichen Land-Vögeln. 242
9. Von den Arras oder grossen Papageyen. 243
10. Von den Canides. 245
11. Von den mittlern Papageyen. 249
12. Von den kleinen Papageyen. 250
13. Von dem Tremblo. 251
14. Von den Americanischen Spatzen. 251
15. Von dem Orinoquen-Adler. 252
16. Von dem Mansfeny. 253
17. Von dem Colibry. 253

XVI.

Von den Meer- und Fluß-Fischen der Antillen. 263
1. Von den fliegenden Fischen. 264
2. Von den Meer-Papageyen. 266
3. Von dem Gold-Bråsem. 267
4. Von dem Bonite. 268
5. Von der Meer-Nadel. 269

6. von etlichen andern Fischen deß Meers und der Flüsse. 270

XVII.

Von den Meerwundern / welche an diesen Orten gesehen werden. 271
1. von dem Schwerdfisch. 272
2. von den Meer-Schweinen. 273
3. von dem Requiem. 274
4. von dem Fisch Remora. 277
5. von dem Lamantin. 278
6. von den Wallfischen und andern Meerwundern. 280
7. von den Meer-Teuffeln. 281
8. von dem Becune. 283
9. von der Meer-Schnepffe. 284
10. von dem Meer-Igel. 285

XVIII.

Absonderliche Beschreibung eines Meer-Einhorns / welches auf der Reede der Insel Tortuga außgeworffen worden / in dem Jahr 1644. Benebenst einer sonderbahren Erzehlung / so Vergleichungs-Weise füglich beygesetzet wird / belangend unterschiedliche schöne und seltzame Hörner / welche man von dem Freto oder Meeres-Enge / Davis genannt / gebracht; deßgleichen von den Eigenschafften deß Landes / und Sitten der Völcker / die daselbst wohnen. 286

XIX.

Von den Fischen die mit harten Schalen / an statt der Haut und Schuppen bedecket sind:

von

von unterschiedlichen raren Schnecken/und etlichen anderen schönē Meer-Gewächsen/ welche an den Seiten der Antillen Inseln gefunden werden. 317
1. von den grossen Meer-Krabben. 319
2. von den Meer-Spinnen. 319
3. von den gemeinen See-Krebsen. 320
4. von der Burgau-Schnecke. 321
5. von der Stachel-Schnecke. 321
6. von der Lambis-Schnecke. 322
7. von den Porcelan-Muscheln. 323
8. von den Horn-Schnecken. 326
9. von der Perlenmtter. 327
10. von etlichen andern Gattungē der Schnecken. 330
11. von den Schnecken / welche mit Music-Noten bezeichnet. 332
12. von den Augen-Steinen. 334
13. von den Meer-Aepffeln. 335
14. von den Meer-Sternen. 336
15. von den Meer-Bäumen. 337
16. von den Meer-Büschen. 337

XX.

Von der Amber/ihrem Uhrsprung/und Kennzeichen/ daran man siehet / ob sie gut und unverfälschet seye. 338

XXI.

Von etlichen Lufft-Wasser-Thieren / die in diesen Inseln gemein sind. 347
1. von dem Crocodill. 348
2. von den zahmen Schildkrotten. 353

3. von den Schildkrotten Caoüannes. 358
4. von den Schildkrotten Carets. 358
5. von der Weisse die Schildkrotten / und alle andere grosse Fische der Antillen / zu fangen. 360
6. von den Schildkrotten die sich auff dem Land / und in den süssen Wassern auffhalten. 363

XXII.

Begreiffend die eigendliche Beschreibung etlicher Gattung Krabben / welche gemeinlich auff dem Land der Antillen gefunden werden. 365
1. von der Krabbe / die man Turluru nennet. 366
2. von den weissen Krabben. 367
3. von den gemahlten Krabben. 368

XXIII.

Von dem Donner / Erdbeben / und ungestümmen Wettern / die sich in diesen Inseln zum öfftern erregen. 374
1. von dem Donner. 375
2. von dem Erdbeben. 375
3. von einem ungestümmen Wetter / welches die Einwohner der Inseln Oüragan neñen. 376

XXIV.

Von etlichen andern Beschwerlichkeiten deß Landes /

Landes / und den Mitteln / deren man sich wieder dieselbe gebrauchen kan. 386
1. von den Musticken und Maringoins. 387
2. von den Wespen und Scorpionen. 388
3. von den Mancenille-Bäumen. 389
4. von den Holtz-Läusen. 394
5. von den Ravers. 396
6. von den Chiquen. 398
7. Etliche Artzneyen wieder die gifftige Schlangen-Bisse / und alle andere Gifft so wohl deß Landes / als deß Meers in den Antillen. 401
8. von dem Meer-Schaum. 406.
9. von den Ratten / die in diesen Inseln gemein sind. 406

ENDE deß Innhalts der Historischen Beschreibung natürlicher Sachen.

EIGENTUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA
IN
AUGSBURG

Gs
Rochefort

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochefort, Charles de, 1604-1683

Historische Beschreibung der Antillen Inseln, in America gelegen in sich begreiffend deroselben Gelegenheit, darinnen befindlichen natürlichen Sachen, sampt deren Einwohner Sitten und Gebräuchen ; mit 45 kupfferstü cken gezieret
Bd.: 1

Franckfurt 1668

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7986
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249708-5